Heft 9 September 2003 € 4,80

C 12611 E

konkret

Konkret: Politik & Kultur

A € 5,75 · L € 5,75 · CH sfr. 9,50

8 SEITEN KONKRET-EXTRA ZUM 100. GEBURTSTAG THEODOR W. ADORNOS

Was von Adorno übrigblieb

»Deutschland packt's an«: Die neue Apo

Vertriebene: Ein Zentrum für die Täter

Hamas, Suhrkamp?

4 191202 704806 09

in konkret September 2003

hier konkret von Hermann Kant
Knapp 14 Jahre ist die Mauer nun weg, etwa die Hälfte der Zeit, die sie stand. KONKRET sprach mit dem Ex-DDR-Schriftsteller Hermann Kant über die erwartbaren und erwarteten Folgen ihres Falls

von Konkret

an Konkret

Eight fourteen and nine eleven von Hermann L. Gremliza

Herrschaftszeiten

Sprengsatz im Führerbunker von Eike Stedefeldt

Apo.de von Ralf Schröder
Die neue außerparlamentarische Opposition ist für nationale Identität, gegen Parteien und auch ansonsten gut drauf. Ein Porträt.

Kinder, Küche, Kurzzeitjobs von Tina Klopp
Alle wettern gegen Eichels »Sparpolitik«. Daß sie in besonderem Maße Frauen trifft, ist dabei kein Thema.

Siegende Verlierer von Georg Fülberth
Gegen den geschlossenen Widerstand von Politik und Medien hat sich der IG-Metall-Vize Peters im Kampf um die Führung der Gewerkschaft durchgesetzt. How come?

Eine häufige Methode ... von Oliver Tolmein
... sei Folter in Indien, sagt das Bundesverfassungsgericht und hält die Auslieferung eines mutmaßlichen Betrügers dorthin

Hat Blair uns belogen? von Stefan Frank
Die nachrichtenarme Sommerzeit überbrücken Zeitungen gerne mit Wettermeldungen und Augenzeugenberichten über Monstererscheinungen. In diesem Jahr interessierte man sich unter anderem für Tony Blair.

Die Botschaft hör ich wohl ... von Hans Branscheidt, Thomas von der Osten-Sacken
Wie reagiert das Ba'th-Regime in Syrien auf den Sturz Saddam Husseins?

In einem anderen Land von Christian Eggers
Vor 30 Jahren wurde die Volksfront-Regierung in Chile durch einen Putsch beseitigt. Der Staatsstreich war erfolgreich. Bis heute.

Wiedergänger im Nadelstreif von Erwin Riess
Die Runderneuerung Österreichs – eine liberale Erfolgsstory.

Siegen lernen von Ralf Schröder

Grabschändung von Erich Später
Mit einem »Zentrum gegen Vertreibung« wollen Peter Glotz und Erika Steinbach die deutsche Tätergesellschaft in ein nationales Kollektiv von Opfern umwidmen. Der von den Nazis Verfolgte Franz Werfel muß mit seinem Namen für einen Vertriebenenpreis herhalten.

Zu Protokoll von Natan Sznaider, Günther Jacob
Warum der israelische Soziologe Natan Sznaider und der Hamburger Autor Günther Jacob eine Veranstaltung im Rahmenprogramm zur »Wehrmachtsausstellung« in Peenemünde kurzfristig absagten. KONKRET dokumentiert ihr Schreiben an den Leiter des »Historisch-Technischen Informationszentrums« in Peenemünde

Maxima Banalia von Magnus Klaue
Konkret-ExtraAnmerkungen zur Geschichte der Adorno-Rezeption in Deutschland.

Knurrender Rottweiler, schreiender Hirsch von Gerhard Scheit
Konkret-ExtraAdornos Briefwechsel mit Horkheimer gibt Anlaß, über einige Voraussetzungen der Kritischen Theorie neu nachzudenken.

Ewig stampft die Jazzmaschine von Martin Büsser
Konkret-ExtraIst Adornos Kritik der Kulturindustrie überholt?

Who done it? von Tina Klopp
Eine neue Untersuchung belegt, daß der Palästinenserjunge Mohammed al-Dura nicht von israelischen Soldaten erschossen wurde.

Pannen der Anklage von Germinal Civikov
Die Medien haben das Interesse am Milosevic-Prozeß verloren, weil er wider Erwarten den tatsächlichen Geschehnissen in Jugoslawien auf den Grund geht. Eine Chronik

Kunst & Gewerbe von Michael Klarmann
Minima MoraliaKulturindustrie

Kunst & Gewerbe von Gerhard Scheit
Adorno und die Deutschen

Kunst & Gewerbe von Mark-Stefan Tietze
Dialektik der Aufklärung

Von der Sitte von Jürgen Roth
Kultur-Kolumne

Ein Fall von Streitkultur von Joachim Rohloff
Wie der Suhrkamp-Verlag einmal ein antiisraelisches Traktat aus dem Programm nahm und damit allerlei Widerspruch erntete.

Buch & Deckel von Martin Büsser
Theodor W. Adorno: Ontologie und Dialektik. Nachgelassene Schriften. Suhrkamp, Frankfurt a.M. 2002, 446 Seiten, 32,80 EuroTheodor W. Adorno: Vorlesung über Negative Dialektik. Nachgelassene Schriften. Suhrkamp, Frankfurt a.M. 2003, 464 Seiten, 32,90 Euro

Buch & Deckel von Florian Sendtner
Thomas Muggenthaler: »Wir hatten keine Jugend«. Zwangsarbeiter erinnern sich an ihre Zeit in Bayern. Edition Lichtung, Viechtach 2003, 207 Seiten, 13,20 Euro

Buch & Deckel von Jürgen Cain Külbel
KZ-Gedenkstätte Neuengamme: Entgrenzte Gewalt. Täterinnen und Täter im Nationalsozialismus. Edition Temmen, Bremen 2003, 214 Seiten, 10,90 Euro

Buch & Deckel von Hartwig Vens
Murat Güngör/Hannes Loh: Fear of a Kanak Planet. HipHop zwischen Weltkultur und Nazi Rap. Hannibal, Höfen 2002, 333 Seiten, 19,90 Euro

Buch des Monats von Marc Fabian Erdl

Nicolas Berg: Der Holocaust und die westdeutschen Historiker. Erforschung und Erinnerung. Wallstein Verlag, Göttingen 2003, 768 Seiten, 46 Euro

Angenehm abartig von Peter O. Chotjewitz
Porträt eines unglücklichen Mannes, anläßlich einiger Neuausgaben der Bücher Richard Brautigans.

Deutsches Gemüt von Kurt Pätzold
Warum neue Bücher über Stalingrad nicht gerade die Geschichtsschreibung voranbringen, aber dennoch aufschlußreich sind.

Richtung Westen von Ludwig Seyfarth
Eine Ausstellung in der Berliner Nationalgalerie zeigt die Kunst der DDR, die jenseits der repräsentativen Arbeiter- und Bauernbilder entstand.

Wieso, weshalb, warum? von Oliver Tolmein

Pin-Up à la Cézanne von Martin Büsser
Daß die Pop-Art auch eine theoretisch anspruchsvolle Bewegung war, zeigt eine Kölner Ausstellung mit Werken des britischen Künstlers Richard Hamilton.

Melodie & Rhythmus von Marc Fabian Erdl
Ekkehard Jost: Sozialgeschichte des Jazz. Zweitausendeins, Frankfurt a. M. 2003, 420 Seiten, 24,90 Euro

Melodie & Rhythmus von Mark-Stefan Tietze
Blumfeld: Jenseits von Jedem. Wea/ZickZack

Melodie & Rhythmus von Hartwig Vens
Wir sind Helden: Die Reklamation. Labels

Platte des Monats von Alexander Kasbohm
Kraftwerk: Tour De France Soundtracks. Emi

»Von St. Pauli bis nach Auschwitz« von René Martens
In der Fußballszene korrespondiert der Antisemitismus des kleinen Fans mit einem institutionellen, der freilich selten offen zutage tritt.

KEIN SCHÖNER LAND - »Erlebniscity« von Rayk Wieland
Ein Besuch in der Gedenkstätte des Konzentrationslagers Sachsenhausen.

FilmTheater von Christian Giering
100 Schritte

FilmTheater von Dietrich Kuhlbrodt
Rosenstraße

FilmTheater von Jan Pehrke
Irreversibel

Film des Monats von Magnus Klaue
Kleine Freiheit

Dein Volk ist alles von Thorsten Fuchshuber
Über das Wahnsystem des populären Psychotherapeuten und »Familienaufstellers« Bert Hellinger.

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 09/03, S. 3

Hermann Kant

hier konkret

Knapp 14 Jahre ist die Mauer nun weg, etwa die Hälfte der Zeit, die sie stand. KONKRET sprach mit dem Ex-DDR-Schriftsteller Hermann Kant über die erwartbaren und erwarteten Folgen ihres Falls

konkret: Die Mauer ist nun schon halb solang weg, wie sie gestanden hat. Lohnt es sich, darüber überhaupt noch Worte zu verlieren?

Kant: Ich hab jedenfalls schon drüber geschrieben.

konkret: Dürfen wir um ein Zitat bitten?

Kant: In meinem Roman *Okarina* steht: »Was aus der Not eine Tugend machen heißt, sah man an diesem Plattenbau. Er war der aufgemauerte Kalte Krieg und unser schlimmstes Armutszeugnis. Wir haben uns hinter ihn geflüchtet und uns durch ihn gerettet, bis er uns erschlagen hat. An seiner entsetzlichen Geschichte gibt es nichts zu deuteln. An seiner entsetzlichen Vorgeschichte auch nicht.«

konkret: Warum so wortkarg?

Kant: Eher beredt, wenn man auf Leser setzt, die wissen, daß zum Krieg mindestens zwei gehören, Armutszeugnisse zunächst nur Zeugnisse von Armut sind und Geschichte (auch die von Vertreibungen) ohne Vorgeschichte nicht zählt.

konkret: Soviel also zur Mauer, als die bereits weg war. Was aber, als sie noch stand? Wußten Sie, was passieren würde im Fall, sie wäre nicht mehr da?

Kant: Genau das, was seit vierzehn Jahren stattfindet. Die »Zeit«, die dabei ein schmutziges Wort wie »Mauer« nicht in den Mund nahm, wollte 1989 per Umfrage wissen, was der Sieg des Kapitalismus über den Sozialismus die Welt kosten werde und was danach komme. Aus meiner Antwort ...

konkret: Hoffentlich einigermaßen unredigiert!

Kant: Man kann es unterm 22. September nachlesen, was der Sieg des Kapitalismus kosten werde: »... Nun, allen Sozialismus, den es gibt, und für längere Zeit auch jegliche Hoffnung, es werde gegen den Kapitalismus ein Kraut gewachsen sein. Der Sieg des Kapitalismus würde der Welt für eine historische Weile Kapitalismus pur bescheren ... Zunächst würde ein solcher Sieg die Welt ihre derzeitige Verfassung kosten, die sie wohl für Frieden hält. Angesichts der Verteilungskämpfe, die dann drohten, hätten wir es gegenwärtig mit einer pastoralen Idylle auf Erden zu tun. Denn was jetzt als Sozialismus vorhanden ist ... stünde dann ja zur Disposition und müßte einen Besitzer finden. Das Monopolistische, das Syndikatische, das Mafiose, Pinochetterie und Schönhuberei, MBB und NSDAP, ganz alltäglich ordentliche Unternehmer ebenso wie Dow Chemical und Mother Blue würden die Roten beerben wollen, und derartiger Ehrgeiz stiftet Händel ... Gälte ›Proletarier aller Länder, vereinigt euch!‹ nicht mehr, träte ›Kapitalier aller Länder, bereichert euch!‹ in Geltung, und alle bisherige Geschichte von Klassenkämpfen wäre vergleichsweise besonnte Vergangenheit. Oder glaubt einer, wenn der Sozialismus abgeschafft wäre, würden sich die Kapitalisten wie Sozialisten benehmen? Würden, weil es ja einer machen müßte, der Ausbeutung steuern, die Arbeitszeit in Grenzen halten, gleichen Lohn für gleiche Arbeit fordern und Arbeit für alle? Glaubt jemand, die Abschaffung des staatlich organisierten Sozialismus würde das Kapital zu etwas anderem als zur Abschaffung von jeglichem Sozialismus ermuntern? Glaubt wer, das *rolling back* machte um schwedische oder afrikanische Sozialismen einen Bogen und käme zur Ruhe, ehe die Station Haymarket wieder erreicht wäre? Das hieße, die Selbstbescheidung eines siegenden Kapitalismus für möglich halten, doch sollte unser Wunderglaube seine Grenzen haben ... Am Radikalismus des Kapitalismus sollte besser nicht gezweifelt werden. Die ›Zeit‹ fragt: ›Was kommt danach?‹, und ich, der ich so viele Gewißheiten der ›Zeit‹ nicht teilen mag, wähle den Konjunktiv: Was käme danach? – Die Antwort steht seit langem geschrieben, einer dieser Altsozialisten hat sie gesagt, er hat von Barbarei gesprochen.«

konkret: Gelten Sie nun als Prophet?

Kant: Es war zugänglichstes Allgemeinwissen und ähnlich riskant, als sagte diesen Sommer jemand, es sei heute so heiß, weil wir gestern soviel verbrannten. Im übrigen habe ich mich in einem Punkt zu meinem Glück furchtbar vertan. Der zitierte Satz von der Barbarei war nicht der Schlußsatz meiner Antwort. Der lautete vielmehr: »Doch vorher werden wir uns – man lese den Indikativ – noch ein bißchen wehren.«

konkret: Tja ...

Kant: Gewiß, wir haben gegen deren Krupps unsere Krauses geworfen und bis zum letzten Ampelmännchen gekämpft ...

konkret: Hätte die NVA schießen sollen?

Kant: Ich sagte doch, ich habe mich zum Glück vertan. Mir fehlt die Mauer nicht. Wenn ich denke, was sich in 14 Jahren ohne sie erreichen ließ! Ich halte eine Verfassung aus, zwischen deren »Eigentum verpflichtet« und »Sein Gebrauch soll zugleich dem Gemeinwohl dienen« wenig Realität vermittelt. Ich lebe mit einem Grundgesetz, das Glaubensfreiheit garantiert und mir Atheisten von meiner Verantwortung vor Gott redet. Bei »Alle Menschen sind vor dem Gesetz gleich«, fällt mir Kohl kaum noch ein. Ich lache nicht, wenn ich lese, wir hätten die Einheit vollendet. – Wie erst wird es sein, wenn es die Mauer so lange nicht mehr gibt, wie es sie einstmals gab?

Konkret 09/03, S. 4

von Konkret

Leser Helmut Neßeler aus Köln schreibt an die Redaktion:

Vor zehn Jahren erschien in der Septemberausgabe von KONKRET der Artikel »Jetzt sind die Menschen reif« vors Thomas Ebermann und Rainer Trampert. Schon damals machte er mir Magenschmerzen, riß mich aber zugleich heilsam aus dem Tiefschlaf meiner damaligen Arbeitslosigkeit. Wenn mir der Inhalt auch reichlich utopisch erschien - denn im beginnenden Herbst 93 war das allgemeine soziale Klima noch ruhig. Inzwischen bleibt mir nahezu die Spucke weg, wenn ich den Artikel wieder lese und merke, daß er absolut aktuell und auf der Höhe der Zeit ist - und das nach zehn Jahren! Nur einige Namen klingen alt. Die Ausführungen der Herren Trampert und Ebermann erlangen im nachhinein geradezu prophetische Qualität. Was heute in den Medien Tag für Tag als »Reform« oder »Sozialstaatsumbau« verkündet wird, bis hin zum offenen Bekenntnis zur Zwangsarbeit für Arbeitslose und Sozialhilfeempfänger/innen, ist in dem Artikel bereits ausführlich dargelegt.

In der Rubrik »Aus aktuellem Anlaß« ist der Artikel jetzt auf der KONKRET Homepage unter www.konkret-verlage.de/kvv nachzulesen.

Der **konkret-texte-Band** 34 - Moshe Zuckermann: *Zweierlei Israel? Auskünfte eines marxistischen Juden an Thomas Ebermann, Hermann L. Gremliza und Volker Weiß* hat ein lebhaftes Medienecho ausgelöst: »Wunderbar scharfe Analysen« (»Süddeutsche Zeitung«); »Spannend. Zuckermann begegnet den Fragen mit großer Differenziertheit und vielen Informationen, die weit über den Leser kreis der deutschen Linken hinaus von Bedeutung sind« (»Zeit«); »Ein konstruktiver Dialog« (»Taz«); »Scharfer Verstand und unorthodoxe Überzeugungen« (»Frankfurter Rundschau«); »Ein spannendes und lehrreiches Gespräch auf allerhöchstem Niveau« (»Ultimo«); »Im Unterschied zu allen tagesaktuellen Medien erfährt mensch in diesem Buch wirklich etwas über die politisch-historischen Hintergründe des Konflikts« (»Revista«); »Im besten aufklärerischen Sinne antideutsch« (»Jungle World«); »Ein Muß für die Linke in diesem Land« (»Stadtzeitung Saarbrücken«); »Unbedingt lesen« (»Terz«). *Zweierlei Israel?* ist für 12,40 Euro beim Verlag weiterhin lieferbar.

Am 30. September erscheinen die neuen **konkret-texte-Bände** 35 *(Amerika, dich haßt sich's besser. Die USA in Wahn und Wirklichkeit,* herausgegeben von Thomas Uwer und Thomas von der Osten-Sacken; 264 Seiten, 15,50 Euro) und 36 (Erwin Riess: *Heimatkunde Österreich. Ein Land zwischen Donau und Alpen, Prinz Eugen und Haider edlen Rittern und braunen Kameraden;* 144 Seiten, 12 Euro). Die Bände können ab sofort beim Verlag bestellt werden.

Die LITERATUR-KONKRET-Ausgabe 2003/04 ist als 36seitiges EXTRA der gesamten Auflage der nächsten KONKRET Ausgabe beigeheftet, die am 26. September erscheint. LITERATUR KONKRET mit dem Titelthema »Schreibtisch-Täter - Revanche für 1945: Wie die deutsche Literatur den Krieg gewinnt« befaßt sich unter anderem mit der Bombenkriegsdebatte, der Vermarktung von Heimkehrer- und Kriegsgefangenenschicksalen, der deutschen Friedensfront gegen die USA, mit Vertriebenenliteratur und den Jungliteraten, die Kriegsgeschichten ihrer Großeltern erzählen, um nun endlich sich mit der Nation und die Nation mit sich auszusöhnen. LITERATUR KONKRET ist auch einzeln für 2,50 Euro (zzgl. Versandkosten) beim Verlag erhältlich.

Konkret 09/03, S. 6

an Konkret

Unlustig

KONKRET 8/03: »Anne – Frank – Preis für Horst Mahler?« von Hermann L. Gremliza

Wäre dieses Thema nicht so bedrohlich für die Menschen in Osteuropa, man könnte bezüglich des Geisteszustandes der beschriebenen Aktivisten brüllen vor lachen. Gremliza bringt auf den Punkt, was deutsche Reaktionäre, stellvertretend für viele andere Leute in diesem Land, an Verdrängungsleistungen und Anmaßungen gegenüber anderen Gesellschaften, und besonders gegenüber denen, die unter dem deutschen Faschismus arg zu leiden hatten, produzieren.

Eckhard Begerock

per E-Mail

Unseriös

KONKRET 8/03: »Lauter letzte Gefechte« von Thomas von der Osten-Sacken/Thomas Uwer

Noch vor nicht allzu langer Zeit hätte Gremliza so ein Elaborat mit Wonne auseinandergenommen – und dies ganz unabhängig davon, ob er die dort verbreitete Ansicht im Ergebnis letztlich geteilt hätte oder nicht.

Sinnverdreher, Hirnverdreher, Zurechtbieger, Meister selektiver Wahrnehmung, die mit Sprache so umgehen wie mit ihrem Denken: das hätte ihm den Griffel gespitzt. Nun scheint er müde geworden zu sein, und wir müssen alles selber tun.

Norbert Eckert

per E-Mail

Wer all die Artikel des Autorenduos im Hinterkopf hat, wird sich kaum wundern, daß sie den aktuellen Zustand des Irak kurz und bünding als »Befreiung Bagdads« resümieren. Folgerichtig beklagen sie einen deutschen Konsens, demzufolge »mit amerikanischer Militärhilfe Befreiung nicht zu machen ist« und das, obwohl die USA nach 1945 doch schon so vielen Ländern die Freiheit gebracht haben.

Und so ist für die Autoren klar, »daß es den Koalitionstruppen mit ihrem Programm eines befreiten und demokratischen Irak offensichtlich ernst ist«. Schließlich gehören der Koalition der Willigen so gestandene Demokratien wie Albanien, Guatemala oder El Salvador an. Ein Schuft, wer da noch an Öl denkt, ein Antisemit gar, wer von Imperialismus spricht.

Der Kritik am deutschen Frieden und seinen rotgrünen Protagonisten ist zuzustimmen. Aber für das antideutsche Duo gilt als Schröder-Kritiker offenbar nur, wer sich selbst zuvor zum Bush-Deppen gemacht hat. Und dieser Bullshit ist so deutsch, wie er deutscher gar nicht sein kann.

Wilfried Harthan

per E – Mail

Untot

KONKRET 8/03: »Taube, Falke, Strauss« von Tina Klopp

... und Esel, der alles Knoop- und Kloppsche glaubt. Offenbar ist es in Mode gekommen, die Argumentationen anderer Autoren lapidar mit dem Terminus »Verschwörungstheorie« abzuschmettern. Falsch ist das Fazit der Autorin, »daß man dafür aber in den Hinterlassenschaften eines vor zwanzig Jahren verstorbenen, etwas verschrobenen Philosophen herumkramen muß, ist nicht einzusehen«, in zweierlei Hinsicht: Strauss ist bereits dreißig Jahre tot, sein Dogma aber lebt vermittels der Meisterschüler-Linie Strauss-Bloom-Wolfowitz fort und auf.

Jürgen Cain Külbel

Berlin

Unzumutbar

KONKRET 8/03: »Geschlossene Gesellschaft« von Rolf Surmann

Fern davon, den BGH in Schutz zu nehmen, meine ich, daß die Kritik am klageabweisenden Urteil in Sachen Distomo-Massaker am Problem vorbeigeht. Es stellt sich jenseits aller juristischen Überlegungen die Frage, ob der Weg des Individualrechtsschutzes tatsächlich geeignet ist, einen zivilrechtlichen Schadensausgleich bei Kriegsverbrechen herbeizuführen. Der Eröffnung der Individualklage folgt in der Tat denknotwendigerweise der Ausschluß einer Lösung zwischen Staaten und in der Folge zwischen Bürgern und »ihrem« Staat, das hieße also Millionen von NS-Opfern darauf zu verweisen, was der Kläger des besprochenen Verfahren verständlicherweise tat: Die Klage im Land der Mörder zu erheben. Das macht zwar zugegebenermaßen pädagogisch Sinn und mehrt das Vermögen der deutschen Anwaltschaft; aber schon Versicherungen sollte man tunlichst nicht an ihrem Sitz verklagen, wenn man Erfolg haben will. Auf jeden Fall ist es den Opfern nicht zumutbar.

Nicht zumutbar ist auch der Status quo: Deutschland als Kriegschuldnation und Kriegsverlierer verweigerte den Friedensvertrag und im wesentlichen damit jede Entschädigung unter Hinweis auf die ausstehende Wiedervereinigung, um dann ebenso wesentlich »2 + 4« die Angelegenheit für erledigt zu erklären. Aus den nie gezahlten Reparationen aber hätten die Opfer entschädigt werden können.

Der Skandal ist aber diesmal nicht die Rechtsprechung, sondern das Regierungshandeln dieses Staates von Anfang an. Und der Skandal setzt sich fort, denn niemand würde die Exekutive und Legislative dieses Staates hindern, endlich völkerrechtliche Verträge zur Entschädigung abzuschließen.

Kai Naumann

per E-Mail

Unkorrekt

KONKRET 8/03: »Jüdischer Faktor« von Erich Später

Ihre Angaben über die Nachkriegslaufbahn des Leiters der Heydrich-Stiftung, SS-Obersturmbannführer Hans Joachim Beyer, bedürfen einen kleinen Korrektur. Beyer wurde nicht Sprecher der schleswig-holsteinischen Landeskirche, sondern übernahm befristet die Leitung einer landeskirchlichen Pressestelle. Das macht es nicht besser, sondern schlimmer. Die Leitung der ev.-luth. Landeskirche Schleswig-Holstein wußte nämlich grundsätzlich um die NS-Belastung Beyers und vermied daher seine öffentliche Präsenz. So überbrückte Beyer bei der Landeskirche die Zeit der Entnazifizierung, um sich nach deren Abschluß in Flensburg auf eine Professur zu bewerben.

Das kirchliche Handeln in der NS – Zeit wird in der Nordelbischen Kirche seit 1999 erforscht.

Stephan Linck

Nordelbisches Kirchenarchiv Kiel

Unzureichend

KONKRET 8/03: »Gleitender Übergang« von Günther Jacob

Leider mußte ich in dem sonst guten Artikel einen inhaltlichen Fehler feststellen. Berthold Huber konnte in den Jahren 1969 bis Anfang August 1972 nicht Mitglied des Kommunistischen Arbeiterbund Deutschland (KABD) sein, denn dieser existierte unter diesem Namen erst seit dem August 1972.

Weiter sind die näheren Umstände der Beendigung seiner KABD-Mitgliedschaft interessant. Huber war einer von drei Delegierten auf dem 4. Zentralen Delegiertentag (ZDT) des KABD für die Ortsgruppe Ulm. Damals kritisierten die Ulmer Delegierten die zentrale Leitung des KABD wegen ihrer Haltung zur chinesischen KP-Führung. Dieser Konflikt endete mit einem Eklat, und die Konferenz beschloß mehrheitlich ein Untersuchungsverfahren gegen die Ulmer Ortsgruppe des KABD und seiner Jugendorganisation Revolutionärer Jugendverband Deutschlands (RJVD).

Im Rundbrief der Zentralen Kontrollkommission (ZKK) des KABD vom 23. April 1980 wird über Huber geschrieben: »Be. (und vier genannte Personen) suchten einen Genossen auf, um ... Material gewaltsam zurückzuholen bzw. internes Material zur Erpressung an sich zu reißen. Als ihnen der Zutritt in die Wohnung verwehrt wurde, zogen Be. und (eine weitere Person) Messer, Be. zückte seine Pistole und sie drangen unter wüsten Beschimpfungen und Drohungen auf einen die Wohnung schützenden Genossen der KSG ... ein, schlugen ihn zu Boden und traten mit Füßen in sein Gesicht.«

Ein ehemaliger RJVD-ler

Süddeutschland

Unsinn

KONKRET 8/03: »Ästhetik der Reaktion« von Ralf Havertz

Durs Grünbein der Andersdenkende denkt des Aischylos Perser anders. So anderes denkend das Gedachte zu Geschriebenem mutiert. Der denkend anderes somit schreibt: gedachte Perser von Aischylos nach Durs Grünbein. Was von Rechtswegen heißen müßte: Sermon vom Grünschnabel.

Werner Gauß

per E-Mail

Konkret 09/03, S. 9

Hermann L. Gremliza

Eight fourteen and nine eleven

»Du mußt zugeben, daß seit dem Imperialismus der Waren-Begriff entsetzlich heruntergekommen ist. Ich meine, früher ging das Zeug doch nicht dauernd kaputt.«
Peter Hacks an Heinar Kipphardt, 15. April 1969

Als die Fahrstühle stecken blieben, am 14. August in New York, stiegen Helikopter auf, rückten schwerbewaffnete Einheiten aus, trat der Mann, den der deutsche Leitartikel als mächtigsten der Welt hänselt, so verdattert vor die Nation wie einst im September 2001. Es dauerte Stunden, bis eine diffuse Angst solidem Ärger wich. Nichts war zusammengebrochen außer der Stromversorgung und, in ihrer Folge, der Verkehr. Die Toten ließen sich an drei Fingern einer Hand abzählen, in den Slums der Dritten Welt tanzte keiner, im Oval Office wurde kein Krieg erklärt. Allenfalls mag die Beobachter der Mühen, welche die Besatzungsmacht aufwandte, Bagdad das Licht zu bringen, das New York ausgegangen war, eine gewisse Heiterkeit befallen haben.

Was zugeschlagen hatte, war nicht das Böse, es war das Gute, das Beste, was man hat: das Kapital oder, wem's lieber ist, seine poetische Erscheinungsform als *liberty and the pursuit of happiness*. Am Tag danach zählte der Leitartikel, der sich und seinen lieben Anlegern bis gestern nichts als Heil und Segen von der »Entfesselung der Marktkräfte« versprochen hatte, zu den »Widersprüchlichkeiten Amerikas, daß neben der technischen Hochrüstung des Landes wesentliche Bereiche der öffentlichen Grundversorgung – neben der Energie auch die medizinische Betreuung – auf dem Niveau eines Landes der Dritten Welt liegen«. Die Metropole der Freien Welt, Sinatras *city that never sleeps*, zeichne sich durch eine »marode städtische Infrastruktur« aus.

Als hätte eine unsichtbare Hand ein »Scheißspiel!« an die Wand menetekelt, begann das Zentralorgan des deutschen Kapitals plötzlich jenes höhere Wesen anzubeten, das ihm gestern noch der Gottseibeiuns war: »Der deutsche Verbraucher muß sich deshalb keine Sorgen vor amerikanischen Verhältnissen machen, weil er sich noch über die von den einstigen Monopolisten« – gemeint sind die kommunalen und landeseigenen Stromversorger – »aufgebauten Kapazitätsreserven freuen kann. Doch gibt es auch in Deutschland Zeichen dafür, daß bei der Liberalisierung des Strommarktes etwas schiefläuft ... Das Beispiel Amerika zeigt nun eindringlich, daß die Forderung an die Bundesregierung, eine mit ausreichenden Sanktionsinstrumenten versehene Aufsicht einzusetzen, sehr berechtigt ist.«

Lang lebe die bürokratische Regulierungswut! Bis zum 13. August war sie ein Relikt sozialistischer Zwangsbeglückung, in vier Wochen wird sie es wieder sein. Für ein paar Tage immerhin hatte sich die bürgerliche Aufklärung unterm Schock des Ereignisses auf ihr Niveau bemüht, die öffentliche Meinung eingeräumt, gewisse Wirkungen stünden unter Verdacht, von Ursachen herzurühren. Sogar dem Präsidenten schwante, daß die Bombardierung von Leitungen und die Todesstrafe für Masten hier nicht weiterhülfe. So weit, den Staat als jenen ideellen Gesamtkapitalisten zu verstehen, der die Grundlagen einer ordentlichen Ausbeutung zu sichern und die einzelnen Kapitale daran zu hindern hat, um kurzfristiger Schnäppchen willen die Voraussetzungen künftiger Profite zu zerstören, kann kein Präsident denken.

Auch einer, der denken könnte, könnte nicht. Das Kapital, immer in der Furcht, es könne alles rauskommen und was dann?, will nicht beim Namen genannt werden, und so kennt es sich allmählich selber nicht mehr. Lügen zwar gehört zum Handwerk, und warum den Krieg nicht eine humanitäre Mission nennen, solange man noch weiß, wen man warum überfallen und bombardiert hat. Aber der Zynismus eines Winston Churchill, dem die Demokratie die lausigste Regierungsform war, abgesehen von allen andern, und der nur solchen Statistiken glauben wollte, die er selber gefälscht hatte, gehört einer untergegangenen Zivilisation an. Die Nachfolger sind wahrhaftig bereit zu glauben, Ausbeutung sei die schönste Form der Mildtätigkeit. Sie fallen auf die eigene Propaganda herein und sind darum verflucht, teure Fehler zu machen.

Kein Fehler ist, die USA zu preisen, und wäre es nur dafür, daß ihre Army die Welt zweimal in einem Jahrhundert vor den Deutschen gerettet hat oder daß von allen rassistischen Gesellschaften (also von allen) die amerikanische die einzige ist, in der Objekte dieses Hasses zu Gouverneuren, Senatoren, Bürgermeistern gewählt werden. Daraus für Festreden die Legende vom allzeit selbstlosen, politisch korrekten Befreier zu dichten – geschenkt. Aber sie für wahr zu halten?

Kein Fehler auch, so zu tun, als spiele Geld keine Rolle. Es macht einen guten Eindruck auf Kundschaft wie Gläubiger. Aber es schadet, wenn man darüber vergißt, wie pleite man ist und was man sich nicht mehr leisten kann – jedes Jahr einen Krieg und die Besetzung eines Landes, beispielsweise. Das läßt die reichen Verwandten jenseits des großen Teichs nur feixen: »Die Schwierigkeiten im Irak machen den Abstand von Befreiung und Demokratisierung sowie der Wirklichkeit täglich fühlbar ... Daß die Supermacht Amerika trotz ihrer militärischen, technologischen und wirtschaftlichen

Überlegenheit« – vertell, vertell, du riechst so schön nach Köm – »nicht über ausreichende Mittel verfügt, alleine für Ordnung in der Welt zu sorgen, das hat sie mittlerweile selbst gemerkt, nicht zuletzt an den schwindelerregenden Summen, die ein Wiederaufbau des Irak verschlingen dürfte.«

Dem Redakteur der »Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung«, der das meldet, hat ein zu Scherzen aufgelegter Weltgeist den Namen Richard Wagner gegeben. Er läßt George W. Bush mit einer »Charme-Offensive« auftreten und seine »Vorfreude« kundtun, dem Bundeskanzler, den er nie mehr empfangen wollte, demnächst persönlich für das deutsche Engagement in Afghanistan danken zu können. Aber das hat er sich so gedacht, der Ami: »Auf das Lob des Präsidenten folgten Antworten, die kaum einen hämischen Grundton überdeckten.« Der mächtigste Mann sitzt mächtig in der Tinte.

Der Blackout, der zwischen New York und Ottawa fünfzig Millionen Menschen überraschte, war ein Symbol der Zustände, welche die einst als *Reaganomics* oder *Thatcherism* gelobten Wirtschaftswunder hinterlassen haben: von Einzelkapitalen zugunsten der zukünftigen Renditen aller ausgeplünderte Volkswirtschaften, privaten Reichtum auf Kosten des Staates. Der Staat aber, soviel wissen wir aus der Gemeinschaftskunde, das sind wir Kapitalisten alle.

Bush, der im Schlaf wußte, daß den Anschlag auf das World Trade Center das Böse unternommen hatte, will jetzt herauskriegen, wer an dem Blackout schuld war. Ich habe hier ein Dokument, das dem Präsidenten einen indirekten Hinweis gibt: *Bis zu einem Drittel der Gesetze und Vorschriften ist überflüssig. Wir haben in Bayern den Bürokratiedschungel kräftig gelichtet, vor allem im Baurecht. Ein Beispiel: Die amtliche Prüfung der Baustatik ist völlig überflüssig. Denn die Architekten haften dafür, daß ihre Häuser nicht zusammenstürzen.*

Wenn es dann kracht, können sich die Hinterbliebenen an dem haftenden Architekten schadlos halten. Oder an dem Autor dieser Empfehlung, dem bayerischen Innenminister. Günther Beckstein ist hierorts bekannt als jener deutsche Politiker, der den Bericht der Untersuchungskommission des US-Congress über die Ursachen des 11. September hätte verfaßt haben können, in dem viel vom Versagen der Sicherheitsorgane bei der Überwachung des Bösen die Rede ist und kein Wort über die Politik der Weltbank fällt. Wer sich von Leuten wie diesem die Welt erklären läßt, kommt darin um.

Konkret 09/03, S. 10

Herrschaftszeiten

Back to the roots

20. Juli, »Taz Hamburg«:

Schwarz-Schill schreckt in Hamburg vor nichts zurück: Die Ausländerbehörde versucht zur Zeit verstärkt, Kinder und Jugendliche auszuweisen, um hohe Abschiebequoten zu erreichen. »Es gibt Fälle, in denen 14jährige nach jahrelanger Duldung das Land wegen illegaler Einreise verlassen müssen«, berichtet der Rechtsanwalt Anton Eger. »Früher war das klar: Das geht nicht. Jetzt wird es einfach gemacht. Wenn es keine Behörde wäre, wäre es ein Verbrechen.« Eger hat einen weiteren 14jährigen Mandanten, dem die Abschiebung droht. Seine Einreise vor sechs Jahren war illegal. Als die Mutter bei der Behörde doch noch eine Duldung erwirken wollte, griff der Sachbearbeiter demonstrativ zum Telefon und erkundigte sich bei einem Reisebüro nach dem nächsten Termin zur »Rückführung«.

Ich halte nichts davon, wenn 85jährige noch künstliche Hüftgelenke auf Kosten der Solidargemeinschaft bekommen.

Philipp Mißfelder, JU-Vorsitzender

Hat Bröckers recht?

23. Juli, »Spiegel Online«:

19 Prozent der Deutschen halten es für möglich, daß die US-Regierung die Terroranschläge vom 11. September 2001 selbst in Auftrag gegeben hat ... In der Altersgruppe der unter 30jährigen ist es sogar jeder Dritte.

Hat Bröckers unrecht?

28. Juli, »Hamburger Abendblatt«:

Ranghohe Mitglieder der saudi-arabischen Führung stehen laut »New York Times« im Verdacht, die Anschläge vom 11. September 2001 mitfinanziert zu haben. Dies werde aus den bislang geheimgehaltenen Teilen des Kongreß-Untersuchungsberichts über die Anschläge in New York und Washington vor knapp zwei Jahren deutlich. Der Bericht werfe in den nichtveröffentlichten Abschnitten führenden Saudis vor, Hunderte Millionen Dollar an Wohltätigkeitsorganisationen und andere Gruppen gezahlt zu haben, die damit den Terror unterstützten. Informelle Netze saudischer Staatsbürger, von denen einige auch in den USA lebten, seien zur Verteilung von Geldern an Terroristen genutzt worden.

Verschwörer i. R.

29. Juli, »Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung«:

Im engsten Verschwörerkreis um Rudi Dutschke stand Bernd Rabehl 1967 als künftiger Landwirtschaftsminister eines revolutionären Freistaates West-Berlin fest. Rabehl verfügte als einziger unter den Aufrührern über Erfahrung mit Ackerbau und Viehzucht. Er hatte eine Grundausbildung auf einer LPG genossen und vor seiner Flucht in den Westen Agronomie studiert. An der Westberliner Freien Universität (FU) führte er mit Dutschke den Aufstand gegen die Ordinarienuniversität an. Nach dem Scheitern der Revolte erhielt Rabehl auf Umwegen schließlich selbst eine Professur in Brasilien. 1990 kehrte der Soziologe an die FU zurück. Am vergangenen Freitag verabschiedeten ihn alte Freunde und frühere Gegner aus Ost und West in den Ruhestand. Bier, Wein Selters und belegte Brötchen für die Gäste der Pensionsfeier lieferte die Berliner Polizeikantine.

Hilfe zur Selbsthilfe

30. Juli, »Taz Hamburg«:

Für Sozialsenatorin Birgit Schnieber-Jastram (CDU) ist es eine »echte Chance auf Beschäftigung«, für ihre Kritiker ist es ein staatlich verordneter Arbeitsdienst. Nach dem sogenannten Ein-Euro-Programm sollen jetzt auch jugendliche Sozialhilfeempfänger gemeinnützige Arbeit leisten und damit aus Behördensicht den Sprung aus der staatlichen Zuwendung hin zu einem Job auf dem Arbeitsmarkt schaffen ... Die Jugendlichen werden, so der stellvertretende Arbeitsamtschef Karl-Heinz Klemann, »aufgefordert, an dem Programm teilzunehmen«, und werden dann mit Arbeit

betraut: von der Grünpflege bis hin zum Aufhübschen alter Möbelstücke. Wenn sie dieser Aufforderung zur Teilnahme nicht nachkommen, »werden sukzessive Kürzungen bei der Unterstützung vorgenommen«, macht die Senatorin klar. Hauptzielrichtung des Programms sei es, so Schnieber-Jastram, Jugendliche aus der Sozialhilfe zu holen. Daß der Senat damit auch Geld spart, sei »ein gewünschter Nebeneffekt«.

Sowas kommt von sowas

August, »Hinz und Kunzt«:

Menschen mit geringem Einkommen sterben in Deutschland im Schnitt sieben Jahre früher als reichere Bevölkerungsgruppen. Das zeigen Studien des Nürnberger Sozialmedizinprofessors Gerhard Trabert. »Es ist zu befürchten, daß eine chronisch schlechte Gesundheit zukünftig auch das Armutsrisiko erhöht«, sagte der Sozialmediziner. Er warnt davor, Kranken mit der Gesundheitsreform zusätzliche Kosten aufzubürden.

Richtig ist, daß die ältere Generation an der Lösung der heutigen Probleme beteiligt werden muß.

Katrin Göring-Eckardt, Grünen-Fraktionsvorsitzende

Kandidaten (1)

7. August, »Süddeutsche Zeitung«:

Mary Carey, 22, US-Pornostar, will Kalifornien aus der Krise führen – mit lustfördernden Maßnahmen. Carey möchte sich in die bunte Schar der Kandidaten für die Gouverneurswahl einreihen und schlug vor, die Regierung solle Feuerwaffen gegen Pornofilme eintauschen, um die Kriminalität zu senken: »Wenn die Kerle mehr Orgasmen hätten, wären sie weniger gewalttätig.«

Kandidaten (2)

7. August, »Pforzheimer Zeitung«:

So amüsant die Vorstellung vom Terminator als Gouverneur sein mag, so offenbart das Spektakel aber auch gnadenlos das erschreckend niedrige Niveau der politischen Kultur in den USA. Im Wahlkampf trifft Schwarzenegger auf so skurrile Mitbewerber wie den Sexheftchen-König Larry Flint, sogar eine Porno-Darstellerin will die Kalifornier von ihren Qualitäten überzeugen. Ein absurdes Schauspiel steht bevor, bei dem es Kandidaten mit ernsthaften Absichten schwer haben werden, gegen die Polit-Gaukler zu bestehen.

Kandidaten (3)

8. August, »Taz«:

Seit gestern weiß man, warum Arnold Schwarzenegger gezögert hat: Der Entschluß, für das Amt des Gouverneurs von Kalifornien zu kandidieren, erklärte Schwarzenegger bei seiner Pressekonferenz in Los Angeles, sei ihm so schwer gefallen wie zuletzt nur »das bikini waxing im Jahr 1978«. Wachsenthaarung als Strapaze auf dem Weg zum Erfolg ... Nur der Slogan zur Kampagne steht schon fest. Auf T-Shirts konnte man Arnies Konterfei sehen, dazu die Worte »Arnold 4 Governator«, in der Typographie der Terminator-3-Werbung, versteht sich.

Kandidaten (4)

8. August, »New York Times«:

Pornographs, Exhibitionists, Terminators

Anchorman

10. August, »Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung«:

In der Programmdebatte der SPD wächst die Kritik an Generalsekretär Olaf Scholz und dessen Forderungen, auf das Ziel des »demokratischen Sozialismus« zu verzichten. Der stellvertretende Vorsitzende der SPD-Bundestagsfraktion, Michael Müller, warnte seine Partei davor, sich bei der Programmreform vom Sozialen zu verabschieden und damit ihre Identität aufzugeben. Müller sagte, er halte an den Begriffen »soziale Gerechtigkeit« und »demokratischer Sozialismus« als Programmkern der SPD fest. Eine Partei brauche »geschichtliche und perspektivische Anker«, so Müller.

Verdacht auf Feindseligkeit

10. August, »Frankfurter Allgemeine«:

Die Bezeichnung »Scheißneger« für einen Schwarzafrikaner sei zwar eine Ehrenbeleidigung, so das Landesgericht Linz, aber kein Verstoß gegen die Menschenwürde ... Der Afrikaner war im Zuge einer Fahrzeugkontrolle von einem Polizeibeamten »Scheißneger« genannt worden. Die Staatsanwaltschaft Linz stellte im erstinstanzlichen Bezirksgericht gegen den Polizisten einen Strafantrag, weil der »Verdacht einer feindseligen Handlung gegen eine Rasse« bestand. Das Bezirksgericht stellte das Verfahren ein. Das zweitinstanzlich zuständige Landesgericht Linz bestätigte die Verfahrenseinstellung mit folgender Begründung: Ein Verstoß gegen die Menschenwürde liege nur dann vor, wenn jemandem »unmittelbar oder mittelbar das Recht auf Menschsein schlechthin abgesprochen« werde. Das sei der Fall, wenn Personen »Untermenschen« genannt würden oder wenn geäußert werde, man solle sie »vergasen« oder »vertilgen«. In der Begründung hieß es, mit der bloßen Verwendung des inkriminierten Wortes werde nur der Unmut gegenüber einer Person, einer Verhaltensweise, einer Tätigkeit bekundet, nicht jedoch das Lebensrecht einer Person abgesprochen.

Fan-Post

11. August, »Spiegel«:

Aus seinem Respekt vor Schröder macht Gysi hingegen kein Geheimnis, unterschlägt freilich seine gelegentliche Anbiederung. Denn nicht nur mancher Berliner Senator, auch der Kanzler bekommt bis heute hin und wieder Post vom Anwalt aus der Fasanenstraße, der nicht vergessen werden mag. Da schmeißt sich Gysi schon mal kräftig ran an den »lieben Gerhard Schröder«. »Gestatte mir«, schrieb er etwa im Februar dieses Jahres, »Dir zunächst meinen Respekt dafür auszusprechen, wie konsequent und mutig Du gegenwärtig außenpolitisch auftrittst.« Sogar seinen Beistand bot Gysi großzügig an: »Ich versuche auch, dies in Kolumnen und bei anderen Gelegenheiten entsprechend zu betonen.«

Es gibt gute Gründe dafür, das Grundsatzprogramm der SPD neu zu schreiben – und dafür, daß ich dabei mitwirke.

Rudolf Scharping, Bademeister

Konkret 09/03, S. 11

Eike Stedefeldt

Sprengsatz im Führerbunker

Gute Witze sind kurz, indes folgender Pointe in der Wochenzeitung »Freitag« am 15. August 195 Zeilen Klagelied vorausgehen: »Was meine Person angeht, so endet meine Mitgliedschaft bei Bündnis 90/Die Grünen definitiv mit dem Tag, an dem die von Minister Struck angekündigte Rückkehr zu einer antiquierten Militärpolitik auf der Kyritz-Ruppiner Heide Wirklichkeit geworden ist.«

Der da »Frau Angelika Beer« und »Herrn Reinhard Bütikofer« mit einem Geschwätz bedroht, über das die sich günstigstenfalls totlachen, zeichnet mit »Dr. Wolfgang Ullmann« und ist so naiv zu glauben, weil er Bombentrichter in Brandenburgs »Freier Heide« als dem Geist der DDR-Bürgerbewegungen nicht zuträglich halluziniert und als »Verlust an Glaubwürdigkeit« für Bündnis 90/Die Grünen, würden seine ungedienten Vorsitzenden den Peter Struck, die Pickelhaube der SPD, zur Ordnung rufen.

Als Selbstanzeige ist Ullmanns offener Brief ein Dokument mit Seltenheitswert. Welcher Grüne bekennt sich schon schuldig: Meine Parteimitgliedschaft endete nicht, als wir 1999 Jugoslawien humanitär bombardierten und die ökonomische Basis des Landes zerstörten (die Mahnmale an den letzten deutschen Feldzug gleich mit), als unter rotgrüner Beihilfe afghanische Zivilisten mit Bombenteppichen zugedeckt wurden, als wir wg. »Innerer Sicherheit« den Überwachungsstaat installierten und Grundrechte abschafften, statt der AKW-Restlaufzeiten lieber die Entschädigung der NS-Restopfer entsorgten, uns als besonders rabiate Sozialstaatsdemonteure erwiesen oder Sondergesetze minderen Rechts für demographisch minderwertige Bevölkerungsteile erfanden.

Nein, ein guter Parteisoldat verbrennt frühestens das Mitgliedsbuch, wenn sich die Front dem Reichsgebiet nähert bzw. Bomben auf deutschen Boden fallen sollen. So treu wie doof spinnt er den Mythos von der »friedlichen Revolution« um sein Gejammer, als habe die so veredelte Wohlstandsrevolte des Mobs etwas anderes besiegelt als das Ende des dank Teilung weltpolitisch gezähmten »gefürchtetsten Landes des Erdteils, dem niemand ganz traute, das keiner ganz liebte, aber mit dem alle rechnen mußten« (Klaus Mann). Das Bombodrom in der Heide als logische Konsequenz dieser »Revolution« zu begreifen ist freilich von einem Theologen kaum zu erwarten, der einer Partei angehört, die von anderen lediglich die völlige Abwesenheit auch noch des letzten moralischen Prinzips unterscheidet und die darum so glaubwürdig ist, daß Herr Ullmann unbedingt dabei bleiben sollte.

Konkret 09/03, S. 12

Ralf Schröder

Apo.de

Die neue außerparlamentarische Opposition ist für nationale Identität, gegen Parteien und auch ansonsten gut drauf. Ein Porträt.

Kaum war vor zwölf Monaten die rotgrüne Regierung von den Wählern bestätigt worden, da fiel eine lautstarke Truppe von Salon-Revoluzzern über die Wahlsieger her. »Wir dürfen nicht zulassen, daß alles weiter bergab geht, hilflose Politiker das Land verrotten lassen«: Mit solchen Analysen rief der pensionierte Historiker Arnulf Baring die Bürger zu den Barrikaden und zum Steuerboykott auf, und in seinem Gefolge fanden alle zueinander, die sich zu einer schonungslosen Kritik der Verhältnisse berufen fühlten. Die »FAZ« sah Deutschland »am Abgrund«, die »Süddeutsche« diagnostizierte eine allgemeine »Lähmung«. Unter den Stichworten »Wirtschaftskrise, Steuerdeaster, Staatsversagen« kündigte ein »Spiegel«-Titel vor einigen Wochen »die Stunde der Wahrheit im Land der Lügen« an. Die Redaktion der »Zeit« brachte Mitte Mai das Wort für den äußersten aller Fälle in der Headline »Wenn Tatsachen putschen« unter. Autor Bernd Ulrich rief im dazugehörigen Artikel die SPD explizit zum Bruch ihrer Wahlversprechen auf und nannte dies u.a. den wirklichen »Anfang einer geistig moralischen Wende«, deren Inhalt darin bestünde, die Steuern, Staatsschulden und Sozialhaushalte auf einen erträglichen Umfang zurückzuführen.

Der Putsch, auch der Putsch der Tatsachen, ist das Pendant zum Ruck. Der Putsch findet in der Außenwelt statt, der Ruck im Bewußtsein, manchmal auch im kollektiven. Putsch und Ruck sind als Bewegungsform vom Moment der Plötzlichkeit gekennzeichnet: Ihre soziale Ästhetik steht für die Sehnsucht, das schlechte Alte könne augenblicklich vom guten Neuen ersetzt werden. Wer diesen Affekt, wie die Mehrheit der wichtigen und unwichtigen Deutschen um 1933 herum, zum philosophischen Mittelpunkt seines politischen Räsonierens macht, ist entweder blöde oder gefährlich oder beides – so wie die außerparlamentarische Opposition, die seit einigen Monaten verschärft gegen Rotgrün kämpft, um Deutschlands »hohe Deregulierungsreserve« (Ebermann) zu aktivieren.

Daß diese neue Apo ständig über Reformblockaden und deren Überwindung nachdenkt, hat durchaus einen Bezug zur Realität: Das hierzulande etablierte System von Interessenvertretung ist, auch ohne das nennenswerte Zutun einer linken Gegenkraft, so ausbalanciert, daß der schnelle Durchbruch der Marktradikalen bisher nicht funktionierte. Die entschleunigte Deregulierung, wie sie deshalb unter Kohl und Rotgrün betrieben wurde, machte die Unteren zwar ärmer, dümmer und auch ansonsten kaputt – aber das mindere Tempo verhinderte jenen Break in der Verteilung von Reichtum und Daseinsrisiken, den etwa der Thatcherismus in Großbritannien herbeigeführt hat. Vielleicht sollte man sogar über die Frage nachdenken, ob diese Slow-Motion-Variante nicht die komplette Profit- und Verteilungslogik der neoliberalen Deregulierung außer Kraft setzen kann.

Das jedenfalls würde erklären, warum die organisierten Abteilungen der neuen Apo allesamt den Ruck als die heiligste ihrer Denkfiguren verehren. Die älteste der hier zu erwähnenden Organisationen heißt »Deutschland packt's an!« Sie wurde am 12. Dezember 2001 gegründet, nach eigenen Angaben »von einem Initiativkreis zahlreicher Prominenter aus Medien und Wirtschaft«. Die Homepage dieser Gruppe empfängt den Leser mit einer bizarren Botschaft: »Nach 50 Jahren des Aufbaus droht die Aufbruchstimmung zu versiegen, fehlt immer häufiger der Unternehmerwille, der Mut zu Reformen und erst recht zu notwendigen harten Einschnitten.« Was soll man da machen? »Aktionen, Kampagnen, Initiativen, Events – jedes Mittel, das die Deutschen aus dem drohenden Fatalismus, der Lähmung, dem Unmut aufrüttelt, ist uns recht.«

Schirmherr dieser offensichtlich zum Letzten Entschlossenen ist Roman Herzog, dessen »berühmte Adlon-Rede« gleichzeitig die einzige inhaltliche Aussage der Initiative darstellt; in jenem Berliner Hotel hatte der damalige Bundespräsident erstmals und in diesem Wortlaut als erster erklärt: »Durch Deutschland muß ein Ruck gehen.« Die Rede ist in voller Länge auf der Website dokumentiert. Zu den Unterstützern von »Deutschland packt's an« gehört, neben fast allen privaten TV-Sendern der Republik, auch der Deutsche Beamtenbund, den die meisten Anhänger Herzogs am liebsten sofort verbieten würden. Erstaunlich ist außerdem, daß trotz einer Beteiligung großer Werbeagenturen die Pressemitteilungen im Internet nur als schlecht lesbare und übel gestaltete Scans angeboten werden.

Angesichts dieser doch eher dünnen Performance kam es den »Deutschland packt's an«-Leuten wohl gerade recht, daß man vor einigen Wochen eine enge Zusammenarbeit mit dem im Mai gegründeten »Bürgerkonvent« verabreden konnte. »Deutschland ist besser als jetzt« lautet die zentrale Losung dieser vom Meinhard Miegel gegründeten Reformagentur, die zu ihrem Start ein »Manifest« päsentierte, das neben dem Reform- auch gleich noch den »Wahrheitsstau« beseitigen will; Deutschland sei nicht auf »einen gewissen Konsumverzicht« vorbereitet und auch anderweitig werde »die wirkliche Lage Deutschlands« von einer Politik verschleiert, die »die buntesten Träume verspricht«.

Im Vorwort des Manifests schreibt Professor Miegel, der auch Direktor des Bonner Instituts für Wirtschaft und Gesellschaft ist: »Wir Bürger sind verdrossen wie selten zuvor.« Der Soziologe Ralf Dahrendorf, der an anderer Stelle kühl analysierte,

die Wissensgesellschaft sei »eine Gesellschaft des bewußten Ausschlusses vieler aus der modernen Arbeitswelt«, fragte sich aus Anlaß der von ihm unterstützten Gründung des Bürgerkonvents: »Heißt das, daß nun der berühmte ›Ruck‹ durch das Land geht?« Die »Financial Times Deutschland« brachte Miegels Truppe mit einem »Hauch von Revolte in Verbindung«, und in »Bild der Frau« stand: »Viele Professoren, Kaufleute und Arbeiter machen bei dieser Initiative schon mit.« Wenn man bedenkt, daß die alte Apo nur aus Studenten bestand: Chapeau!

Ähnlich schneidig wie der Bürgerkonvent tritt »Deutschland TM« auf. Das Kürzel im Namen steht für »Trademark«, und genau das wollen die Initiatoren aus Deutschland machen. Gründer von Deutschland TM sind der Management- und Technologie-Dienstleister Accenture (Kronberg), die PR-Agentur ECC Kothes Klewe (Berlin) und die Londoner Branding-Agentur Wolff Olins. Das Credo dieser Truppe klingt nach Propagandaministerium: »Es ist heute wichtiger denn je, daß man die Vorstellungen, die Menschen über ein Land entwickeln, nicht dem Zufall überläßt«, und deshalb brauche »eine moderne Marke Deutschland zentrale Verantwortung für ihr Marketing«.

Da Deutschland heute häufig mit »Reformstaus« und »Bürokratie« in Verbindung gebracht werde, wollen die Initiatoren in Anknüpfung an die »sprichwörtlichen deutschen Tugenden« dafür sorgen, daß – na? – »ein Ruck durch dieses Land gehe«, und deshalb haben auch sie ein Manifest geschrieben, das »Markenmanifest für Deutschland«: Das Land müsse »sich aus der Erstarrung lösen«, »Zukunft braucht Wagnis. Wir müssen aus der Komfortzone raus.« Die typisch deutsche Erwartung, »alles müsse von oben kommen«, will man durch mehr »Kreativität, Spontaneität, Emotion und Humor« zurückdrängen.

Außenpolitisch solle Deutschland seine Rolle als »zentrales Drehkreuz in Europa« annehmen und sein weltgeschichtliches Vermächtnis – »Nie wieder Krieg« – stärker akzentuieren. Die »Wiedervereinigung« und die »Afghanistan-Konferenz« hätten gezeigt, daß der »Marke Konsens- und Integrationsfähigkeiten zugesprochen« werden. Ratsam sei es auch, die »sprichwörtliche deutsche Bescheidenheit und (das) Understatement in der deutschen Außenpolitik« zu überwinden. Im Ergebnis bringe dann »eine starke Marke Identität auf den Punkt – als Corporate Identity für Unternehmen und auch als nationale Identität für jeden einzelnen«. Weil man keine »langatmigen Standortdebatten« mehr führen möchte, klingt im Manifest jene Passage besonders knackig, die sich mit dem Werden des Standorts befaßt: »Deutschland hat sich den dunklen Seiten seiner Vergangenheit gestellt und gelernt, Verantwortung zu übernehmen.«

In freundschaftlicher Konkurrenz zur Trademark-Gruppe arbeitet die Initiative »Marke D«. Das Projekt wurde initiiert von Berlinpolis, einem eingetragenen Verein, der sich selbst als »Think Tank« bezeichnet. Dessen Chef heißt Daniel Dettling, und der durfte Anfang Juli in der »Welt« über die »Generation 2010« schreiben: »Die Angehörigen dieser Generation würden, so die Hoffnung, das starre Deutschland der Parteien, Gewerkschaften und Verbände in eine dynamische, weltoffene und unternehmerische Gesellschaft verwandeln. Diese kulturelle Revolution ist bis heute ausgeblieben. Der ›Ruck‹, den Altbundespräsident Herzog vor sechs Jahren einforderte, das politische Aufbegehren einer neuen, unverbrauchten Generation blieb bis heute aus.«

Wohl auch deshalb hat Dettling, 1971 geboren und studierter Rechts- und Verwaltungswissenschaftler, gleich noch einen zweiten Think Tank namens »res publica« gegründet, der sich bisher ausschließlich dem Problem der »Generationengerechtigkeit« widmet. Einer Besprechung des Buches *Marke D*, das Dettling mit einigen Gesinnungsfreunden geschrieben hat, kann man auf Anhieb ablesen, wie aufregend und romantisch das Dasein der Berliner Jungrevolutionäre ist: »Noch werden sie kaum wahrgenommen. Die 25- bis 35-Jährigen, die sich in kleinen Zirkeln treffen, um über die Zukunft zu debattieren. Doch das wird sich ändern. Ihr Widerstand wächst – gegen die Alt-68er und Babyboomer, die dabei sind, Deutschland zu Tode zu reformieren. Ihre Forderung: Jeder muß Opfer bringen.«

Würde man ein sozialpsychologisch angereichertes Organigramm der neuen Apo erstellen, müßte folgendes – neben dem gemeinschaftlichen Haß auf hergebrachte Interessenvertretung durch Parteien, Gewerkschaften und Verbände – vordringlich berücksichtigt werden: erstens das penetrant avantgardistische und elitäre Bewußtsein ihrer Kader. Als »Spielmacher« treten immer wieder »herausragende Persönlichkeiten aller Bereiche des öffentlichen Lebens« (Deutschland TM) auf, und der Verlag Leske und Budrich weist stolz darauf hin, zu Daniel Dettlings Aufsatzsammlung hätten »junge Entscheiderinnen aus Politik, Medien und Wirtschaft« beigetragen. So etwas las man früher in den Jahresberichten studentischer Korporationen.

Zweitens sticht ins Auge, daß die neue Apo den Idealismus rekultiviert. Überall ist zu lesen, positives Denken würde auch die Wirtschaft wieder in Schwung bringen – idealtypisch in der kongenialen Formulierung von »Deutschland packt's an«: »Warum ist eigentlich die Stimmung in Deutschland schlechter als die Fakten?«

Zum dritten wird das Weltbild der neuen Apo überdurchschnittlich stark vom »Interessenkonflikt der Generationen« geprägt; diese Formel ist der philosophische Aufputz für die einfache Frage, wieviel Lebensrecht eine der reichsten Gesellschaften des Erdballs ihren für die kapitalistische Produktion unnütz gewordenen Senioren zugesteht. Im gleichen Sinne hält die neue Apo an den – mittlerweile auch schon abgenutzten – Lehrsätzen neoliberaler Wirtschafts-Esoterik fest; ihr beliebtester ist, daß die Risiken des Lebens, der Arbeit und der Arbeitslosigkeit mit mehr »Eigenverantwortung« und

durch »unternehmerisches Denken und Handeln« (Bürgerkonvent) künftig vom Individuum gemeistert werden sollten – dann ginge es allen besser, auch dem Staatshaushalt.

Im Vergleich dazu ist allerdings recht neu, daß der neoliberale Sozialdarwinismus, der keine Gedanken an seine Opfer verschwendete und eher als Kosmopolitismus der Gewinner auftrat, nun stark mit nationalem und volksgemeinschaftlichem Kitsch aufgeladen wird. Deutschland TM will erreichen, daß »die Deutschen selbst auf ihr Land stolz sein können«; man möchte dabei »alle Gesellschaftsschichten einbeziehen«. Die Vision: »Wir rücken selbst – nicht nur zusammen, sondern nach vorne.« Ganz offensichtlich soll die nationale Masche dazu beitragen, den kruden Marktradikalismus mit den von den Konservativen hochgehaltenen Werten wie Heimat und Tradition zu versöhnen bzw. ihn mit ihrer Hilfe durchzusetzen.

Angesichts dieser »neuen außerparlamentarischen Opposition« schwärmte Thomas Voigt, der Chefredakteur des Wirtschaftsmagazins »Impulse«, bereits von einer »Sammlungsbewegung derjenigen, die wirklich etwas ändern wollen in diesem Land.« Man wünsche sich, daß »diejenigen, die an der Spitze all dieser Kampagnen und Aktionen stehen«, nun »gemeinsam Front machten gegen die Unbeweglichen in Berlin«. Etwas mehr Widerhall im Volk allerdings würde dabei nicht schaden. Aber auch hier kommt man voran. Unter den äußerst spärlichen Wortmeldungen in den Internet-Foren der neuen Apo war eine, die wirklich Mut zum Weiterkämpfen macht: »Ein Schwarzweißfernseher ohne Videorecorder ist noch lange keine Menschenrechtsverletzung.«

Ralf Schröder debattierte in KONKRET 7/03 über das allerneueste Deutschland

Konkret 09/03, S. 14

Tina Klopp

Kinder, Küche, Kurzzeitjobs

Alle wettern gegen Eichels »Sparpolitik«. Daß sie in besonderem Maße Frauen trifft, ist dabei kein Thema.

Zur Zeit liest frau hin und wieder in von Männern verfaßten Artikeln erstaunt von einer »Männerdämmerung«: »Die entscheidenden Produktionsmittel zur Massen- und Bewußtseinsbildung in Deutschland liegen mittlerweile in der Hand von Frauen.« »FAZ«-Herausgeber Frank Schirrmacher belegte, was wie ein Sommerloch-Ulk wirkt, mit Hinweisen auf Sandra Maischberger, Sabine Christiansen oder Friede Springer. Der »Focus« hält Frauen mittlerweile schlichtweg für das »privilegierte Geschlecht«. Und in der »Welt« beklagt Hans Christoph Buch die Dominanz weiblicher »Wohlfühl-Literatur« über die Produkte »männlichen Genies«.

Angesichts dieser weiblichen Gestaltungsmacht verwundert, daß Deutschland im kontinentalen Vergleich bei Gleichstellungsfragen jeden Negativ-Rekord bricht. Das muß wohl daran liegen, daß Neoliberalismus und Geschlechterungerechtigkeit sich prima vertragen. Schirrmacher muß das nicht auffallen. Aber schon Horkheimer wußte: »Wer die Gesellschaft ändern will, muß bei der Familie ansetzen.«

Immerhin der Deutsche Juristinnenbund (DJB) hat gemerkt, daß die Sparaktionen der Agenda 2010 noch mit dem Familienmodell aus Ludwig Ehrhards Zeiten hantieren und besonders zu Lasten der Frauen gehen. Die Arbeitsmarktgesetze etwa geben laut DJB dem »männlichen Familienernährer« den Vorzug – im ersten Gesetzentwurf vom Juni 2002 sogar ganz unverblümt: »1. Familienfreundliche Quick-Vermittlung (Familienväter, Alleinerziehende) und Erhöhung der Geschwindigkeit in der Vermittlung ... Familienvätern und Alleinerziehenden wird eine besondere Priorität bei der Vermittlung eingeräumt. Jeden Montag erhalten der Leiter des Arbeitsamtes und der Vorsitzende der BA eine Liste der arbeitslosen Familienväter.« Erst auf Betreiben des DJB wurde diese Passage aus dem Textentwurf gestrichen. Die Stoßrichtung der Agenda ist jedoch geblieben. Derzeit differiert der Anteil der Erwerbstätigen bei Männern und Frauen um 17,7 Prozent. Ein Bonus-System, das schnelle Erfolge bei der Arbeitsvermittlung honoriert, wird vermutlich bald noch mehr Frauen aus dem Erwerbsleben werfen.

Oder es kickt sie gleich aus der Arbeitslosenstatistik. Gut ein Drittel der 1,3 Millionen Bezieher/innen von Arbeitslosenhilfe werden künftig überhaupt keine Unterstützung mehr erhalten. Ihr Anspruch erlischt, weil das Einkommen ihres Partners höher angerechnet wird. Was Eichel im »Handelsblatt« als »riesige Kraftanstrengung« pries – »vor allem bei der Arbeitslosenhilfe nehmen wir den Leuten richtig Geld weg« – , bedeutet in der Praxis, daß viele, vor allem Frauen, aus dem Versicherungsschutz fallen.

Die Agenda 2010 und die Zusammenlegung von Arbeitslosen- und Sozialhilfe wird das Problem weiter verschärfen. Bereits in der Vergangenheit erhielten 40 Prozent der arbeitslosen Frauen im Westen und 20 Prozent im Osten überhaupt keine Geldleistungen – und zwar meistens, weil ihre Gatten »zuviel« verdienten. Für eine Familie mit Kind kann künftig schon ein Bruttogehalt von 1.725 Euro zuviel sein. Die »Deckelung« des Versicherungsanspruchs trifft besonders Frauen, weil sie weitaus öfter mit gutverdienenden Partnern zusammenleben als umgekehrt. Diese Entscheidungen traf die Hartz-Kommission ohne lange Debatten. Eine einzige Frau saß mit in der Runde. Das ist weder mit den EU-Verordnungen zum Gender Mainstreaming, denen auch die Bundesregierung verpflichtet ist, noch mit dem Bundesgremienbesetzungsgesetz vereinbar.

Die Arbeitslosigkeit bekämpft Rotgrün mit einem statistischen Kniff, der bewährten Disemployment-Strategie: Senkung der Arbeitslosenquote durch Verknappung des Arbeitskräfteangebots (siehe Irene Dingeldey: »Alte Leitbilder und neue Herausforderungen«, in: »Aus Politik und Zeitgeschehen« 5/01). Und wer wäre für die Verknappung besser geeignet als die Frauen? Sie erledigen ohnehin mehr als 75 Prozent der Hausarbeit und leisten mindestens zwei Drittel der ehrenamtlichen Arbeit im Sozialbereich.

Laut Margret Mönig-Raane, Vizechefin der Dienstleistungsgewerkschaft Verdi, hantierte die Hartz-Kommission »mit dem Ernährermodell aus den fünfziger Jahren«. Die Gewerkschafterinnen fürchten, daß Frauen bei der Arbeitsvermittlung in Niedriglohnjobs abgeschoben werden könnten. Die neuen Minijobs und Familien-AGs sind jedenfalls optimal auf die Bedürfnisse von Zuverdienerinnen zugeschnitten: sozial kaum abgesichert, flexibel und garantiert karrierefrei. »Minijobs schaffen viele neue Arbeitsplätze«, verkündete die »Tagesschau«. Aber was für welche? Steuervergünstigungen von »Dienstleistungen im privaten Bereich« schaffen vor allem neue Jobs für Putzfrauen und Pflegekräfte: zweifelsfrei Frauenberufe. Zwar kommt Teilzeit-Arbeit dem Wunsch vieler Mütter entgegen. Aber sie entspricht auch der Nachfrage vieler Unternehmen nach flexiblen, nicht-organisierten Arbeitskräften. Insgesamt haben in Deutschland nur 35 Prozent aller arbeitenden Frauen einen Vollzeitjob (Männer: 95 Prozent). Bei den Frauen-Arbeitsstunden liegt Deutschland in Europa auf dem vorletzten Platz.

Ein konservatives Familienbild und die Interessen der Besserverdienenden bestimmen auch das Ehegattensplitting, das der Bund mit 43 Milliarden Euro im Jahr sponsert. Die Steuervorteile steigen mit der Einkommensdifferenz innerhalb der Ehe. Je höher das allein verdiente Einkommen, desto stattlicher die Steuerentlastung. Beispiel: Bei 100.000 Euro Jahresgehalt lassen sich per Splitting knapp 5.000 Euro ersparen, also 415 Euro im Monat. Die muß eine Frau durch einen Minijob (400-Euro-Job) erst einmal hereinholen, damit sich ein Zuverdienst lohnt. Ursprünglich stand die Abschaffung des Ehegattensplittings im Wahlprogramm der SPD. Nun aber will auch Renate Schmidt mehr Familien- als Frauenministerin sein.

Auch die Forderung nach einem Gleichstellungsgesetz las man einst im SPD-Programm. Das hätte jedoch Ärger mit den Betrieben gegeben. Die Regierung einigte sich daher im Sommer 2001 mit der Industrie auf eine freiwillige Vereinbarung, an der sich die Unternehmer im Herbst 2003 messen lassen sollten. Was zu einer peinlichen Offenbarung hätte werden können, hatten inzwischen fast alle wieder vergessen. Jutta Allmendinger, Direktorin des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB), ist es zu verdanken, daß die entscheidende Zahl dann doch publik wurde: Klägliche 6,5 Prozent der Unternehmen haben Vereinbarungen zur Gleichstellung getroffen. Besonders bitter: Vermutlich stammt dieser Anteil zum großen Teil noch aus der Ära Kohl.

Laut einer Studie des Statistischen Bundesamtes verdienen Frauen durchschnittlich 25 Prozent weniger als Männer, bei den Arbeitern sind es sogar 35 Prozent. Obwohl sie die Schulen noch mit gleichwertigen Abschlüssen verlassen – es machen sogar mehr Mädchen Abitur als Jungen – , arbeiten sich die allerwenigsten bis an die Spitze vor. Nur fünf Prozent des Führungspersonals in Großunternehmen sind weiblich. Ins mittlere Management schaffen es knapp zehn Prozent. Genauso niedrig ist der Anteil der Frauen, die auf dem Lehrstuhl einer deutschen Uni sitzen.

Tatsächliche Diskriminierungen sind schwer nachzuweisen. Doch arbeiten Frauen generell in Berufen, die in niedrigere Lohngruppen eingeteilt sind. Bildet man Kategorien, die Berufe vergleichbar machen, z. B. Dauer und Art der Ausbildung, Verantwortung, Kompetenzen, Streßbelastung, dann werden Benachteiligungen deutlich (siehe Barbara Stiegler: *Gleicher Lohn für gleiche Arbeit?*).

Die Einkommensstudie der Bundesregierung von 2002 belegt zudem: Der Knick in der Karriere einer Frau tritt spätestens mit dem ersten Kind ein. Auffällig ist, daß die Lohnschere in den neuen Bundesländern bislang weniger weit auseinanderging als in den alten. Bislang. Denn während die Frauen in Ostdeutschland »ganz normal« am Erwerbsleben beteiligt waren und Kinderbetreuung eine Aufgabe des Staates war, eifern sie ihren westdeutschen Geschlechtsgenossinnen seit der Wende vor allem im Umgang mit dem Putzlappen nach. Beruf und Kind – das haut nicht hin, weil es nach dem gängigen Gesellschaftsbild nicht hinhauen soll. So meinte Florian Gerster, Chef der Bundesanstalt für Arbeit, der Osten brauche keine »Sonderrolle« mehr zu spielen, da dort ein ähnlich hoher Bevölkerungsanteil wie im Westen arbeite. Das meint: Die 18 Prozent Ost-Arbeitslosigkeit sind den Ost-Frauen geschuldet, die auf dem Arbeitsmarkt rumstehen und die Quote hochdrücken.

Insbesondere Frauen mit Kindern erhielten hierzulande geradezu Prämien, wenn sie Heim und Herd nicht verließen, bestätigt der Sozialwissenschaftler Werner Eichhorst, der für den internationalen Benchmarking-Vergleich der Bertelsmann-Stiftung verantwortlich zeichnet. Während in den skandinavischen Ländern immerhin ein Viertel der Männer Erziehungsurlaub nimmt, dümpelt die Zahl in Deutschland bei unter zwei Prozent.

Erziehungsurlauber (neu: Elternzeitler) bekommen in Deutschland zwar vergleichsweise wenig, dafür aber über längere Zeit Geld für ihren Berufsausstieg. Dabei ist bekannt: Je länger der Ausstieg einer Frau aus dem Erwerbsleben, desto wahrscheinlicher ist es ein Abschied für immer. Nicht zuletzt deshalb, weil die Kinderbetreuung hierzulande im Vergleich mit dem europäischen Ausland miserabel ist. In Deutschland wird nicht mal jedes zehnte Kinder unter drei Jahren außer Haus betreut. Resultat: Bei gut der Hälfte aller Paare mit kleinen Kindern bleiben die Frauen zu Hause. Nur 5,7 Prozent der Betroffenen tun das aus freien Stücken.

Die nun versprochenen 1,5 Milliarden Euro Bundeszuschuß für die Ganztagsschulen sind da nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Kinderversorgung ist Aufgabe der Kommunen – und die sind pleite. Der Sparplan 2003 des Bundeslandes Sachsen-Anhalt zum Beispiel sieht 42 Millionen Euro weniger an Zuschüssen für die Kinderbetreuung vor. Zwar gibt Deutschland insgesamt viel Geld für die Familien aus und steht dem Musterschüler Schweden in Sachen Geldtransfer pro Kind nicht nach, aber die Schweden investieren, offensichtlich erfolgreicher, gezielt in die Bildung und Betreuung von Kindern. Deutschland subventioniert hingegen durch Steuervergünstigungen und Kindergeld die Familien. Dabei fällt viel Geld auf die ohnehin größten Haufen. Je höher das Einkommen, desto höher die steuerlichen Vergünstigungen.

Dafür, daß sich auch hier etwas ändert, werben regierungsnahe Experten wie Eichhorst mit dem Hinweis auf den Nutzen einer höheren Frauenerwerbsquote. In Ländern mit einer hohen Frauenquote sei auch die Arbeitslosigkeit insgesamt geringer. Bald könne man es sich nicht mehr leisten, auf die Frauen als Arbeitskräfte zu verzichten. Frauenverbände weisen jedoch darauf hin, daß von dem neoliberalen Konzept vor allem die ohnehin bevorzugten Karrierefrauen profitieren – für

die große Masse ändert sich nichts. »Soziale Gerechtigkeit« ist eben nur unter bestimmten Bedingungen profitabel und muß in aller Regel erkämpft werden.

Mit der Kampfbereitschaft allerdings haben die Frauen Probleme. Wenn sie überhaupt in Bereichen arbeiten, die gewerkschaftlich organisiert sind, dann haben sie auch hier oft das Nachsehen – etwa wenn es darum geht, Lohnkategorien zu bilden. Männer hingegen schlagen Zulagen für harte körperliche Arbeit oder Wochenend- und Nachtdienste heraus. Die typischen Frauenbranchen bleiben schlechter bewertet und werden selten bestreikt. Und, wie Frigga Haug, Mitherausgeberin der Zeitschrift »Das Argument«, formuliert: »Das Merkwürdige an der Herrschaft über Frauen ist, daß sie zugleich allgegenwärtig scheint, dann wieder nirgends wirklich greifbar wird ... Wird das Gesetz über die Abhängigkeit der Erwerbstätigkeit von der Einwilligung des Ehemanns abgeschafft (1976), verlagert sich offenbar die Wahl des Hausfrauenberufs ins Innere eigenen Wünschens.«

Haug hat im vergangenen Sommer eine Untersuchung über die Zukunftserwartungen von Jugendlichen zwischen 13 und 18 gemacht (»Argument« 247). Zu ihrer Überraschung fand sie reichlich Hoffnung aufs Hausfrauendasein – insbesondere bei Gymnasiastinnen aus der ehemaligen DDR.

Tina Klopp schrieb in KONKRET 8/03 über Leo Strauss und die amerikanischen Neokonservativen

Konkret 09/03, S. 16

Georg Fülberth

Siegende Verlierer

Gegen den geschlossenen Widerstand von Politik und Medien hat sich der IG-Metall-Vize Peters im Kampf um die Führung der Gewerkschaft durchgesetzt. How come?

Ende Juni 2003 hätte kaum noch jemand darauf gewettet, daß der Stellvertretende Vorsitzende der Industriegewerkschaft Metall, Jürgen Peters, im Oktober Nachfolger von Klaus Zwickel werden würde. Jetzt sieht es so aus, als könne er das schon im August schaffen. Nach dem verlorenen Streik in Brandenburg und Sachsen waren, so schien es, alle gegen ihn, darunter Zwickel. Die großen Medien hatten in ihm nicht nur – was sie nichts anging – den Hauptverantwortlichen für die Niederlage ausgemacht, sondern auch einen Betonkopf. Dem Maulen des Kanzlers ließ sich Ähnliches entnehmen.

Hier hatte sich eine Koalition zusammengefunden, der bisher noch nie jemand standgehalten hatte. Und jetzt gibt es den Eisernen Peters. Nicht er ist gestürzt, sondern, auf den letzten Metern seiner Laufbahn, Zwickel. Was ist geschehen?

Soll man sagen: Es gibt noch Arbeiter in Deutschland, die sich von der Bourgeoisie nicht vorschreiben lassen, wen sie zu ihrem Vorsitzenden machen? Schön wär's ja, wär's nicht anders.

Jetzt könnte die Stunde der Organisationssoziologen sein, die folgendes zu erzählen wissen: Erstens: Die IG Metall ist neben der Bundeswehr, der katholischen Kirche und vielleicht Scientology die am meisten zentralisierte Großorganisation in Deutschland. Der Vize ist kraft Gewohnheitsrecht der designierte Nachfolger des Vorsitzenden und wächst, wenn dessen Amtszeit sich dem Ende zuneigt, schon in die Rolle des wirklichen Chefs hinein. Wer ihn kurz vorher noch absägt, enthauptet die Organisation. Die IG Metall hätte dann in eine ähnliche Situation hineingeraten können wie 1978 die SED nach dem Flugzeugabsturz des mutmaßlichen Honecker-Nachfolgers Werner Lamberz. Selbst wer das anders sieht, muß in Rechnung stellen, daß der Stellvertreter eine große innergewerkschaftliche Macht besitzt.

Zweitens könnten die Organisationssoziologen den Geschäftsführenden Vorstand analysieren. Sie würden feststellen, daß er, so klein er ist, seit Jahrzehnten in zwei etwa gleich große Blöcke sortiert ist. Damit dies einen Sinn hat, heißt die eine Fraktion links und die andere rechts. Es besteht der Eindruck, als mißtraue man einander sehr, und zwar schon seit Eugen Loderers Zeiten (das war der Nachfolger des berühmten Otto Brenner). Der jeweilige Vorsitzende gilt als neutral, gleichgültig welcher Fraktion er vorher angehört hat. Ihm trauen jetzt beide nicht mehr über den Weg. Diese Isolation, verbunden mit Macht, führt dazu, daß bei Männern ursprünglich leutseligen Zuschnitts zuweilen Züge von Cäsarenwahn sichtbar werden, oder, wie jetzt bei Zwickel, Parallelen zum König Herodes.

Noch in hundert Kilometer Luftlinie Entfernung ist der Geist des Argwohns spürbar. Versuchen Sie einmal, eine möglichst harmlose Verabredung mit einem vielleicht sogar als nett geltenden Funktionär in der Frankfurter Zentrale zu treffen. Dann wissen Sie, was Paranoia ist. Es fällt auf, dass bis heute noch keine wissenschaftliche Geschichte der IG Metall geschrieben wurde.

Daß gerade in einem Klima der wechselseitigen Belauerung Sicherheitsdefizite auftreten, wissen Sie, seit 1993 der damalige Vorsitzende Steinkühler noch nicht einmal sein Bankgeheimnis retten konnte und einige Zeit später ein Finanzproblem auftrat, weil die größte Industriegewerkschaft der Welt ihr Immobilienschicksal zwei Studenten anvertraut hatte.

Diese sozusagen menschlichen Schwächen sprechen vielleicht sogar für die IG Metall. Sie ist irgendwie doch nicht so berechenbar, wie man es sich von einer funktionierenden Sozialpartnerin wünscht. Bei näherem Herantreten zeigt sich, daß auch die Zentralisierung nur die eine Seite der Wirklichkeit ist. Es gibt nämlich die mächtigen Betriebsratsvorsitzenden der großen Autofabriken im erweiterten IGM-Vorstand. Die Professionalität der Leute im hauptamtlichen Apparat geht nicht auf ihre Blaumann-Zeit zurück. Die war in der Regel nur kurz: ein paar Jahre nach dem Gesellenbrief. Wer mit fünfzig ganz oben ist, mußte in jungen Jahren schnell starten. Alles andere wäre Vergeudung. Und völlig neu ist es auch nicht: August Bebel – er kam aus der Holzbranche – war mit siebenundzwanzig schon Abgeordneter des Norddeutschen Reichstags. Politik ist eben ein relativ eigenständiger Tätigkeitsbereich, bei dem relativ früh spezielle Kenntnisse und Fertigkeiten erworben werden müssen. Daß deshalb mittlerweile auch Akademiker ohne betriebliche Vergangenheit an hervorgehobener Stelle in der IG Metall tätig sind (so der Jurist Teichmüller als Bezirksleiter), muß nicht dysfunktional sein.

Berthold Huber, jetzt als nächster Vize nominiert, ist, ebenso wie Bsirske von Verdi, nicht nur ein Individuum, sondern auch ein Typus: Um 1970 betrieben landauf, landab in der BRD junge Männer, die Anfang der fünfziger Jahre geboren wurden, alles, was sie nach dem Abitur anfingen – Lehre oder Studium – aus einem einzigen Motiv: linke Politik. Sie hatten ein paar Vorstellungen vom Kapitalismus und vom internationalen Kräfteverhältnis, die sich später als falsch herausstellten. Um dies zu lernen, brauchten sie etwa eineinhalb Jahrzehnte. Vielleicht paßt ihre eigene Entwicklung zu

derjenigen ihrer Organisation. Es ist nicht recht erfindlich, wer etwas davon gehabt hätte, wären sie bei den Haltungen ihrer Jugend geblieben. Heute kommen sie zwar an den Spitzen der Gewerkschaften an, doch sie sind da schon wieder Übergangserscheinungen. Was auf sie folgen wird (nämlich die BWL-Generation), wird sie einst in besserem Licht erscheinen lassen als heute.

Zum komplizierten Organigramm des aktuellen Funktionärskörpers passen die Konfrontationsbilder zwischen dem linken Peters und dem rechten Huber nicht. Sie sind erstens Medienprodukte und gehören zweitens zu den Betriebsvoraussetzungen von Gesellschaften und Gruppen, die einen gemeinsamen Feind brauchen, damit die Zugehörigkeit zum je eigenen Haufen legitimiert werden kann. Mochte Peters ein paar Wochen lang schon fast wie eine Gefahr für die Freiheitlich-Demokratische Grundordnung erscheinen, so entspricht auf der anderen Seite Huber, der angebliche Schoßhund des Kapitals, einem Selbstbehauptungsbedürfnis derer, die eben zur anderen – man sagt: der linken – Seite gehören, und beides zusammen wirkt letztlich ja nicht nur polarisierend (»Selbstzerfleischung«), sondern kann, wenn gut inszeniert, auch der antagonistisch-kooperativen Kohäsion des Gesamtverbandes dienen.

Peters gilt als Verursacher des VW-Modells: neue Jobs bei verkürzter Arbeitszeit und entsprechend gesenktem Lohn. Als Huber Anfang 1999 nach einer harten Tarifrunde seinen ersten Abschluß als Bezirksleiter in Baden-Württemberg unterschrieb, war Lafontaine noch Finanzminister, und man konnte in der Unternehmerpresse lesen, dies sei ein Beitrag zum nun beginnenden Gewerkschaftsstaat.

Das Tandem ist ein Fahrrad und somit ein Produkt der Metall-Industrie. Bei der IGM ist es bewährt.

Der Weichspüler paßt besser zur Chemie-Industrie. Richtig ist, daß die Werkstoffe oft kombiniert werden und daß ein Wandel der IG Metall, der sie hantierbarer macht, längst eingesetzt hat. Zwickels Niederlage hat dies nicht aufgehalten, im Gegenteil.

Der sogenannten Modernisierung der IG Metall wird es dienlich sein, daß jetzt vier Jahre über den Traditionalisten an ihrer Spitze lamentiert werden darf. Ihm wird der Mitgliederschwund angelastet werden, der schon vor dem jüngsten Krach mächtig einsetzte und nichts mit Linienkampf zu tun hat, sondern mit der Altersstruktur der Organisation und der Belegschaften, also mit den Verrentungen, mit der Arbeitslosigkeit und der Verschiebung des Kräfteverhältnisses zwischen Gewerkschaften und Unternehmern. Mit seiner Wahl zum Vorsitzenden scheidet Peters aus seinem bisherigen Fan-Club aus. Da seine Amtszeit auf vier Jahre beschränkt sein wird, ist er von Anfang an ein Auslaufmodell.

Den Arbeitgebern ist ein angeschlagener Kontrahent recht. Bereits jetzt leuchtet Huber als der Star der Zukunft. Man sagt, er sei es gewesen, der – in Abwendung von Zwickel – die neue Einigung mit Peters herbeiführte. Auf jeden Fall entspricht sie seinen Interessen.

Schon bevor er das höchste Amt in der IG Metall erlangt haben wird, wird auch dort klargestellt sein, was die Aufgabe von Gewerkschaften in der gegenwärtigen Phase des Kapitalismus ist: die Gestaltung der »Arbeitswelt« gemeinsam mit Unternehmern, die am längeren Hebel sitzen. Wer mehr verspricht, betrügt. Gewerkschaften werden dann und dort Bestand haben, wenn und wo – erstens – kartellierte Arbeitskraft für die Akkumulation und Sicherheit des Kapitals nützlicher ist als unkartellierte und – zweitens – genügend viele Lohnabhängige der Ansicht sind, für sie springe je individuell dabei etwas heraus.

Natürlich wäre die Einsicht in die Notwendigkeit ziemlich langweilig ohne ein paar Events zwischendurch: mit retardierenden Momenten, Dolchen in Gewändern und Beschleunigungen. Wie gut, daß es Medien, den Kanzler und Klaus Zwickel gibt.

Georg Fülberth schrieb in KONKRET 8/03 über die Flexibilität der deutschen Gewerkschaften

Konkret 09/03, S. 18

Oliver Tolmein

Eine h□ ufige Methode ...

... sei Folter in Indien, sagt das Bundesverfassungsgericht und h□ lt die Auslieferung eines mutma□ lichen Betr□ gers dorthin gleichwohl für Rechtens.

Die Aufregung um die Androhung von Folter durch den Frankfurter Vizepolizeipräsidenten im Fall Metzler war schnell vorbei. Die Mühlen des Disziplinarverfahrens gegen den ranghohen Polizeibeamten mahlen dagegen nur langsam. Die Zufügung von Schmerzen und anderen Qualen durch die deutsche Polizei ist als Thema wieder an Praktiker und Theoretiker zurückgegeben, die Öffentlichkeit ist längst mit wichtigeren Schurkentaten beschäftigt: Wie CIA und Mossad die Twintower zerlegt haben und die Chose hinterlistig Al-Qaida in die Schuhe schoben ...

In dieser Zeit mußte sich das Bundesverfassungsgericht mit dem Fall eines vanuatuischen Staatsangehörigen befassen, der wenige Monate zuvor am Münchner Flughafen aufgrund eines Haftbefehls des Ersten Spezialgerichts in Alipore/Kalkutta festgenommen worden war. Der Festgenommene, der sich mit allem, was der Rechtsstaat ihm an Mitteln zur Verfügung stellt, gegen seine Auslieferung nach Indien wehrt, soll in den Jahren 1994 und 1995 eine Bank um insgesamt etwa 2.143.000 Euro betrogen haben. Dafür droht ihm in Indien lebenslange Haft – und das in Gefängnissen, in denen die Lebenssituation der Gefangenen nach Berichten internationaler Menschenrechtsorganisationen wie Amnesty International oder Human Rights Watch in der Regel katastrophal ist. Der in Deutschland festgesetzte Mann befürchtet außerdem, in Indien gefoltert und mißhandelt zu werden. Ein Fall, in dem Paragraph 73 des Gesetzes über internationale Rechtshilfe in Strafsachen wirksam wird? Dort heißt es: »Die Leistung von Rechtshilfe ist unzulässig, wenn sie wesentlichen Grundsätzen der deutschen Rechtsordnung widersprechen würde.«

Dem Oberlandesgericht München zufolge, das über den Auslieferungsantrag als letzte ordentliche Instanz zu entscheiden hatte und gegen dessen Entscheidung schließlich die Verfassungsbeschwerde erhoben wurde, widerspricht eine Auslieferung nach Indien nicht wesentlichen Grundsätzen des deutschen Rechts. In ihrer Entscheidung argumentieren die Münchner Richter, daß in Indien Folter zwar, wie sich auch aus dem Asyllagebericht der Bundesregierung ergebe, als Vernehmungs- und Erpressungsmittel angewendet werde, daß diese Praxis jedoch vom Staat nicht geduldet, sondern vielmehr bekämpft werde. Indien sei zudem der Anti-Folterkonvention der Vereinten Nationen beigetreten und habe, wie sich aus den Unterlagen der Bundesregierung ergebe, sogar innerstaatlich eine »Kampagne zur Bewußtseinsänderung« begonnen.

Als besonders eindrucksvollen Beleg für die rechtsstaatliche Qualität der Verhältnisse in Indien, unter denen die Folterer dank der Fortbildung in Sachen Menschenrecht nun vermutlich wenigstens ein schlechtes Gewissen haben, führten die bayrischen obersten Landesrichter ins Feld: Deutschland habe mit Indien im Jahre 2001 in Kenntnis der im Asyllagebericht angesprochenen Umstände einen Auslieferungsvertrag geschlossen, was darauf hindeute, daß die im Lagebericht erwähnten Menschenrechtsverletzungen nicht der Normalfall seien, sondern Ausnahmen. Eine famose Überlegung: Weil die Regierung, durch deren Genehmigung einer Auslieferung der Kläger sich in seinen Grundrechten verletzt sieht, einen Auslieferungsvertrag geschlossen hat, ist in dem Land, in das ausgeliefert werden soll, alles in Ordnung. Weil nicht sein kann, was nicht sein darf, findet Rechtsschutz, wenn’s ernst wird, nicht mal ausnahmsweise statt.

Wer sich auf der Webseite von Amnesty International über die Lage der Menschenrechte in Indien informiert, erhält weniger positive Auskünfte. Noch im Jahresbericht 2003 der Menschenrechtsorganisation wird ausdrücklich vermerkt, daß Polizei und andere Sicherheitskräfte grundsätzlich nicht bestraft werden, wenn sie die Menschenrechte verletzen. Eine wichtige Ursache dafür ist, daß der »Prevention of Terrorismus Act« (Pota) und der »Protection of Human Righst Act« Bestimmungen enthalten, die eine Ahndung von Vergehen und Verbrechen der Polizei faktisch ausschließen. Das Versprechen der neuen Regierung, Menschenrechtsverletzungen unabhängig untersuchen zu lassen, wurde nicht eingelöst. Human Rights Watch und Amnesty International, aber auch Sonderberichterstatter der Vereinten Nationen, die die Unabhängigkeit der Justiz und die Ahndung von Menschenrechtsverletzungen untersuchen, konnten ihre Recherchen in Indien nicht durchführen. Menschenrechtsgruppen im Inneren werden zusehends als »antinational« gebrandmarkt und Repressionen ausgesetzt. Die meisten Verstöße gegen grundlegende Menschenrechte wurden zwar in Zusammenhang mit religiösen Unruhen und Unabhängigkeitsbestrebungen in der Kaschmir-Region begangen. Insofern ist das Risiko für einen mutmaßlichen Wirtschaftsstraftäter, Opfer von Folter zu werden, sicher geringer als für einen politischen Oppositionellen – es ist angesichts der insgesamt sehr weiten Verbreitung solcher Mißhandlungen und wegen der katastrophalen Zustände in den indischen Gefängnissen allerdings auch für einen als Betrüger angeklagten Menschen nicht gering.

Darauf aber kommt es für deutsche Gerichte nicht an. »Um die außenpolitische Handlungsfähigkeit der Bundesrepublik Deutschland zu erhalten«, müssen die Daumenschrauben manchmal etwas fester angezogen und die Maßstäbe etwas anspruchsvoller ausgestaltet werden. Entscheidend finden die Richterinnen und Richter des Zweiten Senats des

Bundesverfassungsgerichts nämlich nur, ob eine »beachtliche Wahrscheinlichkeit« besteht, daß der Festgenommene nach seiner Auslieferung in Indien gefoltert wird. Da Folter in Indien aber bloß »eine häufig von der Polizei angewandte Vernehmungsmethode oder ein Erpressungsmittel«, Indien aber »kein Staat (ist), in dem eine ständige Praxis umfassender oder systematischer Menschrechtsrechtsverletzungen (herrscht)«, erscheint den Wahrern der Grundrechte die Einschätzung des Oberlandesgerichts München, daß eine Auslieferung in diesem Fall nicht den Grundsätzen der deutschen Rechtsordnung widerspräche, »nachvollziehbar«. Die Anti-Folter-Konvention der Vereinten Nationen, der die Bundesrepublik Deutschland, mittlerweile aber auch Indien, beigetreten ist, formuliert allerdings andere Kriterien. Ausgeliefert werden darf nach Artikel 3 nicht, wenn »stichhaltige Gründe« (substantial grounds) für die Annahme bestehen, daß er dort in Gefahr liefe, gefoltert zu werden. Als ein Indiz dafür gilt, daß »in dem betreffenden Staat eine ständi- ge Praxis grober, offenkundiger und massenhafter Verletzungen der Menschenrechte herrscht«.

Das Bundesverfassungsgericht urteilt da gerne etwas anspruchsvoller; auch schätzt es die feinsinnige Differenzierung zwischen beachtlichen und unbeachtlichen Wahrscheinlichkeiten. Seine im Beschluß über die Nichtannahme der Verfassungsbeschwerde »nachvollzogene« Sicht des Münchner Urteils paßt denn auch zur innerstaatlichen Folterdiskussion. Ausnahmen bestätigen die Regel, man muß da auch mal Verständnis haben, und so schlimm wird es schon nicht werden. Folter ist jedenfalls, insbesondere, wenn nur damit gedroht oder sie in fernen Ländern nur häufig und nicht systematisch ausgeübt wird, kein Tabu mehr.

Das ist in gewisser Hinsicht allerdings nicht neu: Die Auslieferung von Gefangenen und die Abschiebung von Flüchtlingen an und in Länder, in denen Folter auf der Tagesordnung steht, ist von deutschen Gerichten immer wieder erlaubt, bisweilen allerdings auch verboten worden. »Folter ist nur asylerheblich, wenn sie wegen asylrelevanter Merkmale eingesetzt wird«, befand das Bundesverfassungsgericht beispielsweise 1989 und wies damit die Beschwerde eines Kurden ab, dessen Auslieferung in die Türkei drohte. Und in einem Beschluß von 1995, der die Auslieferung nach Griechenland erlaubte, argumentierte das Gericht schon ganz auf seiner heutigen Linie: »Die von einem Verfolgten behauptete Gefahr menschenrechtswidriger Behandlung steht einer Auslieferung nicht schon dann entgegen, wenn sie aufgrund eines bekanntgewordenen früheren Vorfalls nicht ausgeschlossen werden kann.« Im Juni 1996 genehmigte das Bundesverfassungsgericht die Auslieferung des angeblich zur Eta gehörenden Benjamin Ramo Vega, obwohl die ihn belastenden Aussagen in Spanien durch Folter erlangt worden waren. Vier Jahre später hatte ein russischer mutmaßlicher Straftäter Glück, seine Auslieferung an die Russische Förderation wurde vom Bundesverfassungsgericht verhindert, weil die Haftbedingungen in russischen Gefängnissen, wie unter Berufung auf Quellen von Amnesty International festgestellt wurde, menschenrechtlichen Standards nicht genügten. Daß dort gefoltert wird, war dafür ein Kriterium.

Der jetzt entschiedene Fall weist jedoch eine Besonderheit auf: Es gibt ein Minderheitenvotum zweier Verfassungsrichter, die sich zwar nicht mit der Gefahr der Folter auseinandersetzen, die dem Oberlandesgericht München aber vorhalten, sich mit den von Amnesty International beschriebenen menschenunwürdigen Haftbedingungen in Indien nicht beschäftigt und deswegen nicht reflektiert zu haben, daß die Verbüßung einer lebenslangen Haft dort eine grausame und unmenschliche Bestrafung darstellen könnte. Die Senatsminderheit weist auch darauf hin, daß der Auslieferungsvertrag zwischen Indien und Deutschland in jenem Jahr 2001 abgeschlossen wurde, in dem der Asyllagebericht des Auswärtigen Amtes feststellte, daß Folter eine häufig angewandte Methode der indischen Polizei sei. Angesichts dessen sei »schon schwer nachvollziehbar, wie das Gericht davon ausgehen konnte, die Vertragsunterzeichnung begründe eine Indizwirkung dahingehend, daß regelmäßig von ordnungsgemäßen, einer Auslieferung nicht entgegenstehenden Verhältnissen in Indien auszugehen sei«.

Dem ist nur noch eines hinzuzufügen: Vorsitzender des Zweiten Senats des Bundesverfassungsgerichts ist der Strafrechtsprofessor Winfried Hassemer, der als einer der wichtigsten Vertreter eines liberalen und aufgeklärten Strafrechts in der Bundesrepublik gilt. Hassemer sitzt auch im Beirat der Zeitschrift »Strafverteidiger«, einer von kritischen Juristen begründeten Zeitschrift, die in gewisser Hinsicht das Gegenstück zur konservativeren »Neuen Zeitschrift für Strafrecht« ist. Er ist Autor von *Einführung in die Grundlagen des Strafrechts*, hat den schmalen Band *Strafen im Rechtsstaat* verfaßt und sich, zusammen mit Jan Philipp Reemtsma, des Themas *Verbrechensopfer □ Gesetz und Gerechtigkeit* angenommen. Das Minderheitenvotum im hier diskutierten Fall, das einsichtig argumentierend die Grundrechte eines Auszuliefernden bewahren will, hat er nicht verfaßt. Er hat es nicht mal mitunterzeichnet, sondern sich gegen die Bielefelder Umweltrechtsexpertin Professorin Gertrude Lübbe-Wolff und Bertold Sommer, der schon mehrfach gegen die Staatsräson und für den Grundrechtsschutz eine Minderheitenposition bezogen hat, auf die Seite der Mehrheit gestellt. Bertold Sommer ist kurz nach dieser Entscheidung aus Altersgründen in Pension gegangen. Daß sein aus der bayrischen Justiz kommender Nachfolger Michael Gerhardt, der zuletzt im Sechsten Senat des Bundesverwaltungsgerichts tätig war, sich ähnlich engagiert für einen entschiedenen Grundrechtsschutz einsetzen wird, erscheint wenig wahrscheinlich.

Oliver Tolmein schrieb in KONKRET 8/03 über den Film »Junta«

Konkret 09/03, S. 20

Stefan Frank

Hat Blair uns belogen?

Die nachrichtenarme Sommerzeit überbrücken Zeitungen gerne mit Wettermeldungen und Augenzeugenberichten über Monstererscheinungen. In diesem Jahr interessierte man sich unter anderem für Tony Blair.

Kaum jemand hatte Zweifel an der Wahrhaftigkeit der in London und Washington im Vorfeld des Krieges veröffentlichten Berichte über den Irak. Besonders die deutsche Öffentlichkeit war arglos. Dossiers, wonach der Irak über ABC-Waffen verfüge und Saddams Panzer in 45 Minuten am Rhein stehen könnten, erschienen glaubwürdig. Doch drei Monate nach Kriegsende wurden erste Zweifel laut: Hat man uns nicht die ganze Wahrheit gesagt? Ist der Ehrliche am Ende wieder der Dumme?

Am 17. Juli hielt der britische Premierminister Tony Blair vor dem US-Kongreß eine Rede, von der man Antworten erhoffte. Einer seiner Vorgänger im Amt, Winston Churchill, hatte ebenfalls in einer entscheidenden historischen Situation vor dem Kongreß gesprochen: Am 26. Dezember 1941, kurz nach dem japanischen Überfall auf Pearl Harbor, machte der englische Premierminister vor den Abgeordneten der beiden Kammern die Prophezeiung eines langen und harten Krieges und rief Großbritannien und die USA zu Einigkeit auf.

Wenn auch ein Satz aus Blairs Rede (»Die Geschichte wird uns entschuldigen«) einem Ausspruch Fidel Castros aus dem Jahr 1953 nachempfunden war (»Die Geschichte wird mich freisprechen«), werden Blairs Angestellte doch wohl vor allem an Churchill gedacht haben, als sie die Rede, deutlich und doch dezent, als *liberty speech* ankündigten. Wie bei Freiheitsreden üblich, gab es immer wieder stehende Ovationen. Dabei stehen auf ein verabredetes Zeichen hin die Zuhörer in der ersten Reihe auf, die hinter ihnen Sitzenden müssen nun, damit sie noch etwas sehen können, auch aufstehen, wobei sie anfangen zu klatschen.

Da sich nicht abschätzen läßt, ob Blairs Rede einmal als ebenso bedeutend angesehen werden wird wie die Churchills, erscheint es ratsam, die wichtigsten Passagen zu dokumentieren:

Der Tribut, den wir unseren Soldaten zollen, sollte daran gemessen werden, daß wir ihnen und ihren Familien zeigen, daß sie nicht umsonst gekämpft haben oder gestorben sind, sondern daß durch ihr Opfer zukünftige Generationen in größerem Frieden werden leben können (Applaus). Danke, Mr. President, für ihre Führung (Applaus). Unsere wirksamsten Waffen sind nicht unsere Gewehre, sondern unsere Überzeugungen (Applaus). Während die Terroristen versuchen, die Menschheit durch Haß zu spalten, müssen wir die Menschheit um eine Idee herum vereinen. Und diese Idee ist die Freiheit (Applaus). Geben Sie Europa nicht auf, arbeiten Sie mit ihm zusammen (anhaltender Applaus). Amerika muß zeigen, daß seine Partnerschaft nicht auf Kommando, sondern auf Überzeugung gründet (Applaus). Wir brauchen eine neue internationale Regelung zur Nichtverbreitung von Massenvernichtungswaffen (Applaus). Und wir müssen allen Staaten der UN klar sagen: Wenn ihr systematische und grobe Verletzung der Menschenrechte im Widerspruch zur UN-Charta betreibt, dann könnt ihr nicht dieselben Privilegien erwarten wie diejenigen, die sich an die Charta halten (anhaltender Applaus). Amerikaner sind nicht stolz, weil es ihnen verordnet wird, sondern weil, egal welcher Rasse, Farbe, Klasse oder Religion jemand angehört, Amerikaner zu sein, frei zu sein heißt. Darum sind sie stolz (Jubel, Applaus). Wir werden im Kampf für die Freiheit mit Euch sein (anhaltender Applaus).

Ungefähr zu der Zeit, als Blair seine Rede hielt, starb in London der Experte für biologische Kampfstoffe, David Kelly. Wie die Tageszeitung »The Independent« berichtete, litt Kelly unter einer Erkrankung der Herzkranzarterie. Die Polizei vermutet allerdings, Kelly sei eher an den Folgen der aufgeschnittenen Pulsadern gestorben.

Wie Shakespeares König Claudius wird Blair dieses Todes mit einem fröhlichen und einem feuchten Auge gedenken – einerseits wird dieser Kritiker nun schweigen, andererseits spukt der tote Kelly nun umher wie Hamlets Vater; ein Reporter fragte Blair bereits, ob er »Blut an den Händen« habe (es war kein Blut zu erkennen, aber Fernsehbilder können täuschen).

Bekanntlich galt Kelly als die Quelle der über BBC verbreiteten Behauptung, die britische Regierung habe Geheimdienstberichte über irakische Massenvernichtungswaffen etwas aufpoliert. Diese These wurde am 29. Mai von BBC-Korrespondent Gilligan verbreitet. Am 1. Juni wiederholte er seine Anschuldigungen in einer Kolumne der »Mail on Sunday« und machte den Propaganda-Chef der Regierung, Alastair Campbell, für das Frisieren der Informationen verantwortlich.

Seinen Informanten beschrieb er als eine Person, die »besser als jeder andere« gewußt habe, daß die Anhaltspunkte für die Existenz irakischer Massenvernichtungswaffen nicht ausgereicht hätten, um von einer unmittelbaren Bedrohung zu sprechen, wie Blair das in seinem September-Dossier getan hatte. Dort hatte es geheißen, der Irak könne innerhalb von 45 Minuten biologische und chemische Waffen gefechtsbereit machen.

Wie Freunde berichten, soll Kelly damals über diesen Satz gelacht haben, da selbst die geschicktesten Profis schon für das Einfüllen der Kampfstoffe in die Granaten oder Raketenköpfe mindestens 45 Minuten benötigten. Kelly stellte nicht in Frage, daß der Irak über biologische und chemische Waffen verfügen könne, war aber der Ansicht, daß die Regierung Geheimdienstinformationen verändert habe, um eine bessere öffentliche Wirkung zu erzielen. Das sagte er, als er am 7. Mai mit Susan Watts, einer Wissenschaftsjournalistin der BBC, telefonierte, und wiederholte es zwei Wochen später im Gespräch mit Andrew Gilligan.

Zwar weigerte sich die BBC, den Namen ihres Informanten herauszugeben, doch unangenehm wurde es für Kelly, als Gilligan Aussagen seines Informanten zitierte, die dieser im selben Wortlaut gegenüber Kollegen geäußert hatte (z.B. daß es »zu 30 Prozent wahrscheinlich« sei, daß der Irak ein Chemiewaffenprogramm habe; daß es noch wahrscheinlicher sei, daß er über biologische Waffen verfüge, daß aber die Sanktionen recht effektiv seien und ein großes Programm unter diesen Umständen nicht verborgen bleiben könne).

Kelly gestand daraufhin seinen Vorgesetzten, daß er mit Gilligan gesprochen hatte. Es müsse aber noch andere Informanten geben, und die Aussagen über die 45-Minuten-These stammten nicht von ihm. Kriegsminister Hoon schrieb dann am 8. Juli an die BBC, daß er wisse, wer der Informant sei, und verlangte eine Bestätigung oder ein Dementi. Als die BBC dies ablehnte, gab die Regierung die Information an Zeitungen weiter, verbunden mit der (falschen) Behauptung, Kelly sei nur ein mittlerer Angestellter ohne Zugang zu geheimen Daten.

Einige Tage nach Kellys Tod berichteten Zeitungen, Blairs offizieller Sprecher Tom Kelly habe zu Journalisten gesagt, David Kelly sei »eine Art Walter Mitty« gewesen. Walter Mitty ist die Figur aus James Thurbers 1939 erschienener Kurzgeschichte »The Secret Life of Walter Mitty«, die in Tagträumen die Vorstellung hat, sie sei Chirurg, Bomberpilot oder ein sonstiger Held.

»Independent«-Journalist Paul Waugh, der die Äußerung bekanntgemacht hatte, erzählte später, wie es dazu gekommen war. Er habe Tom Kelly angerufen und gefragt: »What's the real story of the Kelly affair?« In der Antwort fiel, nach einer kurzen Einleitung, der Walter-Mitty-Satz. Dazu erklärte Paul Waugh seinen Lesern, daß Journalismus immer auf diese Weise funktioniere: Die Regierung möchte etwas auf eine bestimmte Art dargestellt wissen, aber »ohne die Fingerabdrücke der Regierung«; sie sagt dann ausgewählten Journalisten in privaten Gesprächen, was sie schreiben sollen. Sprecher Kelly hatte nicht damit gerechnet, daß sein Walter-Mitty-Zitat im Wortlaut an die Öffentlichkeit ging – dazu auch noch mit dem Hinweis auf die Quelle »senior Whitehall source«. Es war ja nur als Denkhilfe für Journalisten gedacht.

Ärger hat Blair auch im Zusammenhang mit den Berichten über die Uran-Shopping-Touren, die Saddam Hussein in Afrika unternommen haben soll. Noch im Herbst 2002 galt der Kongo als ein Land, das dem Irak Uran liefern könnte, später konzentrierten sich die Spekulationen auf Niger. Dokumente, die diese Behauptung beweisen sollten, stellten sich aber als Fälschungen heraus.

Trotzdem beharrte die britische Regierung auf ihrer Behauptung. Der britische Außenminister Straw erklärte noch im Juli, die Aussagen, wonach der Irak versucht habe, in Afrika Uran zu kaufen, basierten auf »soliden« Quellen. Mit dieser Sicht steht die britische Regierung allerdings allein, nachdem sogar die US-Regierung sich von der Niger-Hypothese distanziert hat. CIA-Chef Tenet sagte, die Berichte basierten auf »fragmentarischen« Informationen, und entschuldigte sich dafür, Präsident Bush gestattet zu haben, sie für seine »State of the Union address« zu verwenden. »The British government has learned that Saddam Hussein recently sought significant quantities of uranium from Africa«, hatte Bush in seiner Rede im Januar 2003 behauptet. Ob Tenet wirklich Grund hat, die Verantwortung hierfür zu übernehmen, ist allerdings fraglich. Der »Daily Telegraph« berichtete im Juli von Hinweisen, wonach die CIA den in Bushs Rede gemachten Aussagen skeptisch gegenübergestanden hatte.

Auch Joseph Wilson, ein früherer US-Botschafter, sagte aus, er sei im Januar 2002 im Auftrag der CIA nach Niger gereist und habe sich davon überzeugt, daß die Gerüchte über irakische Uran-Käufe falsch seien. Deshalb war er überrascht, als Bush unter Berufung auf den britischen Geheimdienst von Versuchen der irakischen Regierung sprach, in Afrika Uran zu kaufen.

Nigers Premierminister Hamadou wies die Behauptungen ebenfalls zurück. »Wir waren das erste afrikanische Land, das 1991 nach der irakischen Invasion Kuwaits Soldaten gegen Saddam geschickt hat. Würden wir wirklich Material zu jemandem schicken, gegen den wir gekämpft haben und der mit Atombomben die halbe Welt zerstören könnte?« Großbritannien solle für seine Anschuldigungen Beweise vorlegen, verlangte Hamadou (der nach diesen Äußerungen von den USA freundlich gebeten wurde, sich in dieser Sache nicht mehr zu äußern).

Der französische Botschafter in Niger, Denis Vène, sagte in einem Zeitungsinterview, es sei unmöglich, daß Uran unbemerkt in den Irak verkauft werden könne. »Für den Bau von Atomwaffen braucht man große Mengen Uran. Die Minengesellschaften beobachten und prüfen die Urantransporte, die Niger verlassen, von der Grube bis zu den Häfen.« Wer Uran kaufen wolle, würde sich lieber an die russische Mafia wenden, so der Botschafter.

Indessen fragt man sich, warum die USA eigentlich auf die Hypothese von der Bedrohung durch irakische Massenvernichtungswaffen gesetzt haben, um den Krieg zu rechtfertigen, statt die (schwer zu verheimlichenden) Verbrechen der irakischen Regierung in den Vordergrund zu rücken. Offenbar hatten sie angenommen, auf diese Weise eine Zustimmung des UN-Sicherheitsrates zu bekommen. Vielleicht hatten sogar Deutschland, Frankreich und Rußland Zeichen gegeben, die die US-Regierung in dieser Annahme bestärkten (es wäre schließlich weder in Frankreich noch in Deutschland das erste Mal gewesen, daß eine Regierung in einer wichtigen Frage plötzlich ihre Meinung ändert, der sogenannten »Öffentlichkeit« hätte man das schon verklickert). Wäre der Krieg mit Zustimmung Deutschlands und Frankreichs geführt worden, hätte wohl auch hinterher niemand mehr nach der Legitimation gefragt, dafür gab es ja Präzedenzfälle in Jugoslawien 1995 und 1999.

Daß bislang im Irak keine Spuren biologischer oder chemischer Waffen gefunden wurden, heißt zwar nicht, daß es solche Waffen nicht gibt, stärkt aber die Zweifel an der These, Hussein habe damit einen Großangriff geplant oder zumindest planen können.

Wer aber hat Grund, sich über »Lügen« Blairs und Bushs aufzuregen? Jeder wußte, daß es bei diesem Krieg gewiß nicht um Neutronen und Mikroben ging. Diejenigen, die die entsprechenden Geschichten nicht geglaubt haben, können sich weder »getäuscht« noch »belogen« fühlen. Wer sich aber tatsächlich von Bush und Blair täuschen läßt, hat auch nichts anderes verdient.

Saddam und seine Ba'th-Partei wurden von der Macht entfernt. Doch werden einige versuchen, davon zu profitieren, daß London und Washington vor einem Jahr die angeblich von irakischen Massenvernichtungswaffen ausgehende Gefahr in den Mittelpunkt ihrer Kriegsbegründungen stellten. Deutschland, Frankreich und Rußland drängen auf eine UN-Resolution, die ihre Interessen berücksichtigt. Im Zweifelsfall können sie damit drohen, Bush und Blair weiter zu kompromittieren. Dabei kommt ihnen entgegen, daß in den USA im nächsten Jahr Präsidentschaftswahlen stattfinden und es in der Demokratischen Partei Leute gibt, die dieses Thema im Wahlkampf verwenden möchten.

Stefan Frank schrieb in KONKRET 8/03 über die Expansion der deutschen Wirtschaft nach Osteuropa

Konkret 09/03, S. 22

Hans Branscheidt, Thomas von der Osten-Sacken

Die Botschaft hör ich wohl ...

Wie reagiert das Ba□th-Regime in Syrien auf den Sturz Saddam Husseins?

»Welches Land auf der □Liste der Bösen□ das nächste ist, das von der amerikanischen Militärmaschinerie überrollt wird, wird sich bald abzeichnen. Die Vorwürfe gegen Syrien enthalten die klare Botschaft: Unterwerfung oder Vernichtung.«

Rundbrief von Bündnis 90/Die Grünen, Bezirk Breisgau 3/03

Nach dem Fall Bagdads waren sich deutsche Nahostexperten sicher: Als nächstes wird Syrien Opfer einer amerikanischen Militäraktion sein. Daß dies bislang so wenig wahr wurde wie die übrigen Prophezeiungen im Kontext des Irakkrieges, darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß Syrien unter enormem Druck der USA steht. Angeblich beherbergt es flüchtige irakische Regierungsmitglieder und Anhänger palästinensischer und libanesischer Organisationen, die auf der US-Terrorliste stehen. Anders als erwartet schließen sich in Syrien angesichts des US-amerikanischen Drucks keineswegs die Reihen hinter dem Präsidenten Bashar al-Assad. Wie in anderen Ländern des Nahen Osten auch wurde der Fall Bagdads zwar von vielen Syrern als weitere Niederlage der Araber und Muslime im Kampf gegen den Großen Satan wahrgenommen; zugleich wächst die Kritik an der eigenen Diktatur. Während radikale Islamisten und Panarabisten jedoch zum verstärkten Kampf gegen die USA rufen und sich unter den Freiwilligen, die an der Seite der irakischen Ba□thisten kämpfen, viele Syrer befinden sollen, kommt von anderer Seite eine Kritik, die durchaus Anlaß zur Hoffnung geben kann.

Schon anläßlich der Machtübernahme im Juni 2000, als Bashar al-Assad die Nachfolge seines verstorbenen Vaters antrat, waren mit dem jungen Präsidenten außerhalb wie innerhalb Syriens große Erwartungen auf eine Erneuerung der Verhältnisse des Landes verbunden worden. Es dauerte allerdings nicht lange, bis klar wurde, daß der neue Landesherr und Chef der Ba□th-Partei nicht in der Lage war, die erhofften Reformen gegen den Willen der Notabeln und die eigene Parteihierarchie durchzuführen. Im Gegenteil: Bashar al-Assad schien eher zur Übernahme militanter und radikal-panarabischer Positionen bereit zu sein, besonders hinsichtlich des Konflikts zwischen Israel und den Arabern. Er schien sich für die Politik seines Vaters entschieden zu haben, profilierte sich mit scharfen antiwestlichen Statements im arabischen Lager und positionierte sich an der Seite Saddam Husseins.

Erst die Entschlossenheit der USA, den irakischen Ba□thismus zu beseitigen, und ihre deutlichen Hinweise gegen jedes nahöstliche Land vorgehen zu wollen, das Saddam unterstütze, führten zu einer Revision des syrischen Verhaltens, die darauf abzielte, einen syrisch-amerikanischen Konflikt zu vermeiden. Der Sieg der USA über Saddams Militär und dessen ba□thistische Unterdrückungsapparatur war schließlich für den syrischen Präsidenten Warnung und Anlaß zugleich, um erstmals Schritte einzuleiten, die ein deutliches Zeichen für »Innovation« setzen sollten. Am 6. Juli 2003 unterzeichnete Bashar al-Assad als Chef der Ba□th-Partei das Dekret 408. Eine bürokratische Maßnahme, die allerdings das tradierte Herrschaftssystem ins Mark traf.

Das Dekret 408 cancelte die Alleinherrschaft der einzigen Partei des Landes. Bis dahin hatte sie jeden Winkel des Landes, das zivile wie das militärische Leben uneingeschränkt kontrolliert. Zumindest per ordre de mufti war nun jenem Zustand ein Ende bereitet, in dem nur Mitglieder der Partei in die oberen Ränge des Militärs, der Wirtschaft, in Universität und Staatsapparat aufgenommen werden durften. Nicht nur die Mahnungen und Auflagen der US-Administration hatten zu dieser Veränderung geführt, landesinterne Ereignisse fielen ebenso schwer ins Gewicht: Bei den Parlamentswahlen im Mai 2002 waren nur zwölf Prozent der Wähler an den Urnen erschienen. Ungeachtet der Wahlpflicht zeigte die Bevölkerung Syriens dem Regime und seinen Ba□th-Kandidaten demonstrativ die kalte Schulter. Bei späteren Kommunalwahlen in Syrien erschienen schließlich nur noch sechs Prozent der Wahlberechtigten zur Abstimmung. Das Dekret 408 bedeutete unter diesen Umständen wohl den Versuch al-Assads, ein neues Vertrauensverhältnis zu den Menschen des Landes herzustellen, die nach fast 40 Jahren autokratischer Herrschaft offenbar genug davon hatten.

Unmittelbar nach der US-Intervention im Irak artikulierte sich der innersyrische Widerstand. Mitte 2003 richteten 287 prominente syrische Bürger eine Petition an den Staatspräsidenten, in der ein allgemeiner nationaler Dialog gefordert wurde, der eine gesellschaftliche Erneuerung einleiten sollte. Übermittelt wurde die Petition, die niemand persönlich zu übergeben wagte, per eingeschriebenem Brief; publiziert wurde sie zwei Wochen später auf der Webseite von »Akhbar Al-Sharq«, die der syrischen Opposition verbunden ist. Nach allerlei artigen Einleitungsfloskeln kamen die Verfasser schließlich zur Sache:

Ehrenwerter Präsident: Nur tiefgreifende nationale Reformen können die Krankheiten in Syrien heilen ... Wir erwarten grundlegende Veränderungen, die nur dann heilsam sind, wenn alle Kräfte des Landes daran beteiligt werden. Wir erwarten aus diesem Grund die Freilassung aller politischen Häftlinge und aller Gefangenen aus Gewissensgründen. Die Einladung aller Exilierten zur sicheren Rückkehr in unser Land unter Garantie für ihre Existenz. Dies bedeutet, daß alle

bestehenden Notstandsgesetze und Sondererlasse aufgehoben werden. Dies meint ebenso, daß dem Geheimdienst- und Sicherheitsapparat des Landes jede Einmischung in private und politische Angelegenheiten zukünftig untersagt wird. Gelten sollen allein Recht und Rechtsstaatlichkeit. In diesem Sinne muß Koalitionsfreiheit herrschen, die Freiheit der Gründung und des Zusammenschlusses ziviler Vereinigungen, das Recht auf freie Gewerkschaften, und schließlich das Recht auf freie Meinungsäußerung und Freizügigkeit im Lande.

Unterzeichnet worden war die Petition unter anderem von Anwar al-Banni, einem bekannten Anwalt der politischen Gefangenen des Landes sowie von Abd al-Razzaq, einem der ersten syrischen Promotoren für die Bildung demokratischer Organisationen und Strukturen. Auch wenn einige der oppositionellen Gruppierungen des Landes vermuten, daß an der Abfassung einige noch amtierenden Funktionäre der Ba□th-Partei beteiligt gewesen sein könnten, stellt das Manifest eine Kampfansage an den herkömmlichen Ba□thismus dar. Selbst wenn diese Petition vom Regime selber bestellt worden sein sollte, ergibt sich daraus nur, daß es verstanden hat, daß eine gesellschaftliche Erneuerung und Modernisierung des Nahen Ostens auf der Tagesordnung steht.

Die Kurden in der Reform-Opposition

Der Widerstand gegen Assads Syrien kam nun von innen, außen blieb der Druck der USA. Die Europäer, vor allem Deutschland, Frankreich und Italien – die wichtigsten Exportpartner Syriens – sind mit dem Regime durchaus einverstanden. Nicht mehr einverstanden sind ein Großteil der 16 Millionen Menschen des Landes, von denen vor allem die nichtarabische Bevölkerung seit 1961 unter einer massiven Arabisierungspolitik gelitten hat. Daß diese Zwangshomogenisierung letztlich scheiterte, lag am andauernden passiven Widerstand der Kurden, der zweitgrößten Bevölkerungsgruppe des Landes. Für Kurden gibt es in Syrien keine staatsbürgerlichen Rechte, weil sie als Staatenlose über keine »Dokumente« verfügen. Kurdische Untersuchungen gehen von circa vier Millionen Kurdinnen und Kurden aus, die in Syrien leben. Politisch existieren sie nicht; als nationale Minderheit werden sie nicht anerkannt; kurdische Publikationen und Feste sind verboten; Schulunterricht in kurdischer Sprache darf nicht stattfinden. Verfolgung und Depravierung veranlaßten viele Menschen, das Land zu verlassen.

In einem Memorandum appellierte die Demokratische Partei Kurdistan-Syriens (PDKS) bereits im September 2002 an Bashar al-Assad, jegliche Gruppendiskriminierung zu beenden. Zugleich machte die PDKS den Vorschlag, ein Ministerium für die Angelegenheiten nationaler Minderheiten zu etablieren. Im Frühjahr 2002 hatte sich die syrische Oppositionspartei A-Hadathe (Party of Modernity and Democracy for Syria) zu Wort gemeldet. Sie verlangte vom Staatschef vor allem die Anerkennung der Realitäten eines Vielvölkerstaates. Die Partei für Modernisierung und Demokratie bestand vor allem darauf, diese Vielfalt in der Verfassung des Landes zu verankern, um die Anerkennung aller ethnischen und religiösen Gruppierungen Syriens zu garantieren.

Der Krieg gegen Saddam Hussein, an dem die kurdischen Parteien des Irak offiziell als Alliierte der Koalitionstruppen beteiligt waren, veränderte auch den Blick auf die Rolle der Kurden im Nahen Osten. Im Irak gelten die Kurden als Gewinner des Kriegs, die erstmals in ihrer modernen Geschichte einen Sieg über ihre Feinde errungen haben und zugleich als Faktor der Modernisierung ernstgenommen werden. Auch in den USA hat sich herumgesprochen, daß die irakischen Kurden für demokratische Veränderungen wohl am ehesten aufgeschlossen sind und wohl auch in Zukunft ein verläßlicher Partner der USA im Irak sein werden. Die veränderte Wahrnehmung hat auch die syrisch-kurdische Bewegung nachhaltig beeinflußt und ihr Auftrieb gegeben. Denn das für den Irak anvisierte und von den USA unterstützte Modell einer föderativen Demokratie könnte sich auch für Syrien als praktikabel erweisen.

Die Diktatur vor dem Sturz?

Die Niederlage des irakischen Ba□thismus machte den Mitgliedern der oppositionellen Bewegung Syriens Hoffnung. Im Juni 2003 trafen sich anläßlich des Jahrestags der Gründung der ersten kurdischen politischen Organisation in Syrien (1957) Repräsentanten der kurdischen Yekiti Partei und der Demokratischen Partei Kurdistan-Syrien in Bonn, um das Projekt der »Koalition für ein demokratisches Syrien« (KDS) aus der Taufe zu heben. Eine Assoziation, die erklärtermaßen darauf besteht, jenseits eines ethnisch begründeten kurdischen Nationalismus tätig zu werden. Ausdrücklich wurde deshalb bestimmt, Vertreter verschiedener politischer Strömungen und Bevölkerungsgruppen Syriens zu integrieren: Araber, Alawiten, Drusen, Christen, Armenier, Kurden und syrisch-beduinische Stammesführer. Die Initiatoren richteten ihren Gründungsaufruf an alle syrischen Parteien und Organisationen sowie an die politischen, kulturellen und sozialen Einrichtungen des Landes, nicht zuletzt auch an die intellektuellen Repräsentanten des Landes im In- und Ausland.

Die vorbereitenden Gespräche zur Bildung einer umfassenden Demokratiebewegung stießen auf positive Resonanz. Auch das Regime selbst hat die Botschaft wohl vernommen: Trotz Versammlungsverbots kam es im Juni 2003 zu einer »Kinderdemonstration« vor dem Gebäude der Unesco in Damaskus. Zweihundert kurdische Kinder erinnerten am Weltkindertag an die lange Liste der Verbrechen des Ba□thismus an den nationalen Minderheiten. Zwar wurden, wie üblich,

zunächst die erwachsenen Begleitpersonen verhaftet, jedoch nach kurzer Zeit wieder freigelassen. Seitdem taktiert das Assad-Regime mit Teilamnestien oder Freilassungen von politischen Gefangenen – und neuen Verhaftungen.

Das syrische Ba□th-Regime ist verunsichert. Das zeigt sich auch in der Abnahme seiner regionalen Bedeutung: Der Rückzug von Teilen der syrischen Armee aus dem Libanon zeigt, daß die Periode des panarabischen Ba□thismus zu Ende geht. Inzwischen hat Assad sogar Israel ein neues Angebot für Friedensverhandlungen gemacht. Schon die nahe Zukunft wird zeigen, welchen Weg der Ba□thismus Syriens gehen wird. Bashar al-Assad hat die Wahl: entweder sofortige und essentielle Reformen, Abbruch der Beziehungen zu den terroristischen Organisationen im Lande und eine einvernehmliche Lösung des Golan-Konflikts mit Israel – oder der Verlust der Macht. Mehr als ihren Druck aufrechterhalten und der sich formierenden Opposition Unterstützung signalisieren werden die USA dabei nicht tun müssen. Denn die Entwicklung im Irak wird, wie der ehemalige Übergangsverwalter Jay Garner kürzlich in einem Interview feststellte, die künftige Entwicklung des Nahen Osten bestimmen. Sollte die demokratische Transformation des Irak langfristig gelingen, so wird dies beträchtliche Auswirkungen auf alle anderen Länder und Konflikte in der Region haben. Sollte der Irak sich allerdings in eine Art Afghanistan verwandeln, wie von den radikalen antiamerikanischen und antiisraelischen Kräften erhofft, so würde dies fatale Auswirkungen auf die Zukunft Syriens und des Libanon haben.

Hans Branscheidt und *Thomas von der Osten-Sacken* sind Mitherausgeber bzw. Co-Autor des Buches »Saddam Husseins letztes Gefecht?« (konkret texte 33)

Konkret 09/03, S. 24

Christian Eggers

In einem anderen Land

Vor 30 Jahren wurde die Volksfront-Regierung in Chile durch einen Putsch beseitigt. Der Staatsstreich war erfolgreich. Bis heute.

Der 11. September, schrieb Gabriel García Márquez, werde in die Geschichte eingehen als etwas, »das uns allen widerfahren ist, ob wir wollen oder nicht, und das für immer in unserem Leben bleiben wird«. Der Nobelpreisträger meinte nicht den 11. September 2001; die Rede war vom 11. September 1973, als faschistische Militärs in Chile gegen die Regierung der Unidad Popular putschten. Ein bis dahin einzigartiges und durchaus illusionäres Experiment war von einer Koalition aus US-Geheimdiensten und chilenischen Obristen mit äußerster Brutalität beendet worden: der Versuch, den Sozialismus friedlich und im Rahmen der Legalität des bürgerlichen Staates zu erreichen.

Der Plan für den Putsch war bereits Ende 1969 in Washington gemeinsam mit hohen chilenischen Militärs ausgearbeitet worden. Präsident Nixon und sein Sicherheitsberater Kissinger hatten ihr Okay gegeben: Falls die Parteien der Unidad Popular (UP), die im Wesentlichen aus Salvador Allendes Sozialistischer Partei und der KP bestand, die Wahlen in Chile im September 1970 gewinnen sollten, wollten die Militärs die Macht übernehmen. Kissinger erklärte später: »Ich kann nicht einsehen, warum wir daneben stehen und zuschauen sollten, wenn ein Land kommunistisch wird, bloß weil seine eigene Bevölkerung nicht in der Lage ist, verantwortlich zu handeln.«

Am 4. September 1970 wurde Allende zum Präsidenten und die UP an die Regierung gewählt. Schon im Laufe des folgenden Jahres wurden fast 50 Industriebetriebe und mehr als die Hälfte der Banken verstaatlicht, darunter zwei Tochterfirmen US-amerikanischer Konzerne, die die Kupfervorkommen des Landes kontrollierten. In den vorangeggangenen 15 Jahren hatten die beiden Gesellschaften etwa 80 Milliarden Dollar Gewinn aus dem chilenischen Kupfer gezogen. Eine Landreform enteignete rund 2,5 Millionen Hektar bewirtschafteten Landes. Die Inflation wurde gesenkt, es gab Vollbeschäftigung und Lohnerhöhungen von durchschnittlich 40 Prozent. Aber eine Zerschlagung des bürgerlichen Staates und seiner Institutionen stand nicht im Programm der Unidad Popular. Die Volksfront glaubte an die Möglichkeit eines friedlichen Übergangs zum Sozialismus.

»Hier wird versucht, den revolutionären Prozeß auf legalem und konstitutionellem Wege, mit Hilfe der von der Gesellschaft oder dem reaktionären System verfaßten Gesetze, mit Hilfe der von Ausbeutern zur Erhaltung ihrer Klassenherrschaft geschaffenen Mechanismen und Formen, durchzuführen. Es ist deshalb wirklich ein einzigartiger und ungewöhnlicher Prozeß«, betonte Fidel Castro in einer öffentlichen Rede anläßlich seines Besuchs in Chile im November 1971. Und der Chef der Kommunistischen Partei Kubas warnte, es gebe »in der Geschichte keinen einzigen Fall, wo die Reaktionäre, die Ausbeuter, die Privilegierten eines sozialen Systems sich friedlich den Umwälzungen ergeben hätten«. Wie um seine Worte zu unterstreichen, überreichte Castro Allende am Ende der Reise ein ebenso ungewöhnliches wie später doch nützliches Geschenk: eine Maschinenpistole. Mit dieser Waffe verteidigte sich der sozialistische Präsident am Tag des Putsches gegen die Militärs, die ihn schließlich ermordeten.

Die Eigendynamik der sozialen und politischen Veränderungen radikalisierte die Arbeiterbewegung unter der UP-Regierung schnell. Der MIR, die »Bewegung der revolutionären Linken«, die sich an Kuba und insbesondere an Che Guevara orientierte und die Unidad Popular kritisch unterstützte, gewann an Einfluß. Die Organisation forderte eine Beschleunigung des revolutionären Prozesses und übte darum mit Fabrik- und Landbesetzungen Druck auf die Volksfront aus, deren innere Widersprüche immer deutlicher wurden. In Allendes Sozialistischer Partei, die sich in ihrer Programmatik dem Marxismus verpflichtet sah und den bewaffneten Kampf für den Sozialismus zumindest als Option anerkannte, gab es starke Tendenzen zu einer Zusammenarbeit mit dem MIR. Die Kommunistische Partei war desorientiert, suchte einen Ausgleich mit der Christdemokratie und sah den aktuellen Hauptfeind links, beim MIR.

Gleichzeitig verschärften sich die wirtschaftlichen Probleme, weil die USA eine Wirtschaftsblockade über Chile verhängten. Das Land mußte rund 80 Prozent der verarbeiteten Grundstoffe importieren und benötigte jährlich etwa 300 Millionen Dollar, um Konsumgüter im Ausland zu kaufen. Weitere 450 Millionen Dollar mußten für die Tilgung ausländischer Schulden aufgebracht werden. Verschiedene sozialistische Länder gaben großzügige Kredite, mit denen die Mängel insbesondere in der Industrie jedoch nicht ausgeglichen werden konnten, da überall nordamerikanische Technik benötigt wurde.

Die folgenden Wahlen im März 1973 entschied die Unidad Popular mit 44 Prozent klar für sich. Eine Überraschung selbst in den eigenen Reihen, denn Allende und seine Anhänger hatten nur mit etwa 36 Prozent gerechnet. Die USA sahen das als ein Warnzeichen, das, wie Márquez später treffend analysierte, »von viel größerer Bedeutung war als die Interessen der enteigneten Firmen; für sie war es ein nicht zu akzeptierender Präzedenzfall innerhalb des friedlichen Fortschritts der Völker der Welt, insbesondere der Franzosen und Italiener, bei denen es die momentanen Bedingungen möglich machen,

ähnliche Versuche wie in Chile zu unternehmen. Alle Kräfte der inneren und äußeren Reaktion schlossen sich zu einem kompakten Block zusammen.« Die Konterrevolution ging in die Offensive. Zunächst demonstrierten die feinen Damen der chilenischen Bourgeoisie auf den Straßen und klapperten mit leeren Töpfen. Und schließlich legte ein Streik der Fuhrunternehmer das Land lahm. Am 11. September 1973 schlugen die Militärs um General Pinochet los.

»Es sollte kein militärischer Gewaltstreich im herkömmlichen Sinne werden, sondern eine verheerende Vernichtungsschlacht ... bis in Chile nichts mehr von den politischen und sozialen Bedingungen übrigbliebe, die die Unidad Popular möglich gemacht hatte. Vier Monate nach dem Putsch war die Bilanz fürchterlich: fast zwanzigtausend Ermordete, dreißigtausend politische Gefangene, die brutalster Folter unterzogen wurden, fünfundzwanzigtausend von den Universitäten verwiesene Studenten und über zweihunderttausend entlassene Arbeiter. Die schlimmste Phase war jedoch noch nicht zu Ende«, resümierte Márquez später und setzte hinzu, der ermordete Allende habe sein Leben gegeben »für die Verteidigung eines so anachronistischen Unsinns wie das bürgerliche Recht ... für die Verteidigung des ganzen überholten Brimboriums eines Scheißsystems, das er hatte beseitigen wollen, ohne einen einzigen Schuß abzugeben«.

Allende war zweifellos seinem Selbstverständnis zufolge überzeugter Marxist. Aber Marx' Erkenntnis**,** es gebe nur ein Mittel, »die mörderischen Todeswehen der alten Gesellschaft, die blutigen Geburtswehen der neuen Gesellschaft *abzukürzen*, zu vereinfachen, zu konzentrieren, nur *ein Mittel* – den *revolutionären Terrorismus*« (Marx, »Sieg der Konterrevolution zu Wien«, Hervorhebungen im Original), konnte und wollte der Präsident der Unidad Popular auf die Verhältnisse in Chile nicht übertragen.

Die Putschisten praktizierten eine neoliberale Wirtschaftspolitik, und Chile wurde unter ihrer Führung zu einem Experimentierfeld der »Chicago Boys«, die die verschrobenen, aber auch heute noch sehr beliebten ökonomischen Theorien ihres Vordenkers Milton Friedman endlich mal richtig durchprobieren, also mit Leichen unterfüttern konnten. Pinochet und seine Kumpane konnten sich über einen Mangel an internationaler Unterstützung nicht beklagen. Die internationale Rechte tat alles, um dem neuen alten Chile zu helfen. Auch in Deutschland gab es selbstverständlich starke Sympathien für die Mörder. »Drei Jahre Marxismus und Chile war kaputt«, hieß es in der »Bildzeitung«. CSU-Chef Franz Josef Strauß meinte nach dem Putsch im »Bayernkurier«: »Angesichts des Chaos, das in Chile geherrscht hat, erhält das Wort Ordnung für die Chilenen plötzlich wieder einen süßen Klang.« Der CDU-Abgeordnete Todenhöfer, der heute gegen die Zerschlagung der Hussein-Diktatur im Irak durch US-Militärs agitiert, reiste damals nach Chile und besuchte unter anderem das zu einem Gefängnis umfunktionierte Fußballstadion von Santiago. Bei guten Wetter sei das Leben der politischen Gefangenen dort ganz erträglich, sagte er später.

»In Chile ist nicht die Linke gescheitert, nicht der Sozialismus, nicht die Revolution, nicht die Arbeiter. In Chile hat auf tragische Weise eine reformistische Illusion ihr Ende gefunden: die sozio-ökonomischen Strukturen ändern und die Revolution machen zu wollen mit der Passivität und der Zustimmung der herrschenden Klassen«, erklärte der Generalsekretär des MIR, Miguel Enriquez, einige Wochen nach dem Putsch in einem Interview. Wenige Monate später wurde er von den Militärs ermordet. Später meinte Enriquez' Nachfolger als Chef des MIR, Andres Pascal Allende (ein Neffe Salvador Allendes), diesen Satz seines Vorgängers aufgreifend: »Wir dachten, nur der Reformismus habe eine Niederlage erlitten. Wir selbst zogen uns den Schuh der Niederlage nicht an.« Das sei jedoch eine Fehleinschätzung des MIR gewesen. Tatsächlich sei die gesamte chilenische Linke an dem Putsch und seinen Folgen gescheitert. Denn der wirkliche Widerstand gegen die Militärs sei gering gewesen.

Die Revolutionäre waren wie paralysiert – und wurden in den folgenden Jahren mit Mord, Inhaftierung, Folter und einer allgegenwärtigen Angst vor der Repression vernichtend geschlagen. Tausende gingen ins Exil. Mehr als 16 Jahre blieben die Militärs in Chile an der Macht. Ihr Putsch war in jeder Hinsicht erfolgreich.

Die wenigen linken Gruppen und Parteien, die es heute noch oder wieder im Land gibt, sind marginalisiert und beschränken sich in ihren Aktionen im Wesentlichen auf Menschenrechtsfragen und immer neue Versuche, eine Strafverfolgung der Militärs und insbesondere des Ex-Diktators Augusto Pinochet zu erzwingen. Bislang erfolglos. Pinochet ist zwar im vergangenen Jahr von seinem Amt als Senator auf Lebenszeit zurückgetreten, wird aber aufgrund ärztlicher Gutachten, die ihn prozeßunfähig erklären, nicht vor Gericht gestellt. Die Sozialistische Partei hat sich rechtssozialdemokratisch gewendet und ist heute wieder an der Regierung beteiligt. Die KP Chiles, bis zum Putsch eine der stärksten kommunistischen Parteien Lateinamerikas, ist nahezu bedeutungslos und hat nicht einmal mehr in den Gewerkschaften des Landes nennenswerten Einfluß. Der MIR, einst neben den Tupamaros lateinamerikanischer Bezugspunkt nahezu aller nicht-maoistischen linksradikalen Gruppen und Parteien in Europa, existiert nicht mehr, nachdem die Organisation sich im Laufe der achtziger und neunziger Jahre mehrmals gespalten hatte.

Nach dem 11. September 2001 haben Linke in aller Welt die Anschläge in New York und Washington mit Verweis auf die Verbrechen der USA unter anderem in Chile »antiimperialistisch« zu relativieren, wenn nicht zu rechtfertigen versucht, wobei sie immer wieder auf die Identität des Datums »11. September« hinwiesen. Das ist ein zynischer Unfug. Der chilenische Schriftsteller Ariel Dorfman schrieb nach den Attentaten der Islamisten folgende Sätze über »die Koinzidenz historischer Daten« in Bezug auf die 28 Jahre auseinanderliegenden Ereignisse: »Die Unterschiede und die Entfernung, die

zwischen dem chilenischen und dem nordamerikanischen Datum liegen, könnten sicherlich nicht größer sein ... Das, was ich so tiefgreifend wiedererkenne, ist die Parallelität des Leidens, die Ähnlichkeit des Schmerzes und die gleiche Art der Desorientierung, die all das weitergeben, was wir in Chile seit jenem elften September 1973 durchlebt haben ... Die Terroristen wollten die USA isolieren und als satanische Macht auszeichnen. Der Rest des Planeten, einschließlich vieler Länder und vieler Männer und Frauen, die Ziel von nordamerikanischer Vorherrschaft und Interventionen waren, lehnt genauso wie ich diese Dämonisierung ab.«

Christian Eggers schrieb in KONKRET 3/03 über den Prozeß gegen den mutmaßlichen Al-Qaida-Unterstützer Mounir El Motassadeq

Konkret 09/03, S. 26

Erwin Riess

Wiedergänger im Nadelstreif

Die Runderneuerung Österreichs – eine liberale Erfolgsstory.

In den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts vollzogen sich in Österreich zwei folgenschwere Entwicklungen. Zum einen hatte sich die Zweite Republik ökonomisch und politisch soweit gefestigt, daß sie sich eigene Steuerungsmechanismen geben konnte – die erst später so genannte »Sozialpartnerschaft« entstand. Es gab Vollbeschäftigung, das österreichische Privatkapital faßte, subventioniert durch billige Vorprodukte aus der Verstaatlichten Industrie, wieder Tritt, und die Arbeiterführer fühlten sich nicht zu Unrecht als Teil der herrschenden Klasse. Das politökonomische System der Alpenrepublik reproduzierte sich auf eigener Grundlage. Es war selbsttragend geworden.

Parallel dazu entstand die »Neue Österreichische Tunnelbaumethode«. Ging man früher davon aus, Tunnel durch zwei Meter dicke Betonschalen vor den Bewegungen des Berges zu schützen, so entdeckte man nun eine wesentlich preisgünstigere und ebenso sichere Methode: Die Verankerung des Tunnels mittels Stahlstäben, sogenannten »Ankern«, im Berg. Die Stäbe und die nur zwanzig Zentimeter dicken Spritzbetonwände schaffen ein selbsttragendes System. In den siebziger Jahren trat die neue Methode ihren weltweiten Siegeszug an. Das Konzept der selbsttragenden Tunnel war selbsttragend geworden.

Sommer 2003. Die Wenderegierung eilt durch ihr viertes Jahr. In einem Budgetbegleitwerk plaziert sie über neunzig Gesetzesänderungen und läßt so ihrem Ennui vor den parlamentarischen Abläufen freie Bahn. In der Gesetzesflut verbergen sich bedeutende Vorhaben. So eine Pensionsreform, die nicht nur das Rentenalter anhebt, sondern künftige Pensionisten mit drastischen Einbußen konfrontiert, und der Ankauf von 18 Abfangjägern der neuesten Generation. Österreich wird der erste Staat außerhalb der vier Teilnehmerländer am EADS-Projekt sein, der diese Kampfflugzeuge anschafft. Die Augen des europäischen militärisch-industriellen Komplexes ruhen mit Wohlgefallen auf der Alpenrepublik. Was für eine Genugtuung für die noch vor kurzem Verfemte.

Die Reste der Verstaatlichten Industrie stehen zum Verkauf. Es gibt auch schon einen Interessenten. Den Autozulieferer Magna, geführt von einem in den fünfziger Jahren ausgewanderten steirischen Arbeitersohn namens Frank Stronach. Im Einzugsbereich von Magna befinden sich der Finanzminister sowie hohe SPÖ- und FPÖ-Chargen. Im Vorstand der Privatisierungsholding sitzen Vertreter der deutschen Automobilindustrie und der Europa-Chef von Magna, im Aufsichtsrat der Magna Ex-Kanzler Vranitzky und der frühere Minister für die Verstaatlichte Industrie, Streicher. Früher nannte man so etwas staatsmonopolistischen Kapitalismus.

Stromproduzenten und Telefonanbieter sind privatisiert, ebenso die einstigen Staatsbanken. Das Finanzkonglomerat Creditanstalt Bankverein-Bank Austria, entstanden aus der Fusion der traditionsreichsten bürgerlichen Bank Österreichs und der Gemeinde-Wien-nahen Bank Austria, wurde von der deutschen Hypovereinsbank übernommen und teilte mit dieser die Talfahrt, worauf die Bank Austria, die beste Positionen in den östlichen Beitrittsländern unterhält, an die Wiener Börse zurückkehrte und der deutschen Mutter dringend benötigtes Kapital zuführte. Die Gewerkschaftsbank, an der die Bayerische Landesbank beteiligt ist, dominiert im Massenkundengeschäft; die Erste-Bank rangiert in Tschechien und anderen osteuropäischen Staaten unter den Platzhirschen. Der Raiffeisenkonzern mit seinen Aktivitäten im Versicherungs-, Bau- und Konsumgüterbereich kontrolliert weite Teile des Binnenmarkts, die katholischen Konzerne um Klöster und Stifte nennen Großdruckereien, mehrere Tageszeitungen und profitable Weingüter ihr eigen.

Der Handelssektor zählt mit den Medien zu den am höchsten monopolisierten in Europa, der ORF wird von der Regierung kontrolliert. Ein Dutzend mittelständischer Unternehmen behauptet sich im Hochtechnologiebereich unter den Weltmarktführern, von der Luft- und Raumfahrt über die Motorenforschung, von Verbundwerkstoffen über Ölfeldrohre bis zur Leiterplattenproduktion. Zwar verliert Wien derzeit einige Osteuropazentralen internationaler Konzerne, baut aber, davon unbeirrt, einen feinen Biotechnologiekomplex auf. Die Unternehmensgewinne steigen, die Unternehmenssteuern sinken. Innovative Gesetzeskonstruktionen erleichtern die Verwaltung von Finanzvermögen, das Stiftungsrecht ist das liberalste Europas – an die dreitausend dieser Konstrukte, in denen Dutzende Milliarden Euro geparkt sind, zahlen de facto keine Steuern.

Die wirtschaftspolitischen Ziele der Wenderegierung sind bereits jetzt zu einem hohen Grad erfüllt. Was profitabel war, wurde privatisiert. Nur die allerschlimmsten Verlustbringer blieben sozialisiert. Demnächst wird es auch die letzten Säulen des alten sozialpartnerschaftlichen Systems erwischen, die Privatisierung von Bahn und Post ist beschlossene Sache. Beide stellen sich auf die neue Zeit ein, indem sie Leistungen einschränken und Gebühren erhöhen. Das ehedem abgeschottete Land hat sich den Märkten und Kapitalströmen geöffnet. Die Kollaboration der Klassenspitzen hat ausgedient, die Wirtschaftsliberalen wissen gut genug, wie der Laden zu laufen hat.

Die liberale Erfolgsstory hat aber auch eine zweite Seite. Der Lebensstandard des unteren Bevölkerungsdrittels sinkt, und die Arbeitslosigkeit steigt. Im Wochenrhythmus werden neue Kürzungen im Sozialbereich verkündet. Das Gesundheitssystem wird zur Spielwiese politischer Kurpfuscher. Selbstbeteiligungen erschweren den Zugang zu ärztlichen Leistungen, die Bürokratie der Sozialversicherungsträger aber wird ausgebaut. Rehabilitationszentren stehen vor der Schließung, aber die allmächtige Ärztekammer wacht darüber, daß ihre reichsten Schäfchen keine Einbußen erleiden. Im übrigen wird der Sozialstaat ausgenommen wie ein toter Motorradfahrer vom Transplantationschirurgen.

Die Kultur blüht. Im Jahrestakt werden gigantische Museumskomplexe in unsäglich schlechter Architektur eröffnet. Eine Großausstellung jagt die andere. Die Seebühnen von Mörbisch und Bregenz sind die größten der Welt, Lehárs Operetten und Bernsteins Musicals beschallen die Puszta und die Schweizer Alpen. Gleichzeitig ist der Haß auf die Kunst größer denn je. Vom jährlichen Literaturbudget gingen vor 15 Jahren noch 50 Prozent an die Literaturproduzenten, der Rest an Verlage, Literaturhäuser und »Kulturvermittler«. Mittlerweile erreichen nur mehr zehn Prozent des Literaturbudgets die Produzenten. Der Zeitpunkt, da sie endgültig vom Markt verdrängt sein werden, ist nicht fern.

Österreichische Skifahrer dominieren auf den Pisten, das freut die Tourismusindustrie. Die Fußballer straucheln wie eh und je über sogenannte Zwerge, das ärgert den Magna-Besitzer Stronach, denn ihm gehört nicht nur der Traditionsverein Austria Wien, sondern die ganze Liga. Die Austria wird vom ehemaligen SPÖ-Zentralsekretär Rudas, die Liga vom ehemaligen FPÖ-Generalsekretär Westenthaler geführt. Demnächst werden sich einige Bischöfe als Magna-Angestellte outen. Der höchstrangige Polizist Österreichs, Polizeioberst Schnabl, hat dies bereits getan, er geht als Sicherheitschef zu Magna. Die Galopprennbahn Freudenau, die älteste des Kontinents, wird geschlossen, die Rennställe übersiedeln nach Ebreichsdorf, wo Magna eine Retortenbahn hingestellt hat. Pferde und Jockeys liegen Stronach nicht fern, sein Rennstall ist der größte der USA und betreibt einen eigenen TV-Wettkanal.

Soviel Reichtum muß gegen die Habenichtse aus dem Osten verteidigt werden. Sie sickern in Kleingruppen durch die grünen Grenzen, aber mittels Nachtsichtkameras und Bewegungsmeldern, Bundesheerbrigaden und Suchhundestaffeln findet ihre Reise ein rasches Ende. Die Asylgesetze zählen zu den strengsten Europas. Kommt während der Abschiebung ein »Schübling« zu Tode, werden die Verantwortlichen freigesprochen. Die Arbeitsämter entledigen sich der Langzeitarbeitslosen, diese werden an die Sozialhilfe der Länder verwiesen und mutieren damit vom gesetzlich geschützten Empfänger einer Versicherungsleistung zum rechtlosen Bettler vor den Sozialämtern. Darüber hinaus fallen sie aus der Arbeitslosenstatistik. Behinderte Menschen verlieren materielle Vergünstigungen bei Rundfunk- und Telefongebühren, PKW-Zuschüssen und Hilfsmitteln. Zum Ausgleich gibt es einen Antidiskriminierungszusatz in der Verfassung, der soviel praktischen Nutzen hat wie ein Kropf beim Liebesspiel.

Die geschützte Werkstatt wurde geschlossen, Österreich ist europäisiert. Die oben zitierten Befunde ließen sich für jedes Land der Europäischen Union in ähnlichen Konstellationen erheben. Jene, die Österreich solcherart im Gleichklang mit der internationalen Entwicklung sehen, die Gruppe der Normalisierer unter den wenigen heimischen Gesellschaftskritikern, frohlockt. Ihre Gegenspieler von der Fraktion der Hysteriker, die glaubten, mit dem Ende der Großen Koalition sei zumindest der Weltuntergang, wenn nicht sogar das Ende der vererbten Kabinen im Wiener Strandbad Gänsehäufel gekommen, steht blamiert da.

Die Wahlen des Jahres 2002 brachten keine Wende von der Wende, die von der SPÖ an die FPÖ verlorenen Wähler wanderten weiter zur ÖVP. Die Länder werden gegen das »rote« Wien in Stellung gebracht, Kanzler Schüssel führt eine Truppe von Politikern aus der Steiermark, Oberösterreich, Kärnten und Niederösterreich. Nach drei Jahren fällt die staatspolitische Bilanz bescheiden, aber durchaus im Rahmen der demokratischen Verhältnisse bleibend aus. Der Proporz wurde nicht abgeschafft, nur umgepolt. Das Ende der Staatswirtschaft schuf Raum für Männerseilschaften in diversen Aufsichtsräten. Viele »historische Reformen« entpuppten sich als simpler Austausch von Funktionären. Die außenpolitische Neutralität wurde noch nicht abgeschafft, nur weiter ausgehöhlt; der groteske Föderalismus indessen wurde gehätschelt. Ein Ziegel in Tirol muß anders dimensioniert und beschaffen sein als in Niederösterreich. Die Hotellerie floriert trotz exorbitanter Preise, die Kärntner Seen sind sauberer denn je, die Spitzengastronomie wirft mit Hauben nur so um sich. Schmutzstarrende Schafe werden zu Milchlämmern mit Salbeikränzlein geadelt, die Volkspartei fordert die Verankerung Gottes in einer neuen Verfassung, Hausbesorger in Wiener Gemeindebauten erhalten weiterhin vom Bundespräsidenten mit Erreichen des 40. Lebensjahres den Professorentitel verliehen. An Traditionen dieser Art geht der freie Markt nicht zuschanden. Im Gegenteil, sie gelten als Standortvorteil für Manager, die sich einen Sinn fürs Groteske bewahrt haben.

In Elfriede Jelineks großem Österreichroman *Die Kinder der Toten* bricht in den steirischen Alpen unter einem Ausflugsgasthaus der Boden auf. Aus der Erdspalte strömen Untote, Verstümmelte, Erschlagene aller Art. Die Wiedergänger mischen sich unter die Lebenden, schlüpfen in deren Körper, um ihr altes Leben fertig zu leben. Zwitterwesen entstehen, Wiedergänger der besonderen Art. Hinter biederen Bürgermeistern verbirgt sich Entsetzliches,

alerte Jünglinge im Designeranzug sehen sich von Gemeuchelten in Gang gesetzt. Das europäisierte Land, heißt das, schleppt eine dünne Schale mit sich, im Inneren gluckst und brodelt es, da will einiges ans Tageslicht. Die Alpen sind noch nicht zur Ruhe gekommen.

In den Tälern und in den Ebenen aber wird gesungen und getanzt. Hoch klingt das Lied von den tüchtigen Märkten und den fleißigen Zureitern auf den Weiden des Profits. Wer nicht mitsingt, wird freigesetzt. Der Kanzler gibt dem Land die Sporen und galoppiert vornweg. Kaum, daß er sich umsieht, ob auch alle mitkommen. So sei er eben, der böse Kapitalismus, klagt die Restlinke und starrt ins Herrgottswinkerl, wo Bruno Kreisky hernieder blickt. Jeder muß schauen, wo er bleibt. Verlieren alleinerziehende Frauen, Rentner, Arbeitslose und andere den Anschluß, können sie sich im Fernsehen vergewissern, daß nicht blutende Wiedergänger mit abgerissenen Körperteilen sich in der Regierung tummeln, sondern schlanke, sportlich gekleidete Männer und Frauen, die freundlich lächelnd erklären, die Bevölkerung müsse noch mehr Eigenverantwortung übernehmen. Was in Jelineks Roman noch roh und unbehauen durch die Erzählung torkelt, gibt sich in der Politik jovial und zivilisiert. Das Publikum lernt: Da sind keine gewöhnlichen Zombies am Werk, sondern Hohepriester der repräsentativen Demokratie.

Die österreichische Sozialdemokratie und der ihr nahestehende Gewerkschaftsbund begriffen diesen Rollenwechsel früher als andere, sie sind auf dem Weg der Repräsentation am weitesten. Das erklärt, warum ihr Protest gegen die Regierungsmaßnahmen als Repräsentation von Protest auftritt. Sagte der Vorsitzende der Handelsgewerkschaft anläßlich des Machtantritts von Schwarz-Blau, die Republik werde brennen, so drohte er nicht etwa mit Bürgerkrieg, sondern mit einer Pressekonferenz, in der er mit Bürgerkrieg drohen werde. Und zum Beweis seiner Unerschrockenheit forderte er die Abschaffung des Pflegegelds. Gegen die Pensionskürzungen protestierte der ÖGB durch eine Großdemonstration in Wien und einen Streik, den ersten seit den fünfziger Jahren. Unter fortgesetzten Beteuerungen der Gewerkschaftsspitze, den Streik nach wenigen Stunden zu beenden, kam es in den meisten Unternehmen nur zu Betriebsversammlungen während der Arbeitszeit, begleitet vom Angebot der Betriebsräte, die verlorene Zeit am nächsten Wochenende nachzuarbeiten. Es zeigte sich, daß auch der Streik nur die Repräsentation eines solchen war.

Der Kanzler wußte, daß die Angst vor einem wirklichen Streik in der Gewerkschaftsspitze am größten ist. Gnädig gewährte Schüssel daher dem ÖGB die Gelegenheit, sich binnen eines einziges Tages bis auf die Knochen zu blamieren. Um die Gewerkschaftsspitze zu demütigen, bot er generös ein unverbindliches Jausengespräch an. Wie Ertrinkende nach einem Floß griffen die Gewerkschafter nach dem Kaffeekännchen am runden Tisch. Sie wissen, daß sie nur als Repräsentanten von Gewerkschaftern dort sitzen.

Die Sozialdemokratie sehe ihre Zukunft nur darin, abzuwarten, bis die Österreicher von der Regierung genug hätten, klagen die linken Fraktionen. Der Vorwurf ist verbreitet, aber ungerecht. Er verkennt, daß die Sozialdemokratie im politischen Transformationsprozeß vorn liegt. Sie repräsentiert nicht mehr den Wählerwillen, sondern sich selbst. Ihre Arbeit besteht darin, so zu tun, als würde sie sozialdemokratische Politik machen. Sie hat als einzige Partei verstanden, daß die internationalisierten Märkte die Substanz der repräsentativen Demokratie verändern. Im Zeitalter der freien Kapitalströme verliert die Politik als Überbauphänomen objektiv an Bedeutung. Dieser Prozeß verläuft nicht linear, sondern sprunghaft, eruptiv. Die Aufgabe der Politik ist es nun, die Menschen auf den Bedeutungsverlust von Politik einzustimmen. Aus diesem Grund hat es für einige Zeit den Anschein, als würde die Politik ihren Status behalten. In Wirklichkeit ist sie gerade dabei, ihren Niedergang mit politischen Mitteln zu verarbeiten. Die Form in der das geschieht, ist die Repräsentation von Politik.

Parteien an der Macht verschließen sich länger als oppositionelle Parteien dieser Erkenntnis. Von der eigenen Umtriebigkeit beeindruckt, verwechseln sie das Gewusel mit Politik. Kluge Konservative wissen um den strukturellen Nachteil ihrer Parteien. Sie wissen, daß sie immer schwerfälliger agieren werden, als die einstigen Repräsentanten der Besitzlosen. Sie sehen sich gefangen in einem Geflecht von Erb- und Pachtregelungen, von Stiftungs- und Grundrente, Schuldverschreibungen und Fondsrenditen, Schwarzgeldkonten und Eheverträgen. Sie haben viel zu viel zu verlieren.

Ist die Sozialdemokratie längst zur Repräsentation ihrer selbst fortgeschritten, trägt die konservative Partei noch ihren alten Sonntagsstaat. Ihre Repräsentanten sind Charaktermasken von dunnemals, ihre Sprache verrät sie. Der Finanzminister spricht wie die Defraudanten in Nestroys Wirtschaftskomödien und die Inflationsgewinnler vom Schlage eines Camillo Castiglione, der in den frühen zwanziger Jahren legendäre Bankette und den jungen österreichischen Film finanzierte, bis die damalige New Economy platzte. Karl Kraus widmete diesen Herrschaften innige Zurufe.

Stecken im Typus des Finanzministers viele Generationen Aufbauarbeit, so kommt der Kanzler mit einer kürzeren Ahnenreihe aus. Er steht in der Tradition des kleinbürgerlichen Wiener Katholizismus, der sich von der Arbeiterbewegung und der Welt des Großkapitals bedrängt sah und zu ständestaatlichen Träumereien Zuflucht nahm. Nicht die Sozialdemokratie war und ist sein Problem, sondern sein antiroter Konkurrent. Mußte Kanzler Dollfuß in den dreißiger Jahren die NSDAP noch verbieten, so reduzierte Schüssel die 28-Prozent-Partei FPÖ bei den Wahlen auf ein Drittel. Der fünfzehnjährige Aufstieg jenes Mannes, der einst sagte, wäre die FPÖ die NSDAP, so hätte sie die Mehrheit, ist zu Ende. Für den Nanga Parbat des Kanzlers wird es nicht mehr reichen, ihm bleibt der Mittagskogel in den Karawanken. Die FPÖ,

diese 1955 erfolgte Abspaltung einstiger SS-Männer von der rechtsliberalen Vorgängerpartei VdU, ist wieder dort, wo sie 1970 unter Kreisky war. Sie dient als Mehrheitsbeschafferin einer der beiden Großparteien.

Für die Normalisierer ist das Kapitel Österreich abgehakt. Sie treffen sich darin mit den Hysterikern, die beleidigt in ihren Institutswinkerln sitzen und dem Land schmollen, das sich nicht an den von ihnen verordneten Untergang gehalten hat.

Derzeit werden überall im Land Tunnel gebohrt, kein Berg, kein Hügel, keine Erdfalte ohne Röhre. Der Grund liegt auf der Hand. Die Wiedergänger haben ihre Lektion gelernt. Aus den Untoten wurden repräsentative Demokraten, und die steigen nicht mehr durch Erdspalten hoch, an denen man sich die Glieder abreißt. Sie fahren aus den vielen neuen Tunneln ans Tageslicht. Sie sitzen in Nobelkarossen, die in Österreich gefertigt wurden, tragen feines englisches Tuch und fühlen sich sehr sicher. Die Tunnel sind ja selbsttragend.

Gekürzter Vorabdruck aus Erwin Riess' Buch »Heimatkunde Österreich. Ein Land zwischen Donau und Alpen, Prinz Eugen und Haider, edlen Rittern und braunen Kameraden«, das Ende September als konkret texte-Band 36 erscheint.

Erwin Riess schrieb in KONKRET 8/03 über Jörg Haider zu Besuch bei Saddam Hussein

Konkret 09/03, S. 28

Ralf Schröder

Siegen lernen

Bevor die »Bildzeitung« Jan Ullrichs Tour de France-Fahrt als »das größte Comeback aller Zeiten im Radsport« bezeichnete, war bereits ein anderer Kommentator in gleicher Sache übergeschnappt. Jürgen Schreiber vom Berliner »Tagesspiegel« vermutete zwar noch richtig, daß die »Verherrlichung« des Radprofis durch das deutsche Publikum »mit dem Zustand der Gesellschaft« zusammenhängen müsse, doch dann begab er sich auf ein Terrain, daß eigentlich für die Soziologen reserviert ist. Einer »Gemeinschaft«, so Schreiber, die sich angesichts der gegenwärtigen Wirtschaftskrise »als deklassiert empfindet« mache Ullrichs Wiederkehr deutlich: »Im Tief kann man reifen, wieder nach vorn kommen, Stillstand, Rückschritt durch Leistung überwinden. Er demonstriert: Es gibt eine zweite Chance.« Zur Vollendung seiner Botschaft formulierte Schreiber einen Satz, der es verdient hätte, in die Jahrbücher des Sports oder der Soziologie aufgenommen zu werden: »Von Jan lernen, heißt, in die Gänge kommen zu lernen.«

Während der »Tagesspiegel«-Mann eine zweite Chance für die Deutschen im Auge hatte, ging es Herfried Münkler ganz offensichtlich um eine dritte. Der Mann hat einige Bücher über die Kriege der letzten und der kommenden Jahre geschrieben und gilt auch unter manchen Linken als Analytiker von Format. Ende Juli nun überschritt auch Münkler, der eigentlich Professor für Politikwissenschaft an der Berliner Humboldt-Uni ist, die Grenzen seiner Berufung und gab Gerhard Schröder und Joseph Fischer in einer recht umfänglichen Zeitungskolumne ein paar praktische Tips, wie das künftige Verhältnis zu den USA zu gestalten sei.

Der Irakkrieg habe den Europäern »ultimativ die Frage vorgelegt«, ob sie ein »weltpolitischer Akteur sein wollen oder nicht«. Münkler rät: Sie sollten es wollen, denn wenn sich die Europäer wie im letzten Frühjahr aus allem heraushalten, gäbe es auch nicht weniger Krach mit den Amerikanern als im gegenteiligen Falle. Sondern eher mehr. Das Zwischenergebnis der Argumentation ist nicht sonderlich originell: »Die Selbstbehauptung Europas gegenüber den USA ist nicht mit einem Konfrontationskurs zu verwechseln. Vielmehr geht es um die Herstellung von Konstellationen, in denen die Europäer nicht länger Anhängsel der amerikanischen Politik sind.«

Vor diesem Hintergrund solle man und das ist in dieser Unverfrorenheit neu einmal überlegen, ob der bisher verfolgte Versuch der Europäer sinnvoll sei, die Amerikaner über ideelle und materielle Investitionen in die Uno »in Schach zu halten«. Eine Alternative dazu kann sich Münkler durchaus vorstellen: Die Europäer bringen ihre eigenen Ansprüche mit denen der USA »qua Interessenausgleich zur Deckung«, regieren gemeinsam mit den USA die Welt und nehmen die Zerstörung, sorry, nehmen eine »weitere Schwächung der Uno in Kauf«. Von Münkler lernen heißt in die Gänge kommen lernen.

Konkret 09/03, S. 29

Erich Später

Grabschändung

Mit einem »Zentrum gegen Vertreibung« wollen Peter Glotz und Erika Steinbach die deutsche Tätergesellschaft in ein nationales Kollektiv von Opfern umwidmen. Der von den Nazis Verfolgte Franz Werfel muß mit seinem Namen für einen Vertriebenenpreis herhalten.

Die ostdeutschen Vertriebenen wissen, was sie den Soldaten der Wehrmacht, des Heeres, der Marine in den letzten vier Kriegsmonaten des Jahres 1945 zu verdanken haben. Die einmalige Großrettungsaktion für die Flüchtlinge aus Ost-, Westpreußen und Pommern über die Ostsee hat Hunderttausenden das Leben gerettet ... Die Ignoranz und Indolenz, die den Wehrmachtsveteranen manchmal aggressiv entgegenschlägt, bestimmt bei vielen auch ihre Einstellung zu Vertriebenen. Dieser negative Nationalismus ist um nichts besser als der nach außen gerichtete Imperialismus der 30er und 40er Jahre. Ich verstehe sehr gut, daß viele alte Soldaten sich angesichts dessen sehr einsam und im Stich gelassen fühlen, wenn dann noch Bundestag und Bundesrat nach teilweise unsäglichen Debatten eine Pauschalrehabilitierung der Wehrmachtsdeserteure beschließen.«

Die Wehrmachtshelferin, die diese Sätze 1998 in der Rechtspostille »Deutschlandmagazin« publizierte, war die heutige Bundesvorsitzende des »Bundes der Vertriebenen«, Erika Steinbach. Als Frankfurter CDU-Bundestagsabgeordnete hatte sie im Jahr zuvor das Bündnis von Rechtsradikalen aller Schattierungen gegen die Ausstellung »Vernichtungskrieg – Verbrechen der Wehrmacht« tatkräftig unterstützt. Als besonders verwerflich erschien ihr dabei die Tatsache, daß die Stadt Frankfurt die Paulskirche als Veranstaltungsort zur Verfügung gestellt hatte. Demonstrativ verweigerte sie die Teilnahme an der Eröffnungsveranstaltung, auf der Ignaz Bubis als Vorsitzender des Zentralrats der Juden in Deutschland über seine persönlichen Erfahrungen mit der deutschen Wehrmacht sprach.

»Die Stiftung □Zentrum gegen Vertreibung□ (ZGV) verleiht heute erstmals ihren Franz-Werfel-Menschenrechtspreis. Nicht an irgendeinem Ort sondern in der □Herberge deutscher Hoffnungen und der Schaubühne deutscher Tragik und Unvollkommenheit□, wie Theodor Heuss die Frankfurter Paulskirche charakterisierte.« Mit diesen Worten eröffnete Erika Steinbach die Feierstunde am 29. Juni 2003. Mit der Verleihung des nach dem jüdischen Schriftsteller Franz Werfel benannten Preises an den Leiter des Instituts für Diaspora und Genozidforschung an der Ruhr-Universität Bochum, Dr. Mihran Dabag, und an die tschechischen Initiatoren des sogenannten Kreuzes der Versöhnung, das an 1945 von Tschechen ermordete Sudetendeutsche erinnert, war die öffentliche Präsentation der vom Bund der Vertriebenen am 6. September 2000 gegründeten »Stiftung gegen Vertreibung« verbunden. Die Stiftung hat sich zum Ziel gesetzt, in Berlin durch den Aufbau eines »Zentrums gegen Vertreibung« an das Schicksal der deutschen »Vertriebenen« zu erinnern. Neben Erika Steinbach steht der Sozialdemokrat und bekennende Sudetendeutsche Peter Glotz an der Spitze der Stiftung. Offizielle Förderer der Stiftung sind u.a. Rolf Breuer, der Aufsichtsratsvorsitzende der Deutschen Bank, und die hochdekorierten Preisträger des Jahres 2003 der Sudetendeutschen Landsmannschaft, der Historiker Arnulf Baring und Tilmann Zülch von der »Gesellschaft für bedrohte Völker«.

Für wissenschaftliche Objektivität sorgen in einem »wissenschaftlichen Beirat« unter anderem die juristische Mehrzweckwaffe der deutschen Vertriebenenverbände, der Würzburger Völkerrechtler Dieter Blumenwitz, der Ernst-Nolte-Anhänger Horst Möller vom Münchner Institut für Zeitgeschichte sowie Professor Knopp vom ZDF. In dieser Gesellschaft scheint sich auch der »deutsch-jüdische Patriot« und Historiker Michael Wolffsohn wohlzufühlen.

Mehr als 400 Städte und Gemeinden unterstützen mittlerweile das Vorhaben mit einem symbolischen Betrag pro Einwohner, darunter Frankfurt am Main, Kassel und Osnabrück. Die Bundesländer Bayern, Hessen und Baden-Württemberg haben zugesagt, das Zentrum, das in Berlin auf einer Fläche von 11.000 qm entstehen soll, finanziell zu unterstützen. Die veranschlagten Kosten belaufen sich auf geschätzte 60-80 Millionen Euro.

»In einem Gesamtüberblick soll in Berlin das Schicksal der mehr als 15 Millionen deutschen Deportations- und Vertreibungsopfer aus ganz Mittel-, Ost-, und Südosteuropa mit ihrer Kultur und ihrer Siedlungsgeschichte erfahrbar werden ... Viele Tausende davon durchlitten Jahre von Zwangsarbeit und Lagerhaft. Fast 2,5 Millionen Kinder, Frauen und Männer haben die Torturen von Vertreibung, Folter, Zwangsarbeit oder monatelanger Vergewaltigung nicht überlebt. Mit diesem Schicksal dürfen die Überlebenden nicht allein gelassen werden. Es ist eine gesamtdeutsche Aufgabe.«

So beschrieb Frau Steinbach in ihrer Rede die zentrale Aufgabe des »Zentrums gegen Vertreibung«. Die schamlose Umwidmung der deutschen Tätergesellschaft in ein nationales Kollektiv von Opfern der Alliierten bestätigte die schlimmsten Befürchtungen der Jüdischen Gemeinde in Prag. Sie hatte gegen die Benennung des Vertriebenenpreises nach Franz Werfel heftig protestiert. Steinbach und Glotz wiesen sie in einem »offenen Brief« zurecht. In den Jahren 1941-45 hatten die Deutschen und ihre Kollaborateure 260.000 jüdische Bürger der CSR ermordet. Die jüdische Gemeinde Prags mit ihren 50.000 Mitgliedern wurde fast vollständig ausgelöscht. Nun mußte sich ihr Vorsitzender Thomas Jelinek von den Nachkommen der deutschen Herrenmenschen belehren lassen: »Wir müssen reflexartige Aggressionen vermeiden, und

zwar auf allen Seiten. Die Verbrechen von Deutschen in der Hitlerzeit und im Protektorat rechtfertigen nicht die Verbrechen von Tschechen in den Jahren 1945 und 46. Im übrigen hat die böhmische Geschichte nicht mit München 1938 begonnen, sondern Jahrhunderte früher« (Peter Glotz und Erika Steinbach an Thomas Jelinek, 17. Februar 2003).

Franz Werfel, der seit 1918 in Wien wohnte, hielt sich während des Einmarsches der deutschen Wehrmacht in Österreich an seinem italienischen Urlaubsort auf. Frankreich gewährte ihm Asyl. Auf die Zerschlagung der CSR durch das »Münchener Abkommen« reagierte er mit einer Reihe von Essays und Artikeln, die zur Solidarität mit der Tschechoslowakischen Republik aufriefen.

»Prag von den Boches besetzt«, notierte er nach der Okkupation und territorialen Zerschlagung der CSR im April 1939 in sein Tagebuch. Er unterstützte die in London sich etablierende tschechoslowakische Exilregierung unter Vorsitz von Edward Benes und meldete sich nach Ausbruch des Krieges Mitte September 1939 im Alter von 49 Jahren zur tschechoslowakischen Auslandsarmee. Aufgrund seines Alters wurde er für kriegsdienstuntauglich erklärt. In Prag wurden zur gleichen Zeit die Nürnberger Rassegesetze eingeführt. Die jüdische Bevölkerung wurde entrechtet und enteignet. Das waren die ersten Etappen auf dem Weg nach Auschwitz und Treblinka. Von der Ausplünderung der jüdischen Bevölkerung profitierte vor allem die deutsche Bevölkerung des Protektorats und des NS-Mustergaus Sudetenland.

Die Familie Werfel besaß seit mehreren Generationen die kleine Fabrik »Werfel und Böhm« zur Herstellung von Handschuhen. Am 19. Juni 1939 wurde die Firma enteignet. Im Herbst 1941 wurde das »Arisierungsverfahren« abgeschlossen; der deutsche Ingenieur Karl Schmachtel erwarb die Firma. Franz Werfels Eltern konnten aus Prag fliehen. Nach der Besetzung Frankreichs durch die deutsche Wehrmacht war er selbst in höchster Lebensgefahr. Sein Name stand auf den deutschen Todeslisten. Nach einer abenteuerlichen Flucht durch Frankreich, Spanien und Portugal erreichte Franz Werfel am 13. Oktober 1940 New York, wo es ihm gelang, für seine Eltern und die beiden Schwestern Einreisevisa für die USA zu erhalten. Der Vater starb an den Strapazen der Flucht am 31. Juli 1941 in Marseille.

Es existiert ein Foto der Familie Werfel aus dem Jahr 1932: 23 Erwachsene aus verschiedenen Generationen und fünf Kinder sind darauf zu sehen. In der Mitte des Bildes ein uralter Mann. Der Großvater von Franz Werfel, Bernhard Kussi, feierte in Pilsen seinen 100. Geburtstag. Es war das letzte große Familientreffen der Werfels. Der Großteil der Familie wurde von den Deutschen ermordet: in Auschwitz, in Treblinka und Mauthausen. Über die konkreten Umstände ihres Todes, ihren Leidensweg und über ihre Mörder wissen wir fast nichts.

Auf dem Höhepunkt der deutschen Expansion im Jahre 1942 waren 260 Millionen Menschen der deutschen Besatzungs- und Terrorherrschaft unterworfen. Die wichtigsten Ziele des Nationalsozialismus: Lebensraum und Sklaven für die deutsche Herrenrasse, Vernichtung des jüdischen Volkes in seiner Gesamtheit schienen realisierbar. Diese Ziele teilten Millionen Deutsche. Nach dem Sieg über Frankreich im Juni 1940 war Adolf Hitler der populärste Staatsmann der deutschen Geschichte. Die Dynamik des Krieges hatte das imperiale Programm der alten deutschen Machteliten längst hinter sich gelassen. Es ging um mehr als ökonomische Macht und die politische Kontrolle der eroberten Gebiete. Der Krieg wurde geführt für eine vollkommene Neuordnung der menschlichen Zivilisation nach den Kriterien einer rassistischen Anthropologie. Die Völkermordkohorten von Wehrmacht und SS, die am 22. Juni 1941 in die Sowjetunion einfielen, führten nicht nur einen Ausrottungsfeldzug gegen die »Rote Armee« und die sowjetische Zivilbevölkerung, sie waren eine antisemitische Phalanx. Mit dem Vormarsch der deutschen Armeen wurde im gesamten deutschen Machtbereich das radikalste Programm zur Ausrottung einer menschlichen Gruppe realisiert, das jemals geplant und durchgeführt worden ist.

Franz Werfel schrieb im November 1940 in der New Yorker Zeitschrift »Aufbau«: »Es geht diesmal nicht wie früher um Entrechtung und Ausplünderung von jüdischen Volksteilen in gewissen Ländern. Es geht um weit mehr. Es geht um alles. Das Ziel des Feindes ist die völlige Ausrottung des jüdischen Geistes von diesem Planeten ... Damit aber Israels Gott und Geist von diesem Planeten verschwinde, muß vorerst der physische Träger dieses Geistes, das jüdische Volk, bis zum letzten Mann vernichtet sein. Es darf nicht geschehen! Dieser verzweifelte Schrei entringt sich unserer Brust.«

Von der norwegischen Stadt Bergen am Polarkreis, aus der Ende November 1942 532 Norweger jüdischen Glaubens nach Auschwitz deportiert wurden, bis zur griechischen Insel Rhodos vor der türkischen Küste, wo im Sommer 1944 die jüdische Gemeinde auf Lastkähnen der deutschen Kriegsmarine ihren Weg nach Auschwitz antrat, erstreckte sich das deutsche Vernichtungsprogramm. Zu dieser Zeit war die größte jüdische Gemeinde der Welt in Polen bereits vernichtet. Insgesamt wurden fast drei Millionen jüdische Polen, d.h. nahezu 98 Prozent aller im deutschen Machtbereich lebenden, in den Jahren 1939-45 ermordet.

Die deutsche Kriegs- und Vernichtungspolitik hatte Hunderte Millionen Menschen einer entfesselten Gewalt unterworfen, die mit der deutschen Kapitulation nicht gestoppt werden konnte. Deutschland hatte eine Welt geschaffen, in der die Existenz von Abermillionen Menschen auf den Kampf ums Überleben reduziert war. Bei einer militärischen Niederlage der Deutschen mußte sich der in Jahren aufgestaute Haß gegen sie entladen. Frau Steinbach aber, der »Bund der Vertriebenen« sowie ihre publizistischen und politischen Hilfstruppen stillen mit der Einrichtung eines »Zentrums gegen Vertreibung« das

tiefe Bedürfnis vieler Deutscher, sich als Opfer des Krieges und der Alliierten präsentieren zu können – nach Möglichkeit an jenem Ort, an dem die deutschen Verbrechen gegen die Menschheit geplant und von dem aus sie gesteuert wurden.

Steinbach kennt in ihrer Rede nur einen einzigen Täter: »Hitler kalkulierte mit dem Desinteresse der Völkergemeinschaft bei seinen horriblen Vernichtungsplänen ... und setzte Schritt um Schritt sein grausames Werk an den europäischen Juden, für das Auschwitz zum Synonym wurde, fort.« Man könnte Frau Steinbach mit einigen Namen auf die Sprünge helfen. Ein Blick auf die Liste der Unterzeichner der 1950 verabschiedeten Charta der deutschen Heimatvertriebenen genügt. Das »Zentrum gegen Vertreibungen« sieht sich nach eigenen Angaben dieser Charta verpflichtet und hat sich zur Aufgabe gemacht, die Kontinuität des Aufrufs im öffentlichen Bewußtsein zu sichern. Der von dreißig Funktionären verschiedener Landsmannschaften und Landesverbänden der Vertrieben unterschriebene Text »verzichtet feierlich auf Rache und Vergeltung«, d.h. die Verfasser erklärten sich bereit, die Ermordung weiterer Polen, Russen, Serben oder Juden nicht fortzusetzen.

 Alfred Gille unterzeichnete die Charta als Vorsitzender des Landesverbandes der Heimatvertriebenen Schleswig-Holstein. Von 1928 bis 1945 war er Bürgermeister der Gemeinde Löben; Mitglied der NSDAP und der SS; Offizier der Abteilung »Sabotage und Einsatz von Minderheiten« (»volksdeutschen«, versteht sich). Von 1951 bis 1966 fungierte er als Sprecher der »Landsmannschaft Ostpreußen«.

 Franz Hamm unterzeichnete die Charta als Sprecher der »Heimatvertriebenen in Yugoslawien«. Er hatte die »Donauschwaben« im Sinne der NS-Volksgruppenpolitik und als 5. Kolonne zur Unterstützung des deutschen Überfalls auf Yugoslawien im April 1941 organisiert. 1942 übersiedelte er nach Budapest; ab Mai 1944 war er Fraktionsführer des »Blocks der Deutschen Nationalsozialistischen Reichstagsmitglieder« in Ungarn; von 1949 bis 1958 Sprecher der Landsmannschaft der Deutschen aus Yugoslawien. Er arbeitete als Abteilungsleiter im Bundesvertriebenenministerium.

 Waldemar Kraft unterzeichnete die Charta als Sprecher der Landsmannschaft Weichsel-Warthe. Kraft war führender Funktionär der deutschen Volksgruppe in Polen; Mitglied der NSDAP, SS-Hauptsturmführer und Mitarbeiter des »Volkstumsreferats« im Amt II des Reichssicherheitshauptamtes. Von 1949 bis 1954 fungierte er als Sprecher der Landsmannschaft. Er war CDU-Abgeordneter im Bundestag und Bundesminister für Sonderaufgaben.

 Lodgman von Auen unterzeichnet die Charta als Sprecher der Sudetendeutschen Landsmannschaft. Er war Mitbegründer der radikal antisemitischen »Deutsch-nationalen Partei« in der CSR. Er organisierte die enge Zusammenarbeit mit der Sudetendeutschen DNSDAP. Als begeisterter Anhänger Hitlers begrüßte er den Einmarsch der deutschen Truppen im Oktober 1938 und die im April 1939 erfolgte Zerschlagung der »Resttschechei«. Von 1950 bis 59 war er Sprecher der Sudetendeutschen Landsmannschaft. In der »Sudetendeutschen Zeitung« vom 25. Juni 1960 veröffentlichte Lodgman eine scharfe Kritik am geplanten Prozeß gegen Adolf Eichmann in Israel: »Eichmann wurde auf argentinischem Boden verhaftet, und zwar von einer Geheimorganisation des Staates Israel, indem er geknebelt, betäubt und gewaltsam nach Israel verschleppt wurde. Es liegt also, da diese Geheimorganisation in Argentinien keine legale Polizeigewalt hatte, nicht Verhaftung, sondern das Verbrechen des Menschenraubes vor, begangen von Beauftragten des Staates Israel ... Der Herr Bundesjustizminister will angeblich einen Beobachter zum Prozeß nach Tel Aviv oder sonstwo entsenden. Ich glaube, daß dies kein aufrechter Deutscher als würdevoll empfinden, sondern als ein Ausweichen vor der Rechtslage betrachten wird.«

Die Beispiele ließen sich leicht fortsetzen. Die deutschen »Vertriebenverbände« wurden über Jahrzehnte von Tausenden ehemaligen Angehörigen der Nazi-Funktions- und Vernichtungselite organisiert und politisch gesteuert. In der Debatte des deutschen Bundestages vom 4. Juli 2002 über die Einrichtung eines »Zentrums gegen Vertreibung« jedoch spielte die NS-Herkunft der deutschen Vertriebenenverbände, die Beteiligung vieler ihrer Funktionäre an der deutschen Aggressions- und Ausrottungspolitikpolitik nicht die geringste Rolle. Der mit Mehrheit angenommene Antrag »Für ein europäisch ausgerichtetes Zentrum gegen Vertreibung« fordert einen europäischen Dialog über die Errichtung eines solchen Zentrums. Über Konzept und Ort soll in europäischer Zusammenarbeit entschieden werden.

Das »Zentrum« selbst soll die Vertreibungen im Europa des 20. Jahrhunderts mit ihren verschiedenen Ursachen, Kontexten und Folgen, darunter auch die Vertreibung der Deutschen, dokumentieren. Initiator des Antrags war der letzte Außenminister der DDR und heutige SPD-Bundestagsabgeordnete Markus Meckel. Ein Jahr später, am 14. Juli 2003 wird der Antrag durch einen gemeinsamen Aufruf deutscher, polnischer und tschechischer Politiker, Historiker und Publizisten konkretisiert. Als möglicher Ort eines europäischen »Zentrums gegen Vertreibung« wird die polnische Stadt Wroclav, das ehemalige Breslau vorgeschlagen. Der Bau des Zentrums in Berlin wird abgelehnt, da es dort die Gefahr berge, »das Leid der einen gegen das Leid der anderen aufzurechnen und die sehr unterschiedlichen Ursachen und Kontexte von Vertreibungen, Zwangsumsiedlungen und Deportationen zu vernachlässigen«.

Zwei »Kontexte« bleiben im Aufruf allerdings unerwähnt: Die alleinige Verantwortung der Deutschen für den beispiellosen Eroberungs- und Vernichtungsfeldzug und die Notwendigkeit, alle mit der deutschen Niederlage verbundenen Nachkriegsregelungen politisch und juristisch anzuerkennen, etwa das Potsdamer Abkommen der alliierten Siegermächte von 1945. Keine Erwähnung findet in dem Aufruf, der in der liberalen deutschen Presse als Meilenstein im

»Versöhnungsprozeß« der Völker Europas gefeiert wird, auch die, durch antisemitische Kollaborateure anderer Länder unterstützte, nahezu vollständige Vernichtung der europäischen Juden. Viele der jüdischen Überlebenden waren nach Ende des Krieges erneuter Diskriminierung und Verfolgung ausgesetzt. Nach einer Welle von Pogromen flohen zwischen Juli und September 1946 100.000 Juden aus Polen und versuchten verzweifelt, das von Großbritannien abgeschottete Palästina zu erreichen.

Gegen Ende ihrer Rede in der Paulskirche machte sich Erika Steinbach Gedanken über das mögliche Schicksal Franz Werfels nach dem Krieg und fabulierte sich eine Wunschbiographie zusammen: »Hätte (sic!) er das Kriegsende erlebt, wäre es ihm wohl ebenso ergangen wie dem sudetendeutschen Sozialdemokraten Wenzel Jaksch, der niemals aus der Emigration in seine tschechoslowakische Heimat zurückkehren konnte, obwohl er loyaler tschechoslowakischer Staatsbürger war.« Fehlt nur der Hinweis, daß Jaksch nach 1945 keine Skrupel hatte, in der Bundesrepublik mit den überlebenden Massenmördern der sudetendeutschen NSDAP und SS die Sudetendeutsche Landsmannschaft anzuführen.

Werfel dagegen hat das Kriegsende als amerikanischer Staatsbürger erlebt. In einer vom US Office of War nach Europa telegrafierten Botschaft zur deutschen Kapitulation schrieb er: »Deutsche Menschen, wißt ihr, was durch eure Schuld und Mitschuld geschehen ist in den Jahren des Heils 1933 bis 45? Wißt ihr, daß es Deutsche waren, die Millionen und Millionen friedfertiger, harmloser Europäer mit Methoden umgebracht haben, die den Teufel selbst schamrot machen würden? Kennt ihr die Bratöfen und Gaskammern von Maidanek, den Jauchenberg verwesender Mordopfer in Buchenwald, Bergen-Belsen und hundert anderen Höllenlagern selbst?«

Franz Werfel starb am 26. August 1945 in Beverly Hills.

Erich Später schrieb in KONKRET 8/03 über das Wirken der Arier an der Deutschen Universität zu Prag

Konkret 09/03, S. 32

Natan Sznaider, Günther Jacob

Zu Protokoll

Warum der israelische Soziologe Natan Sznaider und der Hamburger Autor Günther Jacob eine Veranstaltung im Rahmenprogramm zur »Wehrmachtsausstellung« in Peenemünde kurzfristig absagten. KONKRET dokumentiert ihr Schreiben an den Leiter des »Historisch-Technischen Informationszentrums« in Peenemünde

Sehr geehrter Herr Zache,

wir teilen Ihnen auf diesem Weg mit, daß wir unsere Teilnahme am Rahmenprogramm zur Peenemünder Ausstellung »Verbrechen der Wehrmacht« absagen. Dort wollten wir am 5. August unter dem Titel »Die deutsche Reue heißt ... Stalingrad. Kein Vergleichen, kein Verzeihen, nichts wiedergutzumachen. Die Versöhnungsverweigerung des Philosophen Vladimir Jankélévitch« über dessen Buch *Das Verzeihen* diskutieren.

Die Gründe unserer Absage sind folgende:

· Die Konzeption des vom »Historisch-Technischen Informationszentrum« veröffentlichten Rahmenprogramms zur Ausstellung »Verbrechen der Wehrmacht« (das wir erst jetzt im Internet entdeckten) zielt auf eine Verwischung des Unterschieds zwischen Tätern und Opfern des Nationalsozialismus.

· Vor diesem Hintergrund steht das Risiko, während der Anfahrt, der Übernachtung oder der Abreise, von Nazi-Banden behelligt zu werden, in keinem Verhältnis zu einem politischen Nutzen, für den man sonst bereit wäre, einige Risiken in Kauf zu nehmen.

· Zwischen Rahmenprogramm und »Sicherheitsfragen« besteht ein Zusammenhang: Die Verwischung des Unterschieds zwischen Tätern und Opfern des Nationalsozialismus bietet den Nazis eine passende Plattform für ihre eigenen Aktivitäten. Diese werden wiederum offiziell bewußt heruntergespielt. Was zum Beispiel die Folge hat, daß wir uns selbst telefonisch nach den Sicherheitsstandards erkundigen müssen. Angesichts mehrerer Nazikundgebungen in und um Peenemünde und auch der Tatsache, daß Sie selbst, Herr Zache, von einem Sicherheitsdienst geschützt werden müssen, wäre es die Aufgabe der Veranstalter, die Referenten darüber zu informieren, wie ihre persönliche Sicherheit gewährleistet wird.

Im Einzelnen:

1. Das Gelände der einstigen Heeresversuchsanstalt Peenemünde wurde nach 1990 zielstrebig und in sehr kurzer Zeit zu einem deutschen Wallfahrtsort gemacht, vergleichbar dem einstigen »Führersperrgebiet« am Obersalzberg. Während im Berchtesgadener Land jahrzehntelang Hochglanzhefte verkauft wurden, die Hitler als kinder- und tierliebenden Nachbarn vom »Berghof« zeigen, gilt die Faszination der Peenemünde-Besucher einer »technischen Meisterleistung deutscher Forscher« (Museumsführer) – der »Vergeltungswaffe V2«. Bewundert wird in Peenemünde das größte Rüstungsprojekt der Wehrmacht. Albert Speer und Heinrich Lübke hatten dort als oberste Bauleiter Tausende Zwangsarbeiter und 2.500 KZ-Häftlinge aus Buchenwald und Ravensbrück Prüfstände und Gebäude errichten lassen. In Peenemünde selbst und später unter Tage im Konzentrationslager Mittelbau-Dora wurden 8.892 Raketen des Typs V1 und 5.975 des Typs V2 produziert. Abgeschossen aus »Westwall«-Bunkern oder von in den Niederlanden stationierten mobilen Rampen trafen rund 6.000 dieser Geschosse London, Antwerpen und Brüssel – zuletzt am 27. März 1945. Eine zweistufige Fernrakete, die z.B. New York hätte erreichen können, wurde noch in den letzten Wochen vor der deutschen Kapitulation konzipiert. Mehr als 8.000 Menschen starben bei V2-Angriffen auf Antwerpen, Brüssel und London, über 20.000 Zwangsarbeiter und KZ-Häftling kamen bei der V2-Produktion ums Leben.

Mit »Peenemünde« war in Deutschland bis zum 8. Mai 1945 die Hoffnung verbunden, nach der »Endlösung« mittels »Wunderwaffen« auch noch den »Endsieg« erringen zu können. Dieser kollektive Wunsch nahm nach der Kapitulation von 1945 die Form des »V2-Mythos« an, der u.a. eine umfangreiche westdeutsche Peenemünde-Literatur hervorbrachte (weshalb niemand eine andere »Luftkriegsliteratur« vermißte).

Das »Historisch-Technische Informationszentrum« in Peenemünde hat sich seit Mitte 1991 zu einem Publikumsmagneten mit bislang über zwei Millionen Besuchern entwickelt. Und kaum jemand pilgert dorthin, um der ermordeten Zwangsarbeiter oder KZ-Häftlinge zu gedenken. Peenemünde ist auch offiziell keine »Mahnstätte«, sondern eine »V2-Gedenkstätte«, wie es die »Schweriner Volkszeitung« am 7. Oktober 2002 in dankenswerter Offenheit aussprach. Nur durch internationale Proteste konnte 1992 eine große Party verhindert werden, die man am 50. Jahrestag des ersten Abschusses einer V2-Rakete in Peenemünde feiern wollte. Auch die 1995 in Peenemünde aufgestellte, 14 Meter hohe V-2-Rekonstruktion wurde dort nicht zur »Mahnung für folgende Generationen« (Museumsführer) aufgestellt, sondern einzig und allein, um den Nazi-Raketen-Tourismus anzukurbeln. (Als weitere Attraktion soll demnächst auch die authentische Abschußrampe – der »Prüfstand VII« – zugänglich gemacht werden.) Mit Erfolg, wie man weiß: Peenemünde hat den

Obersalzberg (jährlich 150.000 Besucher) schon 1994 übertroffen und gehört seit dem Jahr 2002 mit jährlich 350.000 Besuchern zu Deutschlands erfolgreichsten Museen.

Wir übersehen natürlich nicht, daß man auf die internationalen Proteste auch in Peenemünde mit einigen »politisch korrekten« Nachbesserungen (»Ambivalenz der Technik«, Hinweise auf die Lager) reagiert hat, aber es reicht, den Museumsshop aufzusuchen, wo in den Bücherbergen über Wernher von Braun und Hanna Reitsch, über die Wehrmacht und deutsche Raketentechnik auch das *Tagebuch* von Anne Frank versteckt ist, um zu wissen, was in Peenemünde gesucht und gefunden wird. Dieser Hintergrund war uns schon bei unserer Zusage bekannt, im Rahmen des Begleitprogramms der Ausstellung »Verbrechen der Wehrmacht« über die Versöhnungsverweigerung von Vladimir Jankélévitch zu referieren.

2. Der deutschen Nazi-Szene gilt die Insel Usedom heute als »national befreite Zone«. Gehört Mecklenburg-Vorpommern ohnehin schon zu den Gegenden mit überdurchschnittlicher Nazi-Dichte, so stellt Usedom hier noch eine Steigerung dar. In den Insel-Orten Karlshagen (wo wir untergebracht werden sollten), Trassenheide, Zinnowitz, Bansin, Heringsdorf, Ahlbeck und auf dem Golm (sowie im Einzugsbereich zwischen Wolgast und Anklam) stellt die Zahl der »Vorfälle« vieles in den Schatten, was man von anderswo her kennt. Nazi-Schmierereien, rechte Parolen, Nazi-Lieder, Nazi-T-Shirts am Strand, Nazi-Aufkleber an der Promenade, ein Molotow-Cocktail auf ein Ehrenmal für die sowjetischen Gefallenen, Angriffe auf die Anne-Frank-Ausstellung, Gedenkveranstaltungen für die Wehrmacht, »Mahnwachen für die Opfer der alliierten Luftangriffe«, Gedenkfeiern für Rudolf Heß und schließlich aggressive »Mahnwachen« der Nazis direkt am Eingang der Ausstellung gehören ebenso zum Inselalltag wie die Nazi-Postillen »Insel Bote« und »Fahnenträger«.

Bei einem städtischen »Fest der Kulturen« (in Wolgast) können Nazis – von der NPD bis zum »Kameradschaftsbund Usedom« – unbehelligt anwesend sein und entsprechende Angst verbreiten. Selbst die Polizei geht davon aus, daß sie von den Nazis beobachtet wird: »Zu Übergriffen auf Polizisten ist es auf der Insel jedoch noch nicht gekommen«, gab vor zwei Jahren Polizeisprecher Axel Falkenberg erleichtert zu Protokoll. Er wisse aber nicht, »ob einzelne Beamte Angst haben«. Nachdem bis 1997 Meldungen wie »Angriffe auf Urlauber häufen sich« (»Welt«) in der überregionalen Presse einen zutreffenden Eindruck von der politischen Situation auf Usedom vermittelten, werden rechtsradikale Übergriffe inzwischen bewußt nicht oder nur lokal gemeldet: »Wir wollen ihnen keine Öffentlichkeit bieten«, sagt zum Beispiel Ingrid Nadler von der »Ostseezeitung«.

Auch dieser Hintergrund war uns schon vor unserer Zusage bekannt. Was uns aber nicht hinreichend bekannt war und letztendlich zu unserer Entscheidung führte, ist:

3. Die unerträgliche Allgegenwart der braunen Schläger, die in diesem Jahr unter dem Motto agieren »Sommer 2003, besucht die Insel Usedom – Farbe bekennen und BRAUN werden«, wird noch gesteigert durch das Verständnis, das ihnen viele Usedomer entgegenbringen. Statt von Nazis redet man lieber von »Jugendlichen«, (»diese Jugendlichen fühlen sich in der Art, wie über sie, aber nicht mit ihnen geredet wird, mißverstanden«, behaupten z.B. einhellig der frühere Landrat Kautz und Bischoff Berger), bei Nazi-Aufzügen wird (wie kürzlich in Wolgast) an vielen Fenstern Beifall geklatscht, und bei Anlässen wie dem »Volkstrauertag« legen Bürger und Nazis (z.B. auf dem Golm) gemeinsam Kränze nieder zum ehrenden Andenken an deutsche Soldaten und Bombenopfer. Die Nazis wissen genau, wie weit sie gehen können, weil sie wissen, wie die Mehrheit über Wehrmacht, Bombenkrieg, Kriegsgefangenschaft, Flucht & Vertreibung etc. denkt.

Eine Nazi-Parole wie »Unsere Großväter waren keine Verbrecher« ist auch in Usedom keine Minderheitenposition. Ebenso ist die Überzeugung, die »Bombardierung Swinemündes durch Amerika« (»Usedom Forum«) am 12. März 1945 sei ein Verbrechen gewesen, auf Usedom keine exklusive Nazi-Position. Deshalb stört es z.B. kein Mitglied der bürgerlichen »Interessengemeinschaft Golm«, die aus den Massengräbern auf dem Golm nach 1990 eine weitere Touristenattraktion gemacht hat (40.000 Besucher im Jahr), wenn das Tannengrün der »Kameradschaft Uecker-Randow«, des »National Germanischen Bruderbundes« oder die Blumen der NPD ganzjährig neben den Kränzen der Bürger an den »Terror der Alliierten« erinnern.

4. Was wir vorher nicht glauben wollten: Daß die Ausstellung »Verbrechen der Wehrmacht« nun in Peenemünde gezeigt wird, ist nicht als Versuch zu werten, diesen Wallfahrtsort grundsätzlich in Frage zu stellen. Das gilt nicht nur für die Veranstalter in Peenemünde. Auch das Hamburger Institut für Sozialforschung (HIS) bezieht sich positiv auf die Raketenshow. Von der »Ostsee-Zeitung« gefragt, warum das HIS die Ausstellung in Peenemünde zeige, antwortete der HIS-Mitarbeiter Peter Klein, auf der Insel könne durch »die vielen Urlauber ein bunt gemischtes Publikum angesprochen« werden, und außerdem gebe es hier bereits »eine ständige Ausstellung zum Thema Nationalsozialismus«. Auch Regine Klose-Wolf, Sprecherin der Hamburger Stiftung, verklärt die Besucher der »V2-Gedenkstätte« (»Schweriner Volkszeitung«) bzw. des »Raumfahrtmuseums« (»Welt«), die sich – nach all den Bestsellern und TV-Dokus über den »totalen Luftkrieg der Alliierten gegen deutsche Städte« – am Anblick einer deutschen Massenvernichtungswaffe erfreuen wollen, kurzerhand zu bildungshungrigen Bürgern, die nur auf die Gelegenheit gewartet haben, um endlich ihre Informationsdefizite hinsichtlich der Verbrechen der Wehrmacht beseitigen zu können: »Das Museum in Peenemünde hat mehr als 300.000 Besucher im Jahr. Wir hoffen, daß auch unsere Ausstellung ihre Besucher haben wird.« Ihr zeitgemäßes Bild findet diese absichtsvolle Ignoranz im Schnäppchen-Angebot eines verbilligten »Kombi-Tickets« für jene, die sich im

Zusammenhang ihrer Obsession für die Nazi-Rakete noch mal in Erinnerung rufen wollen, was die Deutschen auch ohne Wunderwaffen hingekriegt haben.

5. Tatsächlich wurde mit dem »Kombi-Ticket« eine treffende Metapher für den gegenwärtigen Stand der deutschen »Erinnerungskultur« gefunden. Bereits angelegt in der vor drei Jahren nachgebesserten Peenemünder Museumskonzeption (die problematische V-Waffen-Produktion als Wiege der guten Raumfahrt, dargestellt als »zwei Enden der Parabel«), gehen diese Relativierungen des Nationalsozialismus nun in das Rahmenprogramm zur Wehrmachtsausstellung ein. Neben Referaten über die Rolle der Wehrmacht bei der Ermordung der Juden oder den »Mythos Wehrmacht« in der Nachkriegszeit werden mehrere Veranstaltungen angeboten, in denen die Deutschen ganz unverblümt als Opfer (der Umstände, des Schicksals etc.) präsentiert werden. Da werden von Schauspielern an mehreren Tagen (26./27. Juli und 25./26. August) Feldpostbriefe aus Stalingrad verlesen (der Untertitel »Erzählen aus dem Kessel« verweist auf das unsägliche Buch von Carl Schüddekopf: *Im Kessel. Erzählen von Stalingrad*), da ruft uns Pfarrer Otto Simon von der »Interessengemeinschaft Golm« den »sinnlosen Tod« unschuldiger deutscher Zivilisten in Erinnerung, die bei den US-amerikanischen Bombenangriffen auf Swinemünde (heute: Swinoujscie) ums Leben kamen und seither an der Usedomer Grenze zu Polen, neben dem »Soldaten- und Marinefriedhof« der Wehrmacht, in einem Massengrab liegen, das zu DDR-Zeiten »leider kein Erinnerungsort sein durfte«, nun aber als »Mahnmal« gilt (16. August). Einen Tag später erinnert sich Superintendent Tetzlaff aus Heringsdorf, der sich mit seinem Einsatz für die Wiederbelebung des »Volkstrauertages« einen guten Namen gemacht hat (nicht zuletzt bei den örtlichen Nazis, die an diesem Tag aufmarschieren), ebenfalls an »den Bombenangriff vor 60 Jahren«, womit er aber den britischen Angriff auf Peenemünde meint.

Eine weitere »Andacht zum Bombenangriff« mitsamt »Glockenläuten« führt am 18. August die Pastorin Gehlhaar durch. Das Unbestimmte dieser Ankündigungen ist selbst schon ein Code: Beim britischen Angriff auf Peenemünde, der zum Ziel hatte, die Produktion dieser ganz Europa bedrohenden Waffe durch Tötung der Nazi-Wissenschaftler (in deren Siedlung bei Karlshagen) zu stoppen, kamen durch einen Fehler bei der Zielmarkierung mehr Zwangsarbeiter (612) um als Nazi-Techniker (120). Vor diesem Hintergrund besagt die allgemein gehaltene Ankündigung einer »Andacht *zum* Bombenangriff«, daß dort gerade nicht darum getrauert werden soll, daß *statt* des SS-Offiziers Wernher von Braun (dem Theodor Heuss 1959 das Bundesverdienstkreuz verlieh) und der Mehrheit seiner willigen Helfer (1.500 Ingenieure, mehrere Tausend Techniker) die Zwangsarbeiter starben. Es geht um »die Würdigung aller von Zivilisten und Soldaten erbrachten Opfer« (Museumsführer). Da fällt es den Nazi-Gruppen »Interessengemeinschaft Taten statt Worte« und »Aktionsgruppe Rostock« leicht, sich mit einer »Kranzniederlegung für die Opfer des alliierten Bombenterrors vom 17./18. August 1943« zu beteiligen. Mit anderen Worten: Im Rahmenprogramm zur Ausstellung »Verbrechen der Wehrmacht« selbst finden sich Anknüpfungspunkte für die Nazi-Aktivitäten dieser Wochen. Das ist im Rahmen der Wehrmachtsausstellung bisher einmalig.

Neben vielen weiteren Veranstaltungen, deren Zweck für Ortsfremde im Dunkeln bleiben muß (»Exkursion nach Peenemünde«, eine Tanzperformance, ein Theaterstück »Gralssucher in Peenemünde«, ein Theaterstück »Zarah Leander, die Nazi-Sirene«) werden tagtägliche Praktiken noch einmal in Frageform thematisiert (»Die Verwandlung der Deutschen zu Opfern?«: 4. August; »Wandel der regionalen Erinnerungskultur«: 29. August) und heimatliche Erinnerungen gepflegt (»Zum Gedächtnis an den Ort Peenemünde«). Viele der Referenten, etwa der ehemalige NVA-Oberst Klaus Hein (lokaler Hobbyhistoriker) oder der Gedenkstättenreferent Bernhard Hoppe (der noch mehr staatliche Millionen für das Raketenmuseum fordert), gehören zu jenen, die nach 1990 in der Ankurbelung des »Mythos Peenemünde« eine große Chance sahen – für sich, für den Insel-Tourismus und für Deutschland. Etwa gleich stark vertreten ist die lokale Kriegsgräberfraktion (Golm). Hinzu kommen Führungen des »Prora Zentrums« nach Peenemünde, eines Vereins, der bereits auf Rügen mit zeitgeistigen Gedenkkultur-Slogans den Tourismus ankurbelt (»Innerhalb weniger Wochen konnten 10.000 Besucher gezählt werden. Zeitzeugen ... die an ›Kraft durch Freude‹-Reisen teilgenommen haben oder etwas zur Arbeitsatmosphäre und zu ihrer sozialen Situation während des Nationalsozialismus erzählen könnten, sind herzlich eingeladen, sich zu melden.«)

6. Nachdem wir uns etwas eingehender über Peenemünde informiert haben, wundert uns nichts mehr an dieser Konstellation: Vor Ort haben jene das Sagen, die gleich nach 1990 die Chance sahen, den (»von der DDR nicht aufgearbeiteten«) Kult um die Nazi-Rakete zu kommerzialisieren. Nach dem sie (und die damalige Bundesregierung) 1992 mit der Raketenparty zu weit gegangen waren, hat man gemerkt, daß einige Gedenktafeln für die bedauernswerten »Fremdarbeiter« (Museumskatalog) einen besseren Eindruck machen, nur um dann doch am 15. Juli 2002 ein »Fest anläßlich des 60. Geburtstages des Kraftwerkes Peenemünde« zu feiern, das von Zwangsarbeitern erbaut worden war. Wie schon am Obersalzberg, wo unter Anleitung des Münchener Instituts für Zeitgeschichte 1999 die »Dokumentation Obersalzberg« auf den Grundmauern von Hitlers Gästehaus eröffnet wurde, hat sich herausgestellt, daß mit einigen Verweisen auf die »dunklen Seiten der Vergangenheit« das Geschäft noch mehr boomt, und daß man außerdem unter dem Stichwort »Erinnerung« erstmals ganz legitim Stalingrad, Vertreibung und deutsche Bombenopfer zusammenbringen kann. Der Berliner »Tagesspiegel« (25.7.03) umschreibt (und beschönigt) diese Performance mit den Worten: »Seit Jahren balanciert Museumsleiter Dirk Zache auf dem schmalen Grat zwischen Erinnerung an die Schreckensherrschaft und

Faszination für Raumfahrt.« Daß das Hamburger Institut hier per »Kombi-Ticket« mitbalanciert, wirft eine Reihe von Fragen bezüglich der Rolle der Ausstellung »Verbrechen der Wehrmacht« im heutigen Erinnerungsdiskurs auf.

7. Die Hoteliers von Rügen haben die Präsentation der Ausstellung »Verbrechen der Wehrmacht« ehrlicherweise mit dem Hinweis abgelehnt, mögliche »Protestkundgebungen der rechtsextremen Szene« könnten Touristen abschrecken; außerdem stelle die Ausstellung »angesichts aktiver Neonazi-Gruppen ein schwer zu beherrschendes Sicherheitsproblem« dar. Für Peenemünde sieht Peter Klein vom HIS hingegen keine derartigen Probleme: »Die notwendigen Bedingungen konnten letztlich nur in Peenemünde garantiert werden, als da sind: ein Sicherheitskonzept, pädagogisch vorgebildetes Personal, geklärte Finanzierung ...« Überhaupt spricht man in den ersten Berichten seit der Ausstellungseröffnung auffällig technokratisch, also unpolitisch, über das »gut funktionierende Sicherheitsregime«. Ein »ständig unübersehbar präsentes Polizeiaufgebot« sowie ein privater Sicherheitsdienst sorgen zweifellos dafür, daß die Nazis auf dem Ausstellungsgelände (wo sie auch als Besucher auftauchen) nur einschüchtern, aber nicht zuschlagen können.

»Die deutsche Reue heißt Stalingrad«, heißt es bei Vladimir Jankélévitch – »sie heißt Niederlage.« Die Ruinen von Berlin, Dresden, Swinemünde und Peenemünde sind das Mindeste, was man den Opfern des Nationalsozialismus schuldet. In Peenemünde will man das so nicht sehen und läutet lieber die Glocken am 60. Jahrestag der britischen Bombenangriffe. Bürger und Nazis sind sich da ganz einig.

Unsere Veranstaltung sollte von der Versöhnungsverweigerung des Vladimir Jankélévitch handeln. Er traute den Eliten ebensowenig wie weiten Teilen der Bevölkerung in Deutschland, die die Selbstanklage und die Schuld ihrer Nation als moralischen Standard akzeptieren wollen. Wir teilen dieses Mißtrauen. Unsere Absage folgt daher Jankélévitchs Diktum »Hört nicht auf das, was sie sagen, achtet auf das, was sie tun.«

Mit freundlichen Grüßen

Natan Sznaider (Tel Aviv)

Günther Jacob (Hamburg)

Hamburg/Berlin, 1.8.03

Konkret 09/03, S. 35

Magnus Klaue

Maxima Banalia

Konkret-Extra
Anmerkungen zur Geschichte der Adorno-Rezeption in Deutschland.

Noch der armseligste Mensch ist fähig, die Schwächen des bedeutendsten, noch der dümmste, die Denkfehler des klügsten zu erkennen.

1. Seinen Vortrag zum 125. Todestag Hegels hat Adorno mit einer Polemik gegen akademische »Würdigungen« eingeleitet. Diese meldeten *den unverschämten Anspruch an, daß, wer das fragwürdige Glück besitzt, später zu leben, und wer von Berufs wegen mit dem befaßt ist, über den er zu reden hat, darum auch souverän dem Toten seine Stelle zuweisen und damit gewissermaßen über ihn sich stellen dürfe.* Der prätendierte geistesgeschichtliche Überblick versteht historische Entwicklung von vornherein als Entwicklung zum Besseren, die es den später Geborenen erlaubt, über den philosophischen »Beitrag« der Älteren Gericht zu halten, »Aktuelles« und »Veraltetes« in deren Denken buchhalterisch voneinander zu trennen. Dialektische Kritik, so Adorno, müsse demgegenüber die Frage stellen, *was die Gegenwart vor Hegel*, nicht, was Hegel für die Gegenwart bedeute: *Will man nicht mit dem ersten Wort von ihm abprallen, so muß man, wie unzulänglich auch immer, dem Wahrheitsanspruch seiner Philosophie sich stellen, anstatt sie bloß von oben und darum von unten her zu bereden*; man muß, wie Hegel selbst es nennt, *in den Sachen sein*. Das hermeneutische Prinzip, wonach das Verständnis des Einzelnen stets ein wie auch immer unvollkommenes Verständnis des Gesamtzusammenhangs voraussetzt, der umgekehrt durch Nachvollzug des Einzelnen doch erst erschlossen werden kann, verbietet jede von Hegel sogenannte *Standpunktphilosophie*, die Gedanken von außen beurteilt, statt sie in lebendiger Selbstreflexion über sich hinauszutreiben.

Was nicht erst Adornos, sondern bereits Hegels Philosophie als doktrinär vorgeworfen worden ist, daß ihr Denken jede Kritik am Detail als partiell, Kritik am Ganzen aber als abstrakt verwerfe und sich gegen Einspruch aller Art abdichte, zeugt oft genug nur vom Unvermögen der Kritiker. Deren Vorstellung davon, was Philosophie zu leisten habe, folgt nicht den Gesetzen einer Dialektik, die sich als Gesetz immer wieder infrage stellen muß, sofern sie sich treu bleiben will, sondern der Logik des Marktes. Philosophie wird dem Kosten-Nutzen-Kalkül unterworfen; wichtig ist, was hinten rauskommt. Adornos Arbeiten sind bis in ihre feinsten sprachlichen Innervationen hinein Absage an eine solche philosophische Leistungsethik, für die nur die Resultate zählen und nicht der gedankliche Prozeß. Die Kritik der Verdinglichung ist bei ihm, darin ist er mindestens ebenso Karl Kraus wie Karl Marx verpflichtet, Bestandteil der sprachlichen Form geworden. Ihn in diesem Anspruch ernst zu nehmen, statt ihm in Gymnasiallehrermanier sprachliche Uneindeutigkeiten nachzuweisen, die er selbst nie bestritten hätte, weil sie eben in ihrer Uneindeutigkeit auf Ambivalenzen in der Sache verweisen, wäre Voraussetzung jeder Kritik, die ihren Gegenstand nicht von vornherein verfehlen will.

Ob sie ihren Gegenstand verfehlen, ist den meisten selbsternannten Adorno-Überwindern indes schon immer gleichgültig gewesen. Ihr Habitus ist der des *Bescheidwissens,* der *wohlorientierten Überlegenheit*, den Adorno in den Fragmenten zur *Dialektik der Aufklärung* als *widermenschlich* bestimmt und der Kumpanei mit dem Nazismus beschuldigt hat. Mit dem Nazismus verbindet den Gestus gewitzten Bescheidwissens das Bedürfnis nach Entsorgung alles »Veralteten«, »Nutzlosen«. *Wie jedes Buch suspekt ist, das nicht kürzlich erschien, wie der Gedanke an Geschichte, außerhalb des Branchebetriebs der historischen Wissenschaft, die zeitgemäßen Typen nervös macht, so bringt sie das Vergangene am Menschen in Wut. Was einer früher war und erfahren hat, wird annulliert gegenüber dem, was er jetzt ist, hat, wozu er allenfalls gebraucht werden kann*. Der Standardvorwurf, Adornos Philosophie verharre bei aller Kritik am Bürgertum selbst in einem borniert bürgerlichen Habitus, seine *Ästhetische Theorie* gebe für das Verständnis postmoderner und populärer Kunstformen nichts her, sein Politikverständnis propagiere den Verzicht auf jede Art konkreter Praxis usw., folgt diesem Schema. Statt zu fragen, was die Unvereinbarkeit von Adorno und Harald Schmidt über Harald Schmidt aussagt, erklärt Norbert Bolz, einst einer der schlechtesten Adorno-Epigonen und heute nur mehr kulturphilosophische Knallcharge, letzteren zum wahren kritischen Theoretiker der Gegenwart, der Adornos dröge Melancholie durch den unbeschwerten Witz der Spaßgesellschaft überwinde.

Neuere Veröffentlichungen wie Roger Behrens *Adorno-ABC* (Reclam) oder *»Minima Moralia« neu gelesen* (Suhrkamp), worin Andreas Bernard und Ulrich Raulff alle möglichen Autoren »ihre« Lieblingspassage kommentieren lassen, machen Adorno selbst zu einer Figur der Spaßgesellschaft. Das fröhliche Abservieren älterer Autoritäten, das die neoliberalen Sozialdarwinisten von der Achtundsechziger-Generation übernommen und reaktionär gewendet haben, war indes nie Adornos Sache. Walter Benjamins Geschichtsphilosophie, die das entschlossene Tabula-Rasa-Machen als revolutionären Akt versteht, ist ihm zumindest in diesem Punkt fremd. In der hämischen Abrechnung mit dem vermeintlich historisch Obsoleten verbrüdert sich Adorno zufolge ein der Gegenwart höriger Konformismus mit der Sehnsucht nach Ausmerzung

alles Unbrauchbaren, wie sie in Becketts *Endspiel*, das die alten Menschen nicht nur metaphorisch, sondern buchstäblich in die Mülltonne steckt, vorgeführt wird. In einer solchen Mülltonne steckend muß man sich heute wohl auch Adorno vorstellen, mit seinem albernen Hut, seinem »Adorno-Jargon«, seinen kleinlichen Idiosynkrasien, seiner arroganten Abneigung gegen Beatles und Jazz und allem übrigen, das sarkastisch aufzuspießen seinen Überwindern so gefällt. Adorno hat die Allianz von refraktärem Ketzertum und Barbarei, der er selbst zum Opfer fallen sollte, früh erkannt. *Noch die neurotischen Absonderlichkeiten und Mißbildungen der alten Erwachsenen repräsentieren den Charakter, das menschlich Gelungene, verglichen mit der pathischen Gesundheit, dem zur Norm erhobenen Infantilismus. Mit Schrecken muß man einsehen, daß man oft früher schon, wenn man den Eltern opponierte, weil sie die Welt vertraten, insgeheim das Sprachrohr der schlechteren Welt gegen die schlechte war.*

2. Will man ermessen, was die Gegenwart vor Adorno, nicht, was Adorno für die Gegenwart bedeutet, empfiehlt sich ein Blick auf die Rezeption von Adornos Reflexionen über Kultur nach Auschwitz. Daß es barbarisch sei, nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, daß Auschwitz das Mißlingen von Kultur überhaupt demonstriert habe, daß es seit Auschwitz Schlimmeres zu fürchten gebe als den Tod, all das sind Phrasen, die heute in jeder Sonntagsrede nachgebetet werden. Sie demonstrieren trefflich das Dilemma der Adorno-Rezeption überhaupt. Ähnlich wie Paul Celan in der Literatur ist Adorno in der Philosophie zum beliebig zitierbaren Kronzeugen der »deutschen Verantwortung« für den Holocaust geworden. Indem man diese auf einen Exponenten der wissenschaftlichen Disziplinen abschiebt, der als Jude dafür prädestiniert scheint, Sprachrohr der Opfer zu sein, dispensiert man sich selbst von jeder weiteren Reflexion. Die *Zerstörung von Erinnerung*, die Adorno als *innerstes Prinzip* des Nazismus ausgemacht hat, wird an Adorno selbst exekutiert, gerade indem man sein Denken auf das Thema Auschwitz fixiert, ähnlich wie inzwischen jedes Celan-Gedicht mittels abwegigster Verrenkungen auf den Holocaust bezogen wird. Adorno wie Celan werden auf diese Weise posthum erneut zu »Juden« gemacht, die jetzt und immerdar als ewige Mahner und Warner für »Auschwitz« zuständig sind und für nichts sonst. Daß die Reflexionen über Kultur nach Auschwitz sich bei Adorno nicht auf isolierbare Dikta und Sentenzen beschränken, daß Auschwitz für Adorno eben gerade kein geschichtlicher Zwischenfall und auch kein bloßes »Thema« gewesen ist, sondern Produkt der Dialektik von Kapitalismus und Barbarei, wird gründlich verdrängt. Seine Reflexionen über den Holocaust werden schamlos verdinglicht, als fungible Zitate rezipiert und heteronomen Zwecken unterworfen.

Eine solch vergeßliche Erinnerungskultur ist bestens vereinbar mit jener Leugnung historischer Schuld, wie sie Adorno schon in den frühen fünfziger Jahren als kollektiven Konsens der Bundesrepublik erkannt hat. Mit Hilfe des politisch gewendeten Begriffs *Schuldkomplex* werde, schreibt er in *Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit?*, *der Anschein erweckt, daß die Schuld, deren Gefühl so viele abwehren, abreagieren und durch Rationalisierungen der törichtesten Art verbiegen, gar keine Schuld wäre, sondern bloß in ihnen, ihrer seelischen Beschaffenheit bestünde*. Das deutsche Schuldgefühl werde so zum pathologischen Tic verharmlost, den therapeutisch zu heilen Voraussetzung des neuen deutschen Selbstbewußtseins der Wirtschaftswunderzeit sei: *Oder sollte Schuld selber überhaupt nur ein Komplex, sollte es krankhaft sein, mit Vergangenem sich zu belasten, während der gesunde und realistische Mensch in der Gegenwart und ihren praktischen Zwecken aufgeht?*

In der Gegenwart und ihren praktischen Zwecken aufgehen soll auch Adorno; deshalb klaubt sich die Diskursindustrie einige seiner Sätze über »Auschwitz« heraus und beredet sie so lange, bis ihre Bedeutung neutralisiert worden ist. Mit anderen Aspekten von Adornos Werk, die sich ebenfalls der Reflexion auf die Erfahrung des Holocaust verdanken, jedoch weniger kommensurabel erscheinen, kann sie nichts anfangen. Selbst ein marxistisch versierter Denker wie Terry Eagleton polemisiert in seiner *Ästhetik* gegen die »Trivialität« Adornos, der den Faschismus banalisiere, wenn er in den *Minima Moralia* mit einer »eigenartigen Mischung tiefschürfender Überlegungen und patrizischer Nörgelei« es als latent faschistisch denunziere, *daß es keine Fensterflügel mehr gibt, die sich öffnen ließen, sondern nur noch grob aufzuschiebende Scheiben, keine sachten Türklinken, sondern drehbare Knöpfe, keinen Vorplatz, keine Schwelle gegen die Straße, keine Mauer um den Garten*. Wenn Adorno feststellt, in *den Bewegungen, welche die Maschinen von den sie Bedienenden verlangen,* liege *schon das Gewaltsame, Zuschlagende, stoßweis Unaufhörliche der faschistischen Mißhandlungen*, das *die Gesten präzis und roh* mache, kann man ihn nicht mit der gleichen präzisen Rohheit auf den neusachlichen Status quo verweisen, der derlei großbürgerliche Mätzchen nicht zulasse. Im Gegenteil wäre der idiosynkratischen Übertreibung, die den Erkenntniswert der *Minima Moralia* ausmacht, ihre Wahrheit abzugewinnen. Was Adornos überspitzte Beispiele demonstrieren, ist die Tatsache, daß der Faschismus die Massen nicht hätte ergreifen können, wenn der faschistische Habitus nicht breiten Schichten der Bevölkerung längst zur zweiten Natur, zur alltäglichen Praxis geworden wäre.

Unausgesprochen ist damit formuliert, daß der Faschismus bis heute fortlebt – nicht einfach deshalb, weil es noch immer faschistische Parteien und rechtes Gedankengut gibt, sondern weil die faschistische Praxis unter dem Deckmantel formaler Demokratisierung lebendig geblieben ist. Wie bitterernst es Adorno mit diesem Argument war, zeigt ein weiterer, fast programmatischer Passus der *Minima Moralia*: *Es gibt nichts Harmloses mehr. Die kleinen Freuden, die Äußerungen des*

Lebens, die von der Verantwortung des Gedankens ausgenommen scheinen, haben nicht nur ein Moment der trotzigen Albernheit, des hartherzigen sich blind Machens, sondern treten unmittelbar in den Dienst ihres äußersten Gegensatzes ... Mißtrauen ist geraten gegenüber allem Unbefangenen, Legeren, gegenüber allem sich Gehenlassen, das Nachgiebigkeit gegen die Übermacht des Existierenden einschließt. Der böse Hintersinn des Behagens, der früher einmal auf das Prosit der Gemütlichkeit beschränkt war, hat längst freundlichere Regungen ergriffen.

Wer solche Äußerungen, wie Eagleton es in Übereinstimmung mit fast allen Adorno-Nachfolgern und -Kritikern tut, als »Reaktionen eines früheren Opfers des Faschismus« abtut, dessen »Schrecken« für die »Entstellungen« von Adornos Denken verantwortlich seien, reduziert die Idiosynkrasie gegen Lässigkeit, Unbefangenheit und Gemütlichkeit auf einen pathologischen Reflex: Weil Adorno »Opfer des Faschismus« war, hat er manche Dinge halt etwas zu eng gesehen. Die angeblichen Verwundungen des Opfers müssen herhalten, um die diagnostische Schärfe von dessen Analysen zu verleugnen. Daß die *Minima Moralia* insgesamt ein Buch über verschiedene Facetten von Alltagsfaschismus sind, die Adorno noch in den intimsten Zellen des privaten Lebens, im Verfall des Schenkens, im Siegeszug von »Kommunikation«, im Verschwinden von Höflichkeit und Takt, in der marktkonformen Depravation von Liebe zur »Beziehung« ausmacht, darüber verliert Eagleton kein Wort. Den wahren Stellenwert von Auschwitz für Adornos Werk vermöchte man wohl erst zu ermessen, wenn Auschwitz nicht nur als »Thema« Adornos, sondern als unhintergehbare Voraussetzung seines Denkens begriffen würde. In Variation einer Formulierung Peter Szondis über die Lyrik Celans ließe sich seine Philosophie als ein Denken nicht »über«, sondern »aufgrund von Auschwitz« bezeichnen.

3. Daß auch Adornos *Ästhetische Theorie* »aufgrund von Auschwitz« entstanden ist, wurde in ihrer Rezeption fast nie bemerkt. Statt dessen wird Adorno ein ähnlich allgemeiner, überhistorischer Anspruch unterstellt, wie ihn noch Kant in seiner *Kritik der Urteilskraft* verfolgte. Erst diese Enthistorisierung der *Ästhetischen Theorie*, die zwar selten von Auschwitz spricht, sich jedoch schon im ersten Satz (*Zur Selbstverständlichkeit wurde, daß nichts, was die Kunst betrifft, mehr selbstverständlich ist, weder in ihr, noch in ihrem Verhältnis zum Ganzen, nicht einmal ihr Existenzrecht*) auf Auschwitz bezieht, macht es möglich, Adornos Werk auf seine aktuellen Nutzwert hin abzuklopfen. Die Frankfurter Adorno-Konferenz von 1983, die insgesamt ein von seinen »Schülern« abgehaltenes Tribunal gegen den einstigen Lehrer war, eignet sich, um dies zu demonstrieren. Peter Bürger durchmustert Adornos Ästhetik auf ihren Gebrauchswert zum Verständnis der Avantgarde-Bewegungen des 20. Jahrhunderts und kommt zu dem Ergebnis, der Mann sei einfach nicht pluralistisch und tolerant genug gewesen, um die Gegenwartskunst richtig einzuschätzen. An eine »Aufweichung der starren Dichotomie von hoher und niederer Kunst« habe der Bildungsbürger Adorno nie geglaubt. Statt dessen sei seine Ästhetik von rigiden Normen kontaminiert: »Festhaltend an dem Gedanken, daß im künstlerischen Material der Stand gesellschaftlicher Entwicklung widergespiegelt ist, ohne daß das Bewußtsein des Produzenten diesen Zusammenhang einzusehen vermöchte, kann er in einer gegebenen Epoche nur *ein* Material anerkennen.« Avancierter Kunst gestehe er »die Möglichkeit des Rückgriffs auf triviales Material« nicht einmal ansatzweise zu, so daß er »fast die Gesamtheit der gegenwärtigen künstlerischen Produktion als wertlos aussondern würde«.

Zumindest letzteres könnte zutreffen, obschon Adorno eine Aversion gegen den Begriff »aussondern« hatte, die den Jüngeren abhanden gekommen zu sein scheint. Der Rest aber ist Phantasterei: Nicht nur in der *Ästhetischen Theorie*, sondern schon in der *Dialektik der Aufklärung* finden sich zahlreiche, verstreute Hinweise auf niedere Kunstformen wie Zirkus, Cabaret und Narrenspiel, die Adorno nicht als Residualformen von Kunst, sondern als integralen Bestandteil gerade der avanciertesten Werke begreift. *Ein jegliches Kunstwerk beschwört durch seine bloße Existenz, als dem Entfremdeten fremdes Kunstwerk, den Zirkus und ist doch verloren, sobald es ihm nacheifert ... Bedeutende Kunstwerke trachten danach, jene kunstfeindliche Schicht dennoch sich einzuverleiben. Wo sie, der Infantilität verdächtig, fehlt: dem spirituellen Kammermusiker die letzte Spur des Stehgeigers, dem illusionslosen Drama die letzte des Kulissenzaubers, hat Kunst kapituliert*. Sogar den trivialen Zeichentrickfilmen, den *Funnies*, mochte Adorno in der *Dialektik der Aufklärung* einen ästhetischen Gehalt zugestehen, der den zum Bildungsgut neutralisierten »Meisterwerken« abgeht: *Die Trickfilme waren einmal Exponenten der Phantasie gegen den Rationalismus. Sie ließen den durch ihre Technik elektrisierten Tieren und Dingen zugleich Gerechtigkeit widerfahren, indem sie den Verstümmelten ein zweites Leben liehen*. Die Protagonisten der Zeichentrickfilme, die, gleich der zerfetzten und wieder zusammengesetzten Vogelscheuche im »Wizard Of Oz«, brutal zerstückelt und dennoch zu neuem Leben erweckt werden, sind Allegorien der geschändeten Exilierten, die sich buchstäblich am eigenen Schopf aus dem Sumpf ziehen müssen, und zugleich utopisches Glücksversprechen. So wie sie müßte beschaffen sein, wer in der heutigen Welt überleben will.

Gelingen kann Kunst dort, wo sie, wie Kafka mit seinem Naturtheater von Oklahoma, wie Robert Walser mit seinen Diener- und Kindsgestalten, wie Beckett mit seinen Clowns und Pennern, ihr notwendiges Mißlingen in Figurationen des Schwächlichen, Desperaten, nicht ganz Mitgekommenen reflektiert. Wo sie indes dem Zirkus *nacheifert*, wieder ganz und gar Zirkus werden will, verkommt sie zum Schmierentheater der TV-Shows und des politischen Kabaretts. Wo sie umgekehrt »hohe Kunst« sein möchte – ein Ausdruck, den Adorno so sehr verabscheute wie sein Vorfahre Flaubert – , wo

der Kammermusiker nichts mehr vom Stehgeiger, der Künstler nichts vom Gaukler hat, gerät sie zum Kunstgewerbe. Das ist mit der von Bürger verfemten These vom »Materialstand« gemeint: Keineswegs ist es avancierter Kunst verboten, sich trivialer oder historisch obsoleter Materialien zu bedienen. Überhaupt kann ästhetisches Material an sich niemals »affirmativ« oder »kritisch« sein. Doch der Prozeß der *Arbeit* am ästhetischen Material muß dessen Faktizität zugleich transzendieren, darf es nicht bloß in postmoderner Manier variieren oder ironisch neu zusammensetzen, sofern Kunst nicht auf die voraufklärerische Selbstgenügsamkeit artistischer Kombination vorgegebener Muster regredieren will. Wenn Adorno »fast die Gesamtheit der gegenwärtigen künstlerischen Produktion als wertlos aussondern würde«, so deshalb, weil die Arbeit am ästhetischen Material darin fast überall ersetzt worden ist durch die fabrikmäßige Variation vorgegebener Muster. Vielleicht ließe sich postmoderne Ästhetik in Abgrenzung zu Adornos emphatischem Begriff moderner Kunst bestimmen als fröhliche Affirmation der Entfremdung, die sich mit dem Hin- und Herschieben klischierter Modelle begnügt, statt den Versuch zu wagen, die verdinglichten, verstreuten Materialien aus sich selbst heraus zum Sprechen zu bringen. Ihr fehlt, was für Adorno Voraussetzung aller avancierten Kunst gewesen ist, ästhetischer Mut.

4. Was Adornos Ästhetik vom Poststrukturalismus unterscheidet, der oft gegen die Kritische Theorie ins Feld geführt wird, ist der emphatische Begriff der Arbeit, der sich dem hegelianisch-marxistischen Erbe Adornos verdankt. Poststrukturalistische Theorien, abgesehen von den unorthodoxen, ihrerseits marxistisch inspirierten Schriften Julia Kristevas, können Arbeit am ästhetischen Material meist überhaupt nicht denken. Der »Text« wird in ihnen zur quasi ontologischen Kategorie, in der Autor und Rezipient als produktive Akteure gleichermaßen verschwinden. Der Topos vom »Verschwinden des Autors«, noch bei Foucault lediglich als historische Diagnose gemeint, wird bei dessen Zeitgenossen Roland Barthes, Jacques Derrida und deren Adepten zur Zauberformel für die glückliche Selbstaufgabe des Subjekts.

Adorno, der ebenfalls nichts von der Glorifizierung des Autors zum schöpferischen Genie gehalten hat, formuliert in seinem Essay *Parataxis* in Auseinandersetzung mit Hölderlins Lyrik eine andere Vorstellung vom Verschwinden des Autors im Prozeß ästhetischer Produktion. Auch Adorno grenzt sich scharf ab gegen die Hypostasierung der Autorintention und gegen genieästhetische Vorstellungen vom omnipotenten Schöpfer. Dennoch geht das Subjekt, anders als bei Adornos poststrukturalistischen Überwindern, nicht einfach verloren: *Hölderlins Vorgehen legt Rechenschaft davon ab, daß das Subjekt, das sich als Unmittelbares und Letztes verkennt, durchaus ein Vermitteltes sei ... Indem die Sprache die Fäden zum Subjekt durchschneidet, redet sie für das Subjekt, das von sich aus ... nicht mehr reden kann.* Der Dichter akzeptiert Adorno zufolge nicht die platte Gegenüberstellung von diskursiver Sprache und subjektivem Ausdruck. Weder hängt er einer Illusion subjektiver Unmittelbarkeit an, die im lyrischen Sprechen zu sich selber kommt, noch hypostasiert er gegenüber dem Ausdruckwert von Sprache deren pure Form. Schon gar nicht gibt sich das Subjekt, wie es in der Adorno feindlich gesonnenen Postmoderne Mode geworden ist, zugunsten der sich selbst sprechenden Sprache auf.

Solche Konzepte, Derridas begeisterte Berufung auf Heidegger zeigt es, sind nichts als ein modisch verbrämter Aufguß der Heideggerschen Sprachmetaphysik, die Heteronomie und gesellschaftlichen Zwang philosophisch verklärt. Adornos Polemik gegen Heideggers Hölderlin-Rezeption läßt sich gegen die poststrukturalistische Heidegger-Renaissance selber wenden: Subjekt und symbolische Ordnung stehen einander nicht dichotomisch gegenüber, sondern erst indem das Subjekt sich ganz und gar an die Sprache entäußert, eben im Medium der Arbeit am Sprachmaterial, kommt es zu sich selbst und sprengt den Panzer bloßer Selbstbezogenheit. In diesem materialistischen Sinn ist Adornos *Ästhetische Theorie* eine Theorie ebenso prekärer wie »richtiger« Praxis.

All das verkennt, wer Adornos Kunst- und Politikbegriff Praxisfeindlichkeit unterstellt. Dieses Mißverständnis, das schon für die Abwendung weiter Teile der Studentenbewegung von Adorno verantwortlich war, hat zuerst Jürgen Habermas in seiner *Theorie des kommunikativen Handelns*, wenig später Hans Robert Jauß mit seiner Rezeptionsästhetik und Albrecht Wellmer mit seiner Rehabilitierung der Wittgensteinschen Sprachphilosophie veranlaßt, Adornos »Praxisdefizit« zu kompensieren. Habermas, Wellmer und Jauß verkennen gleichermaßen, wogegen sich der von Adorno abfällig verwendete Begriff von »Praxis« wendet: Gemeint ist jene Praxis, die Adorno als Reaktion auf die Kritik der Studentenbewegung in seinem Essay *Resignation* beschrieben hat: *Beargwöhnt wird, wer nicht fest zupacken, nicht die Hände sich schmutzig machen möchte, als wäre nicht die Abneigung dagegen legitim und erst durchs Privileg entstellt. Das Mißtrauen gegen den der Praxis Mißtrauenden reicht von solchen, welche die alte Parole »Genug des Geredes« auf der Gegenseite nachreden, bis zum objektiven Geist der Reklame, die das Bild ... des aktiv tätigen Menschen, sei er Wirtschaftsführer oder Sportsmann, verbreitet. Man soll mitmachen. Wer nur denkt, sich selbst herausnimmt, sei schwach, feige, virtuell ein Verräter.* Adornos intellektuelle Söhne dagegen sind der Ansicht, daß man inzwischen wieder mitmachen kann, ohne sich die Hände zu beschmutzen.

In dem einer Beckettschen Bearbeitung würdigen Aufwand, den Habermas betreibt, um die »pragmatischen«, »kommunikativen«, von Adorno angeblich verkannten Potentiale der Alltagssprache herauszuarbeiten, reproduziert sich die Entgegensetzung von Theorie und Praxis, die Adorno zerstört. Denken, das sich der pragmatistischen Karikatur von Praxis verweigert, ist für Adorno selbst eine Form von Praxis und das Gegenteil von Resignation, während die *Pseudo-Aktivität*

politischer Intellektueller Gefahr läuft, zur bloßen *Propaganda der Tat*, zum Gewaltakt gegen jene zu werden, die nicht um des puren Mitmachens willen agieren wollen.

Auch die »Kommunikation«, die Jauß gegenüber dem angeblichen Hermetismus von Adornos Kunstideal einfordert, meint bei Adorno etwas anderes. Kommunikation ist für Adorno verdinglichtes, medial präformiertes Sprechen, die instrumentelle Karikatur der kommunikativen Potentiale von Sprache. Letztere hat Adorno mit dem Begriff der Mimesis beschrieben. Mimetisch sind Verhaltensweisen, die sich dem Anderen anschmiegen, ohne es unter vorgegebene Begriffe zu subsumieren. Kunstwerke machen mimetisches Verhalten gegenüber der Gewalt der subsumierenden, instrumentellen Vernunft geltend. Ob Mimesis sich im Alltagsgespräch, das für Habermas Paradigma seiner Sprachphilosophie ist, unentstellt erhalten kann, ist alles andere als ausgemacht. Adorno war da sehr skeptisch; für ihn wurden die Worte in der Alltagskommunikation *buchstäblich zu Münzen*: *Im allumgreifenden System wird Gespräch zur Bauchrednerei*.

Es ist Adornos Treue zu einem emphatischen, nicht konformistischen Begriff von Kommunikation und Praxis, die ihn gegen die herrschenden Formen von Kommunikation und Praxis polemisieren läßt. In der Anbiederung der neueren Frankfurter Schule an die kommunikative Praxis einer »Zivilgesellschaft«, die ihrem eigenen Namen Hohn spricht, vollzieht sich die von Adorno verachtete *Kapitulation vorm Kollektiv*. Wenn Adorno heute im Vergleich mit der medienästhetischen Modernität Walter Benjamins als Denker von gestern bloßgestellt wird, spricht das nicht gegen ihn, ist es doch alles andere als ein Lob, ein »Denker von heute« genannt zu werden. Den übereifrigen Betriebswirtschaftlern und journalistisch geschulten Pop-Philosophen, die heute die Fachbereiche für Philosophie und Geisteswissenschaften bevölkern und die Adorno noch gar nicht kennen konnte, hat er kurz vor seinem Tod die einzig richtige Antwort gegeben: *Die universale Unterdrückungstendenz geht gegen den Gedanken als solchen. Glück ist er, noch wo er das Unglück bestimmt: indem er es ausspricht. Damit allein reicht Glück ins universale Unglück hinein. Wer es sich nicht verkümmern läßt, der hat nicht resigniert.*

Alle kursiv gesetzten Zitate stammen von Theodor W. Adorno.

Magnus Klaue schrieb in KONKRET 7/03 über die Prosa Patricia Highsmiths

Konkret 09/03, S. 38

Gerhard Scheit

Knurrender Rottweiler, schreiender Hirsch

Konkret-Extra

Adornos Briefwechsel mit Horkheimer gibt Anlaß, über einige Voraussetzungen der Kritischen Theorie neu nachzudenken.

Ein Briefwechsel wie der zwischen Adorno und Horkheimer läßt sich auf verschiedene Weise lesen: zum einen als frühe Ausprägung und erste Formulierung der wichtigsten Erkenntnisse kritischer Theorie; zum anderen als Quellenwerk zu Funktionsweise und Struktur einer wissenschaftlichen Organisation; zum dritten als Zeugnis der Reflexionen zweier Verfolgter des Naziregimes zur Weltlage wie zur alltäglichen Misere im Exil. Aber es macht den Begriff von Erfahrung aus, den Adorno und Horkheimer selber in ihren Gesprächen und Arbeiten formulierten, daß diese Ebenen doch voneinander nicht zu trennen sind. Gerade darin ist die Publikation des Briefwechsels, deren erster Teil nun vorliegt, denn auch eine fulminante Abrechnung mit den vielen geistlosen Arbeiten zur sogenannten Frankfurter Schule und ihrem Umfeld – von Werner Fulds Benjamin-Buch über Hartmut Scheibles Adorno-Monographie bis zur *Wirkungsgeschichte der Frankfurter Schule* aus dem Hause Friedrich Tenbruck (s. KONKRET 9/99). Insbesondere die neueste Biographie über Adorno von Stefan Müller-Doohm erscheint angesichts dieser Briefe wie eine Operette von Lehár (»... mußte er selbst noch zu jener Person werden, die außer der Musik und der Philosophie nichts lieber tat als die Hände der Damen zu küssen«) neben einem Streichquartett von Schönberg (»mit der Kraft unserer eigenen ›transzendenten‹ Einsicht die immanenten Gedankengänge des Feindes so zu operieren, daß sie darüber zerspringen«; Adorno an Horkheimer).

Flüchtlingsgespräche ohne Proletariat

Es sind im ersten Band des Briefwechsels viele Briefe publiziert, die sich in der großen Horkheimer-Ausgabe noch nicht fanden. Durch sie wird zunächst Adornos frühe Einschätzung des Nationalsozialismus deutlicher erkennbar. Deutschland, wohin er von England aus immer wieder reist, beschreibt er als »grauenvoller denn je, das Land ist wirklich bis in den kleinsten Alltag hinein zu einer Hölle geworden«. Von Erfahrungen wird hier zum ersten Mal berichtet, die noch in die späten Vorlesungen und in die *Negative Dialektik* eingehen sollten. Angesichts der »neuesten Entwicklungen« – es ist die Zeit nach dem Erlaß der Nürnberger Gesetze – erkennt er endlich die wahre Lage seiner Eltern und seiner Freundin Gretel Karplus: Fraglich ist geworden, »ob ihnen auch nur die Möglichkeit bleiben wird, ihr Leben – eine Ghettoleben! – zu fristen. Hitler bekommt alles konzediert, und man wird ihm wahrscheinlich am Ende Rußland preisgeben, nur damit er nicht über die anderen Länder herfällt (– und freilich auch, um Rußland definitiv loszuwerden; die Duldung der Hitlerei ist nur durch deren Büttel-Funktion für den Kapitalismus zu erklären.) Und kein Ende abzusehen.« In Anbetracht der weltpolitischen Konstellation beschwört er Horkheimer – »sei es auch um den schwersten Preis (und niemand kennt ihn besser als ich!)« – »Disziplin« zu halten und nichts zu »publizieren, was Rußland zum Schaden ausschlagen kann«. Immer wieder betont Adorno, daß »die Aussicht auf einen fast sicheren Überfall Deutschlands auf ein isoliertes Rußland«, aber auch, daß »die innere Entwicklung in Rußland, wie sie sich in dem unsäglichen Trotzkistenprozeß und der Urteilsvollstreckung ausdrückt«, ihn wirklich verzweifeln machen. »Es ist keine Phrase, wenn ich ihnen sage, daß ich nicht weiß, wie ich diese Realität länger ertragen soll, es sei denn in der Gemeinschaft mit ihnen.«

Diese Gemeinschaft wird nun immer fester und intensiver. Sie ist es, die Adornos Arbeit beflügelt. Das sticht um so mehr ins Auge, als kurze Zeit davor – zwischen März 1933 und November 1934 – der Kontakt ganz abgerissen war. Adorno hatte damals, die politische Lage völlig verkennend, einige unglückliche Versuche unternommen, als Musikkritiker und -lehrer im Dritten Reich zu überwintern. Durch den Kontakt, den sein Vater seit Herbst 1933 nach Oxford knüpfen konnte, gewann er aber bald eine andere Perspektive, und die im englischen Exil schließlich wiederaufgenommene Verbindung zum längst emigrierten Institut für Sozialforschung konnte zur Grundlage für sein weiteres Werk werden. In halb ironischen Formulierungen bringt es Adorno selbst immer wieder zum Ausdruck: »wie ein Hirsch nach Wasser«, so schreie seine Seele nach den Gesprächen mit Horkheimer; und es werde nunmehr »ein alter Wunsch« von ihm erfüllt, der »des Kafkaschen Landvermessers. Und wie froh bin ich, daß das Institut nicht das Schloß ist.«

Der Intrigant als Prototyp des Kritikers?

Adornos Verhältnis zum Institut für Sozialforschung erinnert eher an den Helden des bürgerlichen Bildungsromans, an das Verhältnis Wilhelm Meisters etwa zur Turmgesellschaft. Das bürgerliche Ich, das Adorno zur selben Zeit theoretisch in Frage stellt und doch gegenüber dem repressiven Kollektiv verteidigt, erhält Gelegenheit, sich praktisch zu bewähren (auch die zur selben Zeit geregelte Beziehung zu Gretel Karplus mitsamt der traditionellen Arbeitsteilung der Geschlechter gehört zu seiner Konsolidierung): Das Vertrauen, das ihm Horkheimer entgegenbringt, erlaubt es Adorno, in die Institution selbst umsichtig einzugreifen, Entscheidungen zu beeinflussen oder herbeizuführen. Erfolgreich gelingt es dem jungen Mitarbeiter, den Einfluß anderer Aspiranten, die damals um die Gunst Horkheimers konkurrierten, zurückzudrängen.

Das Urteil über Marcuse ist zunächst deutlich überzogen (»den ich schließlich für einen durch Judentum verhinderten Faszisten halte; denn weder konnte er sich über Herrn Heidegger Illusionen machen, dem er laut dem Vorwort des Hegelbuches alles zu verdanken hat, noch etwa über seinen Verleger, Herrn Klostermann aus dem Tatkreis«), wird bald aber moderater (Adorno kritisiert mit guten Gründen Marcuses klassizistischen Kunstbegriff, der modernen Kunstwerken nicht gerecht werde) und sucht letztlich einen Ausgleich der Interessen herzustellen; auch bei Löwenthal und Fromm geht es Adorno nicht um Exklusion, sondern um eine Verschiebung der Machtverhältnisse – natürlich zu seinen Gunsten. Dabei setzt er sich aber gerade für die am meisten Gefährdeten und am Rande des Existenzminimums Lebenden ein – Benjamin, Sohn-Rethel, auch Kracauer – , immer danach tastend, wie weit er beim Institutsdirektor Horkheimer in seinem Engagement für diese Outsider gehen kann. Beflissen hält er ihm gegenüber das Realitätsprinzip hoch: »Mein Bestreben, fortgeschrittene Intellektuelle heranzuziehen, soll ja schließlich das Institut nicht in ein Narrenhaus verwandeln.« Adorno setzt sich mit Erfolg für Benjamin ein, ermöglicht ihm über Jahre geistigen Zusammenhang und finanzielle Unterstützung. Alle diesbezüglich (auch von Hannah Arendt) in die Welt gesetzten Gerüchte, Benjamin wäre vom Institut gewissermaßen erpreßt und finanziell ausgehungert worden, sind durch den Briefwechsel endgültig abgetan. Freilich verfolgt Adorno – wie er offen ausspricht – durch die engere Bindung des Freundes ans Institut wiederum das Interesse, den Einfluß zurückzudrängen, den Brecht auf Benjamin ausübt – jene von Adorno beklagte »allgemeine magnetische Ablenkung« der Benjaminschen Arbeiten »durch diesen ›Wilden‹«.

In der Verteidigung der »genialischen Intention« Sohn-Rethels gegenüber Horkheimers ausgeprägten Zweifeln kommen Adornos eigene Intentionen zur Sprache, die während seiner großen erkenntniskritischen Oxforder Arbeit über Husserl aufgetaucht waren: »die Kantische Deduktion der Kategorien aus der Warenform und ihrer Dialektik abzuleiten«. In diesem Fall jedoch wirbt Adorno vergeblich: Horkheimer bleibt bei seiner ablehnenden Haltung: Es fehle Sohn-Rethel der »vom Haß geschärfte Blick auf das Bestehende«, nirgends werde »die eigentümliche Ironie der Marxschen Kategorien wirksam«. Es ist keine Frage, daß die kontinuierliche Beziehung zum Institut, die theoretische Konflikte ja nicht ausschließen mußte, Sohn-Rethel eine bessere Entwicklung seiner Gedanken ermöglicht hätte – wie es gerade bei Benjamin zu sehen ist, der sich im übrigen von seiner intensiven Auseinandersetzung mit dem »Wilden« nicht abbringen ließ.

Bemerkenswert an den Aktionen Adornos ist eben, daß es keine bloßen Intrigen sind. Es geht stets um mehr als um Machtpositionen. Genauer gesagt: Weder Adorno noch Horkheimer zeigen sich bereit, den personalpolitischen Kämpfen um Anerkennung die wesentlichen und notwendigen inhaltlichen Kontroversen, ohne die Erkenntnisse nicht möglich sind, zu opfern. Die Kritik, die Adorno hier an Fromm, Marcuse oder Löwenthal übt, ist fast immer essentiell, und es finden sich dabei in bemerkenswert prägnanten Formulierungen bereits die entscheidenden Motive seiner späteren großen Arbeiten zur Soziologie und Psychoanalyse, zur Heidegger- und Positivismus-Kritik, zu Musik und Literatur angeschlagen.

Wie überhaupt die Kontinuität in Adornos Denken erstaunlich ist: eine einzige Entfaltung, die allerdings darin besteht, immer neue Widersprüche zu den ursprünglichen Intentionen in sich aufzunehmen – und dafür bereitete das Institut den Boden. So entdeckt man in den Briefen bereits seinen Begriff der Revolution: Sie »soll die Angst abschaffen und die Barbarei und wir brauchen uns vor ihr nicht zu fürchten sondern zu fürchten ist das Bestehende«. In allem aber wird deutlich, daß die Erkenntnisse, die Adorno später ausarbeitete, auf die unmittelbare Konfrontation mit der nationalsozialistischen Barbarei zurückgehen. Die totale Ausrichtung auf die Vernichtung, die er hier am Werk sieht, schlägt sich sofort in der Kritik Richard Wagners und Martin Heideggers nieder: An jenem kritisiert er »die Inhaltslosigkeit« des »Erlösungsbegriffes, der in Wahrheit nichts anderes ist als die Vernichtung«; an diesem das Sein zum Tod, mit dem »die (›ontische‹) Vernichtung des Daseinenden ... zum (›ontologischen‹) Sinn des Daseins verklärt« wird (so Adorno und Horkheimer in ihrem, dem Briefwechsel beigefügten Gutachten über die Dissertation von Dolf Sternberger, die übrigens den ersten großangelegten Versuch einer Heidegger-Kritik darstellt).

Die Briefe und Berichte lesen sich dennoch – oder gerade deshalb – , als wären sie erst vor wenigen Jahren verfaßt worden. Die kleine Satire in Adornos Bericht von einem Pariser Ästhetikerkongreß trifft den heutigen Zustand der Intellektuellen jedenfalls besser als Brechts *Tui*-Roman: »Benjamin hörte einen Vortrag über die Ästhetik des Feuerwerks. Dieser Vortrag scheint die Höhe der Verdummung zu markieren, die sich unter Akademikern ergibt, wenn sie up to date sein wollen. Der Vortragende feierte das Feuerwerk (wie die Gartenbaukunst) als besonders charakteristisch für die kollektivistische Kunst unserer Zeit. Hauptgrund: daß man im Dunkeln den Mann nicht sähe, der das Feuerwerk abbrennt. Es wäre dem hinzuzufügen, daß zwar während des Ästhetikerkongresses kein Feuerwerk abgebrannt wurde (es sei denn das sonntägliche auf dem Eiffelturm, das aber zum Kongreß in keinerlei Beziehung stand), daß aber trotzdem keinerlei Männer sichtbar wurden. Die Kollektivierung scheint weit fortgeschritten.«

Das Institut als Anti-Racket im Zeitalter der Rackets

Es handelte sich beim Institut des Exils um ein durchaus einzigartiges Gebilde. Das Gegenteil dessen, was Horkheimer zur selben Zeit als paradigmatische Form politischer Macht in der Gegenwart analysiert: das Racket. »Die völlige Brechung

der Persönlichkeit wird verlangt, absolut bündige Garantien der künftigen Zuverlässigkeit. Das Individuum muß sich aller Macht begeben, die Brücken hinter sich abbrechen. Als der echte Leviathan fordert das Racket den rückhaltlosen Gesellschaftsvertrag.« Das Institut ist ein Verband, der darauf baut, daß der einzelne den Rückhalt nicht verliert, sich nicht aller Macht als einzelner begibt, und wenn auch selbst nicht ungebrochen, so doch dem Kollektiv keine völlige Brechung seiner Persönlichkeit zugesteht. Dadurch wird es möglich, so vielen und so unterschiedlichen kritischen Schriftstellern in kleinerer oder größerer Distanz zur Institutsleitung Wirkungsmöglichkeiten zu eröffnen, ohne die Widersprüche, die sich daraus ergeben, systematisch zu eliminieren.

Dennoch zeigt der Briefwechsel, daß das Institut, so viele es auch unterstützen konnte, sei's bei der Arbeit, sei's bereits bei der Flucht aus Deutschland (wie etwa im Fall des Fritz Moritz Rabinowitsch, dessen Rettung dokumentiert wird), zugleich – und nicht zuletzt unter dem Druck der Umstände des Exils – auf persönliche Abhängigkeitsverhältnisse bauen mußte. Adorno spricht diese Nähe zum Racket indirekt und mit merkwürdiger Ironie an, wenn er Horkheimer versichert, es werde in Paris keine Abmachung zwischen Benjamin und möglichen französischen Mitarbeitern geben, »ohne daß ich als Rottweiler knurrend darüber wachte«. An anderer Stelle heißt es im selben Sinn, »es soll da an meiner bewährten Brutalität nicht fehlen«.

Das Institut konnte niemandem ein richtiges Leben im falschen bieten. Es war schon gar kein »Grand Hotel Abgrund« (Georg Lukács). Aber gegenüber den zeitgemäßen Rackets des Faschismus, des Nationalsozialismus und des Stalinismus erscheint dieses einzigartige Anti-Racket geradezu wie die jüdische Gemeinde gegenüber der christlichen Kirche: Es verlangt vom einzelnen nicht das Opfer. »Und wenn ich nur eines noch ihnen nennen darf«, schreibt Adorno an Horkheimer, »wofür ich aufs tiefste dankbar bin, dann ist es dies: daß ein Schriftsteller meiner Art, der die tiefste Einsamkeit und die prinzipielle Unmöglichkeit, das was er denkt und sagt, je einzufügen sich zum a priori gemacht hat, nun plötzlich sich voll und real in eine bestehende und gute Kollektivität eingefügt sieht, ohne daß er sich darum ›einfügen‹ müßte.« Allerdings sieht sich Horkheimer im folgenden veranlaßt, möglichen Illusionen vom »guten Kollektiv« entgegenzutreten, und wendet ein, »daß Ihr Leben auch weiterhin die Existenz eines selbständigen Theoretikers sein soll, der versuchen muß, sich so gut wie möglich durchzusetzen«.

Vorzüglich ist die Kommentierung des Brief-Bandes durch die Herausgeber Christoph Gödde und Henri Lonitz. Vor kurzem ist übrigens auch Adornos *Vorlesung über Negative Dialektik* (in der Reihe der Nachgelassenen Schriften) erschienen – und es gehört noch zur List von Adornos negativ dialektischer Vernunft, daß eine einzige kleine Anmerkung von Rolf Tiedemann zu diesen Fragmenten – von ihnen selbst ganz zu schweigen – mehr Gedanken enthält als die vollständig ausgearbeitete Theorie von Habermas. So wie ein einzelner Brief an Horkheimer besser von den Widersprüchen in Adornos Leben erzählen kann als das Geschwätz der Biographen, die sich etwas darauf einbilden, ihn noch im Hörsaal erlebt zu haben.

Das betrifft allerdings nicht das neue Buch von Detlev Claussen, das auch keine Biographie ist, vielmehr durch die Entfaltung der Widersprüche im Denken Adornos den biographischen Rahmen notwendig sprengt. Dieses Buch verdient eine eigene Rezension (folgt in KONKRET 10/03).

Literatur:

Theodor W. Adorno/Max Horkheimer: *Briefwechsel 1927-1969. Bd. I: 1927-1937.* Hrsg. v. Christoph Gödde und Henri Lonitz. Suhrkamp, Frankfurt a. M. 2003, 608 Seiten, 44,90 Euro

Detlev Claussen: *Theodor W. Adorno. Ein letztes Genie*. Fischer, Frankfurt a. M. 2003, 352 Seiten, 22,90 Euro

Stefan Müller-Doohm: *Adorno. Eine Biographie.* Suhrkamp, Frankfurt a. M. 2003, 1.032 Seiten, 29,90 Euro

Theodor W. Adorno: *Vorlesung über Negative Dialektik. Fragmente zur Vorlesung 1965/66.* Hrsg. v. Rolf Tiedemann. Suhrkamp, Frankfurt a. M. 2003, 358 Seiten, 32,90 Euro

---

Gerhard Scheit schrieb in KONKRET 4/03 über Carl Schmitts Rechtfertigung des Selbstmordattentats

Konkret 09/03, S. 40

Martin Büsser

Ewig stampft die Jazzmaschine

Konkret-Extra
Ist Adornos Kritik der Kulturindustrie überholt?

Nach seiner Meinung zu den Beatles gefragt, erklärte Adorno 1965 in einem Interview mit dem Hessischen Rundfunk, ihre Musik habe »etwas Zurückgebliebenes«: »Man kann zeigen, daß die Ausdrucksmittel, die hier verwandt und konserviert werden, in Wirklichkeit allesamt nur heruntergekommene Ausdrucksmittel der Tradition sind, die den Umkreis des Festgelegten in gar keiner Weise überschreiten.«

Dem Pop zugeneigte Adorno-Schüler haben immer wieder darauf hingewiesen, daß solche Attacken, die dem Jazz gegenüber nicht minder abfällig ausfielen, nur zustandekommen konnten, weil Adorno bloß den frühen, formalisierten Unterhaltungsjazz kannte, weder Charlie Parker noch John Coltrane und von den Beatles nur »Yeah Yeah Yeah« wahrgenommen hatte, aber schon »Sgt. Pepper's« nicht mehr kannte. Enttäuscht richteten sie ihre Blicke nach Berkeley, wo sich Herbert Marcuse zumindest einige Jahre lang emphatisch für die afroamerikanischen Gegenkulturen und deren Beats aussprach. In einem Vortrag von 1968 begeisterte er sich für die »entsublimierte Musik«, bei der »die Bewegung auf der Stelle« bleibt, sich »der Fort-Bewegung« verweigert, womit Marcuse darauf anspielte, daß die durch Jazz und Funk freigesetzte Energie deshalb so befreiend wirkt, weil sie sich im Gegensatz zur Lohnarbeit niemandem mehr andient, sondern ganz in sich selbst aufgeht.

Bis heute sind es genau diese beiden Positionen, derer sich Linke im Umgang mit Popkultur bedienen: Der von Adorno kritisierte Aspekt einer standardisierten, entmündigend wirkenden Materialästhetik schwingt überall dort mit, wo von der »Spaß-« und »Eventkultur« die Rede ist und implizit unterstellt wird, daß der während einer Technoveranstaltung vermißte Mehrwert an Wesentlichem, Gehaltvollem, Sozialem – oder was auch immer – im Theater oder Konzertsaal sehr wohl gefunden werden könnte. Anders argumentieren dagegen jene, die in den Resten der bürgerlichen Hochkultur eine Klassengrenzen festigende Sublimationskultur am Werk sehen, während die Pop- und Massenkultur solche Grenzen subversiv unterwandere, indem allein sie noch Minoritäres, Triebhaftes, Kollektives – oder was auch immer – zum Ausdruck brächte.

Schon wenige Jahre nach Adornos Tod entstand mit den Cultural Studies im angloamerikanischen Raum eine akademische Disziplin, deren Lehrer sich einerseits positiv auf Adorno bezogen, andererseits der Pop- und Massenkultur durchaus emanzipatorische Absichten und Wirkungen abgewinnen konnten. Indem die Cultural Studies ihren Schwerpunkt nicht mehr auf die von Adorno fokussierte Materialästhetik legten, sondern darauf, welche minoritären Interessen beispielsweise in einem Popsong zum Ausdruck kommen und auf welche Weise dabei mit gängigen Repräsentationsmustern gebrochen wird, war Kulturindustrie für sie nicht mehr notwendig »ästhetisches Äquivalent zur Herrschaft« (Horkheimer/Adorno), sondern vielmehr kreative Selbstaneignung kultureller Mittel.

Seit den ausgehenden siebziger Jahren, also seit jener Zeit, als kaum mehr jemand noch an den Klassenkampf glauben wollte, setzten viele westliche Linke schließlich einen Großteil ihrer analytischen Energie in das Projekt, Pop- und Massenkultur zum letzten Refugium der Freiheit in einer unfreien Welt zu erklären, zu einem »grundsätzlich kapitalistischen Segment«, wie es der Musiker Knarf Rellöm in dem Buch *Alles Pop?* formulierte, »in dem sozusagen der Kapitalismus ganz selten mal mit seinen eigenen Waffen geschlagen werden kann«. Innerhalb von Studiengängen wie Film- und Medienwissenschaft kam es bisweilen zu entsprechenden analytischen Haarspaltereien, die sich so anhörten, als wäre der Umsturz bestehender Verhältnisse nur davon abhängig, Phänomene wie die »Lindenstraße« *richtig* zu rezipieren. Entnervt forderte Judith Williamson 1986, daß die Cultural Studies sich wieder auf Adornos Kulturindustrie-Kritik besinnen sollten: »Linke Akademiker picken aus jedem Stück Alltagskultur vom Street Style bis zur Seifenoper ›subversive‹ Elemente heraus«, schrieb sie und schlußfolgerte: »In dieser Analyse des Alltagslebens scheint die Kritik selbst das Banale zu werden, statt es im Untersuchungsobjekt negativ dingfest zu machen.«

Verläuft die Alternative wirklich nur zwischen einer Kulturindustrie-Kritik, die Linke mit solchen Konservativen verbindet, die keinen Fernseher besitzen und in ihrer Freizeit lieber Aquarelle malen oder Rilke lesen, und jenen Adepten, die uns einen Film wie »Hulk« in den Feuilletons als Ausdruck minoritärer Selbstbefreiung verkaufen wollen, nur weil der Kerl grün ist? Rein formal, argumentiert Dieter Prokop in *Mit Adorno gegen Adorno* sei das Kulturindustrie-Kapitel in der *Dialektik der Aufklärung* überholt. In peinlicher »Altherren-Kritik« war es Horkheimer und Adorno gelungen, auf fünfzig Seiten mehr als hundert diffamierende Ausdrücke unterzubringen, die Hollywood und Jazz unter anderem als »schwachsinnig«, »verderbt«, »entmenschlicht«, »teuflisch« und »satanisch« bezeichneten und damit unfreiwillig die Rhetorik jener christlichen Fundamentalisten vorwegnahmen, die den 11. September zur Strafe Gottes für Rockmusik, Drogen, Aids und anderes Satanswerk erklärten. »Was Adorno ignorierte«, erklärt Prokop knapp, »war, daß es auch *in der*

Kulturindustrie Qualität gibt. Qualität ist Qualität, ob es ein Gemälde von Dürer oder ein Videoclip von Michael Jackson ist.«

Adorno hatte den kulturindustriellen Produkten mit ihrem »permanenten Zwang zu neuen Effekten« (*Dialektik der Aufklärung*) jedoch nicht die Qualität ihrer Machart abgesprochen, sondern gerade an dieser auf Technikbeherrschung basierenden, die Hochkultur immer wieder formal beerbenden Qualität das ideologisch Infame, den Betrug festgemacht. Das Argument, eine Frank-Sinatra-Nummer sei gut arrangiert oder ein Film wie »Titanic« gut gemacht, hätte Adorno nicht imponiert, da er gerade in diesem Pseudo-Niveau den Dekor erblickte, der das Standardisierte als immer wieder neu und anders zu verkaufen erlaubte. Vorm Hintergrund der popkulturellen Entwicklung seit den ausgehenden sechziger Jahren ist allerdings etwas anderes an Adornos Argumentation fragwürdig geworden, die Gleichsetzung von Standardisierung, der Genre-Filmen und popmusikalische Stile unterliegen, mit Entmündigung und Verblendung. Filmemacher wie Stanley Kubrick und Martin Scorsese sowie Musiker wie Albert Alyer und Sun Ra nahmen sich der Genres an, um mit ihnen spielerisch zu brechen. Mit dem Herbeizitieren von allgemein Bekanntem, das die vertrauten Erwartungshaltungen dann eben doch nicht erfüllte, begannen Film und Popularmusik ihrerseits, jene Mechanismen zu reflektieren, die Adorno als stereotyp maschinenhaft wahrnahm. Innerhalb der Kulturindustrie konnten sich so Segmente herausbilden, die die Verdinglichung des eigenen Systems benannten und sich gewisser Elemente nur noch bedienten, um mit dem Bruch des Standards einen befreienden Impuls auszulösen. Als sich Mitte der Siebziger Bands wie Roxy Music oder Devo selbstreflexiv als verdinglichte Produkte des eigenen Systems inszenierten, betrieb auch Popkultur jene »Mimesis ans Verhärtete und Entfremdete«, die Adorno an den avancierten Arbeiten eines Samuel Beckett schätzte.

Der gesellschaftliche Bereich, den Adorno selbst noch als Ganzes unter dem Begriff »Kulturindustrie« faßte, hat sich innerhalb der letzten dreißig Jahre so ausdifferenziert, daß es nicht mehr möglich ist, die aufs Ideologische zielende Kulturindustrie-Kritik alleine am Material oder dem jeweiligen Medium festzumachen. Als sich Poly Styrene, Sängerin der Punkband X-Ray Spex, 1977 übertrieben geschminkt mit den Zeilen »I'm a Clichee« auf die Bühne stellte, lag darin eine Kritik kulturindustrieller Stereotype – und dies, obwohl die Ausdruckmittel der Band mit ihren drei Gitarrenakkorden so »zurückgeblieben« waren, wie Adorno es bereits den Beatles bescheinigt hatte. Dem eigenen »Betrieb« gegenüber kritische Manifestationen wie jene von X-Ray Spex dienen allerdings – wie Adorno betonte – immer auch der permanenten Erneuerung des »Betriebs«, innerhalb dessen beinahe jede Form der Kritik affirmiert und kulturindustriell verarbeitet werden kann. Dieses Phänomen ist nicht auf die von Adorno als »kulturindustriell« eingestuften Genres und Medien beschränkt, sondern ein Charakteristikum der künstlerischen Moderne überhaupt, das man als »Duchamp-Effekt« bezeichnen könnte.

Aus der Perspektive des Schönberg-Schülers konnte oder wollte Adorno nicht wahrnehmen, daß die von ihm diskreditierten stilistischen Elemente der Wiederholung und Rhythmisierung nicht notgedrungen maschinenhafte Unterwerfung des Einzelnen zum »Gattungswesen« (*Dialektik der Aufklärung*) bedeuten mußten, sondern auch als Abstraktion verstanden werden konnten, wie sie in der bildenden Kunst vom Konstruktivismus vorbereitet wurden und später ihren Einzug in die Neue Musik fanden. Daß einige Musikkritiker den jüdischen Komponisten Steve Reich 1972 während einer Bremer Aufführung von »Drumming« als »Nazi« beschimpften, der »Musik vom Fließband« schreibe, liest sich diesbezüglich wie ein grotesk verzerrter Nachhall von Adornos Musiksoziologie.

Während sich die Popkultur im Laufe der Jahre immer mehr Elemente der Avantgarde angeeignet hat und die Frage der Materialästhetik nicht mehr zwischen »E« und »U«, sondern quer durch beide Segmente verläuft – hier DJ Bobo, dort Mouse On Mars, hier Pavarotti, dort Lachenmann – bedarf es einer genauen, auf die Einzelphänomene gerichteten Kritik, die Pop weder stur als Affirmation noch als Subversion behandelt, die aber auch nicht jeden spezifischen Gehalt mit der Binsenweisheit vom Tisch wischt, daß dieser nur der sozialen Distinktion diene.

Zugleich läßt sich nicht leugnen, daß die zielgerichtete Kulturindustrie jenseits von ambitionierten Pop-Segmenten seit der 1944 entstandenen *Dialektik der Aufklärung* in fast unheimlichem Ausmaß zugenommen, aber auch an entmündigender Wirkung verloren hat. Im Zuge der Ausdifferenzierung ist die Kulturindustrie – die sich nicht mehr automatisch mit Popkultur gleichsetzen läßt – so verallgemeinert und radikalisiert worden, daß sie ihre Mechanismen und Ziele nicht mehr verbirgt, sondern für alle wahrnehmbar offenlegt. Ein Format wie »Deutschland sucht den Superstar« arbeitet schamlos mit Konkurrenz, Ausschluß und Erniedrigung, benötigt nicht mehr das trügerische Freiheitsversprechen, das Adorno in der Kulturindustrie am Werk sah, sondern zeigt unverblümt, daß Freiheit im Kapitalismus aus nichts anderem als Wettbewerb besteht, der Opfer fordert. Im »Superstar«-Format sind die Verdinglichung des Einzelnen und seine fremdgesteuerte Nachäffung von Erfolgsmustern so radikal decouvriert worden, als hätten die Erfinder der Sendung sich am »Kulturindustrie«-Kapitel der *Dialektik der Aufklärung* orientiert.

Es bedarf allerdings nicht solcher »Events«, um uns zu vergewissern, daß wir noch immer im falschen Leben leben, eher drückt sich das Falsche dort aus, wo staatlich ernannte Pop-Beauftragte glauben, sich gegen solche Ereignisse abgrenzen zu müssen. Wo Grönemeyer und Müller-Westernhagen als Maßstab für Qualität gegen Modern Talking ins Spiel gebracht werden, bleibt das Falsche weiterhin in den Köpfen, in die es gehört, und Adorno darin bestätigt, daß nicht das Schlimmste

charakteristisch sei für die Kulturindustrie, sondern das Schlimme, das nicht als solches erkannt wird.

Literatur zum Thema:

Marvin Chlada, Gerd Dembowski, Deniz Ünlü (Hg.): *Alles Pop? Kapitalismus und Subversion.* Alibri, Aschaffenburg 2003, 356 Seiten, 19 Euro.

Dieter Prokop: *Mit Adorno gegen Adorno. Negative Dialektik der Kulturindustrie*. VSA, Hamburg 2003, 344 Seiten, 19,80 Euro.

Heinz Steinert: *Die Entdeckung der Kulturindustrie. Oder: Warum Professor Adorno Jazz-Musik nicht ausstehen könnte*. Westfälisches Dampfboot, Münster 2003, 300 Seiten, 24,80 Euro

---

Martin Büsser rezensierte in KONKRET 8/03 u.a. die neue CD vom Cinematic Orchestra

Konkret 09/03, S. 43

Tina Klopp

Who done it?

Eine neue Untersuchung belegt, daß der Palästinenserjunge Mohammed al-Dura nicht von israelischen Soldaten erschossen wurde.

Der zwölfjährige Mohammed al-Dura starb am 30. September 2000 während einer Schießerei zwischen israelischen Soldaten und Palästinensern. Eine Fernsehkamera filmte den Jungen, wie er ängstlich hinter dem Rücken seines Vaters kauerte, bis er, tödlich getroffen, zu Boden sank. Diese Bilder brannten sich ein in das kollektive Gedächtnis der muslimischen Welt. Der Name Mohammed al-Dura wurde zu einem Symbol für den Haß auf Israel und die USA. Er schmückt mehrere arabische Briefmarken, eine Hauptstraße im Irak und eine Parkanlage in Marokko.

Nun gibt es einen neuen Bericht den die Züricher »Weltwoche« unter dem Titel »Wer erschoß Mohammed al-Dura?« in ihrer Ausgabe 29/03 veröffentlichte, und der auf der Übersetzung eines Artikels beruht, der zuerst in dem amerikanischen Magazin »The Atlantic Monthly« erschienen war. Darin vertritt der Reporter James Fallow die Meinung, daß der Palästinenserjunge al-Dura nicht, wie allgemein angenommen, von israelischen Soldaten erschossen wurde.

Der Autor James Fallow hat vor Ort recherchiert. Er hat stundenlang Videomaterial gesichtet. Er hat mit allen in Israel gesprochen, die sich mit dem Fall beschäftigt haben. Nun ist er überzeugt: »Was auch passiert sein mag, Mohammed al-Dura wurde nicht von israelischen Soldaten getötet, die sich an jenem Tag am Schauplatz befanden.« Fallows Quellen sind weder israelische Regierungsangehörige noch Militärs, die ein verständliches Interesse daran hätten, ihre Soldaten zu entlasten. Er stützt sich auf Material, das Akademiker, Ex-Soldaten und Internetfreaks zusammengetragen haben, weil ihnen die Geschichte um den Tod des Jungen keine Ruhe ließ.

Al-Dura starb am zweiten Tag der zweiten Intifada, drei Tage nach dem Besuch Sharons auf dem Tempelberg. An einer Straßenkreuzung in der Nähe der jüdischen Siedlung Netzarim war es zu massiven Protesten gekommen. Den ganzen Vormittag über wurden israelische Soldaten, die in einem leeren, zweigeschossigen Gebäude in der Nähe der Kreuzung Posten bezogen hatten, von mehreren hundert Palästinensern angegriffen und mit Steinen und Molotowcocktails beworfen. Die Soldaten waren angewiesen, darauf nicht mit Schüssen zu reagieren. Nur bei direktem Beschuß sollten sie das Feuer erwidern.

Es wimmelte in der Gegend von Fernsehteams, Fotografen und Reportern. Es gibt daher reichlich Material von den Geschehnissen – aber auch mindestens ebensoviele seltsame Lücken. Mohammed al-Dura und sein Vater Jamal tauchen gegen 15 Uhr erstmals an der Straße auf. Sie sind nur auf den Bildern des Kameramannes Talai Abu-Rahmas zu sehen, eines palästinensischen Mitarbeiters von France 2. Sie gerieten an der Straßenkreuzung unter Beschuß und duckten sich hinter einer großen Betonröhre, die sich direkt gegenüber dem israelischen Posten befand – ein geeigneter Schutz vor den Schüssen der Soldaten, sollte man meinen.

In vielen Berichten hieß es, die beiden seien eine Dreiviertelstunde lang beschossen worden, doch die von der Kamera eingefangene Sequenz ist nur einige Minuten lang: Man hört Schüsse, der Vater schreit, links neben den beiden sieht man vier Einschußlöcher in der Mauer. Wieder Schüsse. Der getroffene Mohammed sinkt seinem Vater in den Schoß. Dieser wird ebenfalls getroffen. Schwer verwundet wirft er den Kopf nach rechts und links. Dann endet der Film. Es ist nicht bekannt, ob France 2 weiter gefilmt hat und ob noch andere Bilder von den tödlichen Schüssen existieren. Man sieht nicht, was anschließend mit Mohammed al-Dura passierte.

Die Informationen über die Folgezeit widersprechen sich. Der Autor hat die Kopie eines Krankenhausberichtes über einen toten Jungen gelesen, der an der linken Körperhälfte zwei Schußwunden aufwies. Die Zeit der Einlieferung ist mit 13 Uhr angegeben. Die Lichtverhältnisse und die Schatten der Gebäude in der Filmszene lassen aber darauf schließen, das Mohammed am späten Nachmittag erschossen wurde. Zudem wies der Junge laut medizinischem Gutachten eine lange Schnittwunde am Bauch auf. Eine BBC-Reportage zeigt den Leichnam eines Jungen, der, in eine palästinensische Fahne gewickelt, durch die Straßen zum Friedhof getragen wird. Das Gesicht ähnelt dem des erschossenen Jungen. Viele der großen US-Sender berichten von einem Begräbnis am Abend des 30. September. Der gezeigte Begräbniszug fand nach dem Sonnenstand zu schließen jedoch um die Mittagszeit statt.

Zunächst hieß es vorsichtig, Mohammed al-Dura sei bei einem »Schußwechsel« zwischen israelischen Soldaten und Palästinensern ums Leben gekommen. Bald aber schien bestätigt, was auch der Vater Mohammed al-Duras behauptete: »Es waren die Kugeln der Zionisten, die meinen Jungen töteten.«

Einer der engagierten Ermittler im Fall al-Dura ist Nahum Shahaf, ein Physiker und Ingenieur, der früher für das israelische Militär gearbeitet hat. Er war beteiligt, als man den Fall detailgetreu, inklusive einer baugleichen Betonröhre, nachstellte. Dabei kamen die Ballistiker zu folgendem Ergebnis: Die tödlichen Kugeln haben die Röhre nicht durchschlagen. Es gab

auch keinen seitlichen Beschuß, darauf weisen die Form der Einschußlöcher in der Mauer und die geringe Staubentwicklung beim Aufprall der Kugeln hin, wie sie das Videomaterial zeigt. Das bedeutet aber, daß die tödlichen Schüsse von einer Position aus abgegeben wurden, an der sich nach bisherigen Erkenntnissen kein israelischer Soldat aufhielt (er hätte dort von den Palästinensern sofort bemerkt werden müssen). Alle Indizien sprechen für einen Frontalbeschuß von einer Linie im Rücken des französischen Kameramanns, weitab vom Posten der Israelis.

Shahaf glaubt mittlerweile nicht nur an die Unschuld der israelischen Soldaten, er spricht sogar von einer Inszenierung und fragt sich, ob es den Tod des Jungen überhaupt gegeben habe, und ob er der Sohn dieses Mannes war. »Warum gibt es keine Filmaufnahmen von dem Jungen, nachdem die Kugeln ihn getroffen hatten? Warum sieht es aus, als bewege er sich im Schoß seines Vaters und lege eine Hand über die Augen, wo er doch angeblich tot ist? Warum trägt ein palästinensischer Polizist einen geheimdienstmäßigen Ohrhörer? Warum taucht ein gestikulierender Palästinenser auf, der so aussieht, als ›dirigiere‹ er eine Bühnenszene? Warum findet das Begräbnis (nach der Länge der Schatten zu urteilen) vor den tödlichen Schüssen statt? Warum ist, kurz nach den Schüssen, kein Blut auf dem Hemd des Vaters? Warum ruft eine Stimme, die möglicherweise dem Kameramann von France 2 gehört, auf Arabisch: ›Der Junge ist tot‹, noch ehe er getroffen wurde?«

Auch für die deutsche Filmemacherin Esther Schapira, die sich in ihrem Beitrag für den Hessischen Rundfunk (»Das Rote Quadrat. Drei Kugeln und ein totes Kind«, 25.2.02) unter anderem auf die Untersuchungen Shahafs bezieht, steht fest: Al-Dura wurde nicht von israelischen Soldaten erschossen. Sie hält es jedoch für wenig wahrscheinlich, daß man für eine Medieninszenierung den Tod eines kleinen Jungen in Kauf genommen hat. Was genau an diesem Tag passierte, wird sich möglicherweise nie eindeutig klären lassen. Das denkt auch Professor Gabriel Weimann, der sich im Rahmen eines Lehrgangs an der Militärakademie Haifa mit der Frage, wie das Fernsehen die Realität im Fall al-Dura verzerrte, beschäftigt hat. Für Weimann ist die Geschichte von al-Dura ein gutes Beispiel dafür, wie aus einem Haufen verwirrender, widersprüchlicher Rohaufnahmen eine packende Story für die Abendnachrichten zusammengeschnitten und so die Wahrnehmung von Millionen von Zuschauern geprägt werden kann.

Konkret 09/03, S. 44

Germinal Civikov

Pannen der Anklage

Die Medien haben das Interesse am Milosevic-Prozeß verloren, weil er wider Erwarten den tatsächlichen Geschehnissen in Jugoslawien auf den Grund geht. Eine Chronik

Als am 27. Mai 1999 die Chefanklägerin des Haager Tribunals, Louise Arbour, offiziell Anklage gegen Slobodan Milosevic erhebt, bombardiert die Nato seit zwei Monaten Ziele in Jugoslawien. Die Liste der Kollateralschäden wird länger, der Präsident des angegriffenen Landes lenkt nicht ein. »Realpolitisch kommt die Anklage zum genau richtigen Zeitpunkt«, erklärt die »FAZ«, »sie erschwert auch fatale Kompromisse mit einem Aggressor und erhöht den Druck auf das atlantische Bündnis, eine nicht leichte, aber längst fällige Entscheidung zu treffen.«

Die Anklageschrift wirft Milosevic »Verbrechen gegen die Menschheit«, Mord in 340 Fällen und die Vertreibung von 740.000 Kosovo-Albanern vor. Bis zum Beginn des Prozesses hat noch keine gründliche Untersuchung am Ort der Ereignisse stattgefunden, das eigentliche Beweismaterial soll nachgeliefert werden. Später wird die Anklage um den Vorwurf des Völkermordes erweitert werden und sich auch auf Ereignisse in Kroatien und Bosnien beziehen.

Bald ärgern sich die westlichen Berichterstatter vom »Prozeß des Jahrhunderts« über einen »Mißbrauch der Redefreiheit« (»Tagesspiegel«) und »Milosevics suggestive Fragerei« (»Basler Zeitung«). Mit dem Hinweis auf den »Inquisitor« und seine »Propaganda aus Den Haag« ist keiner der Ankläger gemeint, sondern der Angeklagte, »der Belastungszeugen beim Kreuzverhör in Widersprüche verwickelt« (»Tagblatt«), der als »Angeklagter, Ankläger, Richter – in einer Person« auftritt (Wiener »Presse«). »Im Zweifel gegen den Angeklagten!« So modernisiert der Bremer »Weser-Kurier« für den Fall Milosevic sonst unantastbare juristische Prinzipien.

Ursprünglich will die Anklage bis September 2002 die Beweisführung abschließen. Die letzten Zeugen gegen Milosevic werden voraussichtlich jedoch nicht vor Ende 2003 vernommen sein. Der juristische Wert der einzelnen Aussagen erweist sich bislang als niedrig; das Anklägerteam versucht dieses Manko mit einer um so größeren Menge an Zeugen zu überspielen: 250 Personen sollen vor Gericht bestätigen, daß die Schuld für Kriege und Verbrechen während des Zerfalls Jugoslawiens auf das Konto des jugoslawischen Präsidenten Milosevic geht. Der niederländische Rechtsanwalt Mischa Wladimiroff vergleicht diese Methode mit der »Jagd mit einem Maschinengewehr«, bei der zwar die meisten Kugeln ins Blaue gehen, eine aber doch das Wild erlegen wird.

Als erster Zeuge der Anklage tritt Mahmut Bakalli vor das Gericht in Den Haag. Er führte die Kommunistische Partei des Kosovo und beriet später die UCK bei den Verhandlungen in Rambouillet. Am 19. Februar 2002 erweist sich im Kreuzverhör seine Behauptung als falsch, die serbischen Behörden hätten im Kosovo ein Apartheidsystem für die Albaner eingeführt (KONKRET 1/03). Mit dem zweiten vorzuladenden Zeuge scheitert die Anklage schon vor der Verhandlung: Kevin Curtis, der mit der Untersuchung der Kriegsverbrechen im Kosovo betraut ist, wird von den Richtern als Zeuge abgelehnt, da seine Ausführungen nicht aus erster Hand stammen.

Die Ankläger stehen vor dem Problem, zu beweisen, daß Verbrechen nicht nur stattgefunden haben, sondern daß Milosevic sie in Auftrag gegeben hat. Er müßte wenigstens versäumt haben, etwas gegen sie zu unternehmen oder die Täter zu belangen. Die Anklage behauptet, daß Milosevic ein »joint criminal enterprise« anführte, Kriege und Vertreibungen selbst plante und umsetzte. Beweise erhoffen sich die Ankläger von Insidern, das heißt von Zeugen aus der nächsten Umgebung Milosevics.

Am 13. Mai 2002 erscheint der erste Insider: der anonyme Zeuge »K3«. Er behauptet, im Auftrag von Milosevic mit den Kosovo-Albanern verhandelt zu haben. Aus persönlichen Gesprächen mit Milosevic wisse er von dessen Plänen zu ihrer Vertreibung und könne auch die Existenz des »Hufeisenplans« der Belgrader Führung bestätigen. »K3« wird jedoch von der Belgrader Öffentlichkeit als Ratomir Tanic identifiziert, woraufhin der Zeuge seine Anonymität verliert. Der wegen Betrugs und anderer Delikte vorbestrafte Tanic bot Zeitungsberichten zufolge mehreren Geheimdiensten in Belgrad an, als »geschützter Zeuge« vor dem Tribunal aufzutreten, um sich anschließend mit neuer Identität nach Italien abzusetzen zu können. Im Kreuzverhör stellt sich heraus, daß der angebliche Insider nie mit Milosevic gesprochen hat und nicht einmal weiß, wo sich dessen Arbeitszimmer befindet.

Am 31. Mai 2002 berichtet der Zeuge Bilall Avdiju von einer Massenerschießung in Racak, die er überlebt haben will, indem er sich fallengelassen und totgestellt habe. Mit eigenen Augen habe er gesehen, wie danach serbische Soldaten gekommen seien und mit Messern die Augen Erschossener ausgestochen und anderen das Herz aus dem Brustkorb geschnitten hätten. Eine Woche danach erzählen zwei weitere Zeugen, Dzemail Beciri und Nesrred Sabani, eine ähnliche Geschichte. Später werden die Leichen der angeblichen Opfer der Massenerschießung von Racak, die dem Westen als wesentliche Begründung für den Angriff auf Jugoslawien diente, von drei forensischen Teams untersucht – sie weisen keinerlei Verwundungen und Verstümmelungen auf, die die Aussagen bestätigen würden. Ob es sich bei den 45 Toten vom

15. Januar 1999 um hingerichtete Zivilisten handelt, ist laut dem von der EU in Auftrag gegebenen Untersuchungsbericht finnischer Ärzte nicht erwiesen (KONKRET 5/00).

Am 5. Juni 2002 tritt der Zeuge Shukri Buja auf, früherer UCK-Kommandant für die Region Racak und heute Geschäftsmann im Kosovo. Er sagt aus, daß Racak zum Zeitpunkt des angeblichen Massakers ein Hauptquartier der UCK beherbergte und er selbst 47 seiner Männer im Dorf stationiert hatte, weil er einen Angriff der serbischen Polizei erwartete. Ferner macht der Zeuge Angaben über die schwere Bewaffnung seiner Truppe (KONKRET 1/03). Ausführlich schildert Buja das erbitterte Gefecht um Racak. Er äußert sich widersprüchlich zur Anzahl gefallener UCK-Guerillas, bestätigt jedoch weitgehend den vom Angeklagten verlesenen offiziellen Polizeibericht über das Gefecht. Der Bericht behauptet, daß dabei alle etwa 60 UCK-Kämpfer gefallen seien. Bujas Zeugenaussage belegt einmal mehr, daß in Racak ein Guerilla-Gefecht stattfand und daß die 45 angeblichen Opfer eines Massakers möglicherweise in den Kämpfen getötet wurden.

Am 14. Juni 2002 präsentiert die Anklage den Zeugen Lazim Taci, der ebenfalls eine Massenerschießung überlebt haben soll. Als Beweis legt der Ankläger Fotos von Jacke, Weste und Hemd des Zeugen vor, die alle jeweils drei Einschußlöcher aufweisen. Der Zeuge sagt aus, daß er zu einer größeren Gruppe gehörte, die von einem Polizisten mit einem schweren Maschinengewehr aus elf Meter Entfernung niedergemäht worden sei. Er habe sich fallenlassen und sei später aus dem Leichenberg herausgekrochen. Zu Hause angekommen, habe er seine Jacke ausgezogen, dabei seien drei Kugeln auf den Boden gerollt. Sie hätten Jacke, Weste und Hemd durchbohrt, ihn aber unversehrt gelassen. Gott habe offensichtlich gewollt, daß er das Massaker überlebe, um darüber berichten zu können.

Weitere Zeugen sagen aus, jugoslawische Flugzeuge hätten sie bombardiert. Im Kreuzverhör erweist sich aber, daß es sich dabei um Luftangriffe der Nato gehandelt haben muß, die von der Allianz auch zugegeben und bedauert worden sind. Bei einigen Zeugenaussagen über beobachtete oder miterlebte Verbrechen im Kosovo stellt sich heraus, daß die Täter später festgenommen und abgeurteilt worden sind.

Von General Radomir Markovic erwarten die Ankläger besonders hochkarätige Insider-Aussagen. Markovic, unter Milosevic Vizeminister des Inneren und Chef des Staatssicherheitsdienstes (DB) Jugoslawiens, soll in Belgrader Untersuchungshaft serbische Kriegsverbrechen zugegeben haben. So habe Milosevic etwa während einer Besprechung verlangt, alle Spuren von Verbrechen im Kosovo zu beseitigen und die Leichen ermordeter Albaner nach Serbien zu überführen. In Den Haag bestätigt Markovic am 27. Juni 2002 das Gegenteil: Er habe keinerlei Informationen über Kriegsverbrechen erhalten, bekannt gewordene Straftaten seien geahndet worden. Seine Äußerungen in Belgrad habe ihm der serbische Innenminister Mihajtovic abgepreßt (Wortlaut siehe KONKRET 9/02).

Das nächste Debakel für die Anklage folgt am 29. Oktober 2002, als der anonyme Zeuge »C001« auftritt. Er enthüllt seinen Namen, Slobodan Lazarevic, und gibt an, als Oberst im militärischen Geheimdienst KOS über 30 Jahre gedient zu haben. Er sagt aus, daß Milosevic die Republik der Krajina-Serben gänzlich kontrolliert und die Vertreibung der dortigen Kroaten persönlich veranlaßt habe. Im Kreuzverhör verstrickt sich Lazarevic aber in Widersprüche über seine Tätigkeit beim KOS. Der Angeklagte kann nachweisen, daß Lazarevic nie beim militärischen Geheimdienst gewesen ist, womit seine Aussage als »Insider« wertlos wird.

Am 18. Februar 2003 bestätigt der Chef des militärischen Geheimdienstes, General Aleksandar Vasiljevic, im Zeugenstand, daß Lazarevic seinem Dienst nicht angehört habe. Wie Markovic gehört Vasiljevic zu den authentischen Insidern, die als Zeugen der Anklage auftreten, im Kreuzverhör aber zugunsten des Angeklagten aussagen. Vasiljevic berichtet, daß Milosevic zu keinem Zeitpunkt paramilitärische Verbände, welche die meisten Verbrechen in Bosnien und Kroatien begingen, organisiert habe. Dies hätten ausschließlich die Oppositionsparteien getan, von denen einige an der gegenwärtigen Regierung beteiligt sind. Ferner bestätigt Vasiljevic, daß der Expräsident strikte Anweisung gegeben habe, gegen jedes Verbrechen von Polizeiangehörigen und Soldaten an der Zivilbevölkerung strafrechtlich vorzugehen.

Der vorläufig letzte Insider, Zoran Lilic, Präsident von Jugoslawien in den Jahren 1993-97, tritt zweimal als Zeuge auf: am 18. Juni und 9. Juli 2003. Seine Aussagen als Zeuge der Anklage entlasten den Angeklagten in dreierlei Hinsicht. Erstens habe Milosevic als serbischer Präsident die jugoslawische Armee nicht alleine kontrolliert. Sie unterstand dem Verteidigungsrat, dessen Mitglied Milosevic und dessen Vorsitzender der jugoslawische Präsident Lilic war. Zweitens bestätigt Lilic die Aussage des Zeugen Vasiljevic, derzufolge paramilitärische Verbände nicht von Milosevic, sondern von politischen Gegnern Milosevics organisiert worden seien. Sobald Armeeoffiziere mit ihnen Kontakt unterhielten, seien sie entlassen worden. Drittens habe Milosevic auch mit den Ereignissen in Srebrenica nicht in Zusammenhang gestanden. Lilic berichtet als Augenzeuge, daß der Angeklagte auf die Nachricht vom Massenmord bestürzt reagiert habe. Im Laufe seiner beiden Auftritte als Zeuge der Anklage beschreibt Lilic diese Szene dreimal detailliert und verneint den Einwand des Richters May, es handele sich hierbei wohl lediglich um seine persönliche Meinung.

In der Verhandlung am 9. Juli weist Milosevic nach, daß die Führung der bosnischen Republika Srbska um Radovan Karadzic, allen anderslautenden Behauptungen zum Trotz, kein durch den Angeklagten geleitetes Marionetten-Regime

gewesen sei. Aus Geheimprotokollen, die Belgrad dem Tribunal aushändigte, geht hervor, daß Milosevic die bosnischen Serben erst nach langen Verhandlungen und nur unter Drohungen zu Kompromissen bewegen konnte.

Angesichts der bisherigen Beweisführung im Milosevic-Prozeß, der gerichtlichen Untersuchungen und der Ermittlung überprüfbarer Tatsachen erweisen sich die Vorwürfe gegen Milosevic als nicht haltbar. So gesehen ist der Prozeß zum geeigneten Ort geworden, der komplexen Wahrheit über den Jugoslawienkonflikt näher zu kommen. Die westlichen Medien hüllen sich mittlerweile in beredtes Schweigen. Nur noch einige wenige Journalisten exjugoslawischer Medien halten sich während der Verhandlungen im Saal auf. Das wird sich so schnell auch nicht ändern: Voraussichtlich zum Jahresende darf Milosevic seine Zeugen präsentieren. Und er hat dafür genausoviel Zeit wie die Ankläger.

Germinal Civikov ist Mitarbeiter einer Fernseh-Dokumentation des niederländischen Regisseurs Jos de Putter über den Prozeß gegen Milosevic

Konkret 09/03, S. 46

Michael Klarmann

Kunst & Gewerbe

Minima Moralia
Kulturindustrie

Minima Moralia

Nicht nur Ex-Reserveoffizier Jürgen W. Möllemann mochte den Klartext für Deutschland, auch die Bundeswehr mag's direkt: Auf der »Bw Musix '03 können« – gemeint ist: sollen – »die Jugendlichen« laut Pressemitteilung »erste Eindrücke von den Karrierechancen und Perspektiven bei der Bundeswehr gewinnen«. Sie, die »musikbegeisterten jungen Leute im Alter von 14 bis 24«, müssen sich nur zur Teilnahme am Fleckentarn-Follow-up des TV-Formats »RTL (!) sucht den Superstar« bewerben. Rekrutieren oder »neue Wege im Jugendmarketing«?

Die Kameraden des Hindukusch-Verteidigungsministeriums nennen es schlicht »Groß-Event für junge Musiktalente«. Statt findet es vom 19. bis 21. September in der Luitpold Kaserne in Dillingen an der Donau. Dessen Oberbürgermeister Hans-Jürgen Weigl erklärte denn auch sein Städtchen für besagtes Wochenende zur »Musikhauptstadt« Deutschlands – wegen, so der Sozialdemokrat, der »vielen musikbegeisterten junge Menschen in unserer schönen Stadt«. In fünf Kategorien müssen diese dort vor einer Jury – statt Dieter Bohlen etwa Musikoffiziere – gegeneinander kämpfen: Schülerbands, Discjockeys, Jugendblasorchester, Jugendbläser-Ensembles, Jugendspielleute- und Jugendfanfaren-Korps. Gewinnern »winken attraktive Preise«, wovon indes manche wie eine böse Überraschung klingen: »Von der eigenen CD-Produktion und Live-Auftritten mit der Bundeswehr Big Band bis zu Ausbildungsaufenthalten beim Musikkorps der Bundeswehr.« Auch RTL zockte schon seine Newcomer ab.

Zugegeben, mit Zapfenstreich und Jugendoffizieren im Schulunterricht läßt sich heute schwer Nachwuchs ködern. So gibt sich das »Referat Jugendmarketing« also schon seit geraumer Zeit hip, läßt sich von PR-Profis das Vokabular auf Teenyjargon bürsten und – man kämpft schließlich international – verpaßt sich einen »Bw-Musix-'03«-Untertitel in Englisch: »Let's meet and compete«. »Treffen und konkurrieren« klänge ja auch albern. Und die ultrajugendlich aufgepeppte »Event«-Homepage bietet ebenso »groovige Grüße, fetzige Klingeltöne, coole Screensaver« an.

Und dennoch kann auch die modernste Propagandatruppe nicht ganz ohne Traditionelles: »Cool« (s.o.) ist daher auch der Heimcomputer-Bildschirmschoner »Klassik« mit dem Bild eines Trommlers. Das erinnert indes arg an einen HJ-Buben und Werbeflyer der verbotenen rechtsextremen »Wiking Jugend«. Immerhin wirkt der grelLSDfarbene Hintergrund akkurat modern.

Hatte nicht auch Ernst Jünger einst mit LSD experimentiert?

Kulturindustrie

Die Böhsen Onkelz sind Jahre nach ihrer Rechtsrock-Karriere bei den einst von ihnen verachteten Hippies angekommen. Sie selbst nannten ihren Job als Vorband der Rolling Stones sogar einen »musikalischen Ritterschlag«. Statt fand der in Hannover am 8. August, weswegen im Internet Verschwörungskabarettisten ein getarntes »Heil Hitler!« (88/HH) wittern. Zudem war da die NPD, die von einer »Kontaktaufnahme« von seiten des Band-Managements mit ihrem Hannoveraner Kreisverband schrieb und das »als Zeichen der Versöhnung mit dem nationalen Widerstand« wertete. Die Prollrocker sprachen von »NPDeppen«.

Ob die Plattenfirma Virgin ahnte, was passiert, wenn sie ihren internationalen Topact vom hauseigenen deutschen Topseller supporten läßt? »Nazis open for the Stones«, titelte die »New York Post«, und es rauschte gewaltig im Blätterwald. Wollte Mick Jagger zuerst den Support ausladen, beruhigte er sich bald mit der Vorstellung, daß die Frankfurter sich wohl von ihrer Naziära distanziert hätten. Daß Jagger selbst ein Faible für NS-Symbolik hat(te), interessierte in der Diskussion nicht: Er fand Leni Riefenstahls »Triumph des Willens« phantastisch, ließ sich selbst von ihr fotografieren, 1977 erschien ein Bildband des Stonesplattencover-Malers Guy Peelart, u.a. mit der Band in SS-Uniformen. Indes beendeten Medienpartner (NDR 2) und Sponsoren (T-Mobile) ihre Kooperation bezüglich der Hannover-Show – wegen der Böhsen Onkelz.

Für die sich als Underdogs gebärdenden Millionäre und ihre Fans war dies indes pures Lebenselixier, denn der verschwörungstheoretisch bemühte Feind schweißt im Kampf zusammen. Medienvertreter seien eh (fast) nur Lügner, und gegen unliebsame Berichterstattung ziehen Teile der Fans und die Band arbeitsteilig zu Felde: letztgenannte mittels der Justiz, das Fußvolk via Protestschreiben – Post/Fax/E-Mail – oder als Randaleklub in Webforen. Letztlich Heuchelei, denn »die Onkelz« wären ohne die Medien nicht da, wo sie trotz mancher Boykottaufrufe heute als »erfolgreichste Band Deutschlands« sind. Sich selbst hierbei ins Gespräch bringen wollende »NPDeppen« bleiben Statisten.

Seit Anfang der neunziger Jahre nutzt die Band die verhaßten Medien, um sich von der Vergangenheit zu distanzieren. Als sie dies noch peinlich-schwammig taten, waren ihnen als Fürsprecher Daniel Cohn-Bendit und Alfred Biolek genehm – wiewohl »die Onkelz« einst wegen derlei Grün- und Schwulneß aus Protest Skinheads geworden waren. Sogar Alice Schwarzer durfte loben, und zwar die unterdessen langhaarigen »Jungs, die es schwer hatten; Jungs, die mal Scheiße gebaut haben; Jungs, denen das heute leid tut und die einfach spannenden Rock machen« (»Emma« 1/2, 1993).

Fand Mick Jagger wohl auch.

Konkret 09/03, S. 46

Gerhard Scheit

Kunst & Gewerbe

Adorno und die Deutschen

Eine Blütenlese aus Lorenz Jäger: *Adorno. Eine politische Biographie* (Deutsche Verlags-Anstalt, München 2003):

Bei Mitscherlich wurde der Realitätsgehalt der Beschreibungen aus den Lagern (für deutsche Kriegsgefangene) nicht bestritten ... Anders bei Adorno. Auch im »Gruppenexperiment« kommt die Beschuldigung zur Sprache, »die Amerikaner hätten die Kriegsgefangenen brutal behandelt«. Ein Teilnehmer des »Gruppenexperiments« sagt nämlich genau das, was seit 1945 der internationalen Öffentlichkeit bekannt war: »Was dann kam, das war mehr wie schauerlich, und ich kann mir vorstellen, wenn man hier von KZ spricht, daß hier einer im KZ bestimmt nichts Schlimmeres erlebt hat, als was man mit uns gemacht hat.« Der Trick Adornos, um diese Äußerung zu entwerten – die einzige übrigens, die zu diesem Thema im »Gruppenexperiment« erwähnt wird – , bestand darin, den Sprecher als den unbelehrbaren Nationalsozialisten zu entlarven, der er wahrscheinlich wirklich gewesen ist, denn in der Folge beklagte dieser Teilnehmer dann, daß man ihn und seine Kameraden gezwungen habe, einen Film über die Lager der Nazis anzuschauen. Damit gelang es Adorno, den Sachgehalt auch hier wieder auf die Projektion zu schieben ... Ähnlich verfuhr Adorno mit dem Thema Dresden. Einem ehemaligen Luftwaffensoldaten, der vom alliierten Angriff auf Dresden berichtet – der Name der Stadt ist allerdings immer durch drei Punkte ersetzt – , und dabei die These vertritt, es habe sich um ein Kriegsverbrechen gehandelt, weil eine militärische Notwendigkeit der Vernichtung der Stadt nicht bestand, wird vorgehalten, er mache »genaue Rechnungen« auf – und damit, mit dem einen Wort »Rechnungen«, ist die Aussage entwertet, denn Rechnungen bleiben unterhalb des Niveaus der moralischen Reflexion. Dann wird ein anderer Sprecher zitiert, der in Dresden sehr wohl Militär gesehen haben will, und damit ist der Angriff dann endgültig vom Verdacht des Frevels befreit. Gerechtigkeitserwägungen, die man gerade von einem sensiblen Denker wie Adorno verlangen muß, blieben ausgespart ... Niemand kann bestreiten, daß in dem erhobenen Material von »Schuld und Abwehr« erhebliche, oft erschreckend haßerfüllte Vorurteile gegenüber den Juden und den »Displaced Persons« der Nachkriegszeit auftauchten, aber ebenso deutlich ist die Tendenz des Interpreten, recht unbekümmert Äußerungen unter den Antisemitismus-Verdacht zu subsumieren, die dort nicht hingehören. Daß die hier betriebene Politik der Sozialforschung im Sinne der Amerikaner funktionierte, wird vor allem deutlich bei der Frage der deutschen Wiederbewaffnung ...

»Minima Moralia« ist eine Programmschrift, eine Apologie des Intellektuellen ... Narzißtisch wird dagegen die eigene – geradezu proustische – Sensibilität gefeiert. Der Konstruktion der Stellung als überlegener, kühler Beobachter kommen die Schemata des Durchschauens entgegen, die das Buch anbietet: der Marxismus und die Psychoanalyse. Dem heutigen Leser mag nicht nur die Armut an wirklichen Beobachtungen aus dem Gastland Amerika auffallen. Vor allem vermag er sich die empirische Existenz des Autors nur unzureichend vorzustellen – wäre Adorno mit dem »impliziten Autor« identisch, dann hätte er das Buch vor lauter Unglück wohl nicht schreiben können ...

Selbst die Rohheit, mit der die Frankfurter Studenten seit dem Wintersemester 1968/69 gegen Adorno Front machen sollten, mag – sicher ungewollt – in der Kritischen Theorie angelegt gewesen sein: Wenn es richtig ist, daß jedes Handeln seine sittlichen Potentiale nicht primär in einer universellen, sondern in einer partikularen Sphäre ausbildet, in der Familie, in der konkreten Verantwortung für einen Arbeitsbereich, in der politischen Praxis, die nun einmal an den Nationalstaat gebunden ist, wenn also Sittlichkeit in ihrem Bildungsprozeß auf partikulare soziale Formen angewiesen ist – dann nimmt, wer diese begrenzten Formen des Handelns entwertet, verdächtig macht und für irrelevant erklärt, der Sittlichkeit den Grund, auf dem sie erst gedeihen kann. Was er hinterläßt, ist eine Hypermoral, die ihre eigenen Grenzen nicht mehr bestimmen – und deshalb in die Brutalität umschlagen kann ...

So kam es, daß Adorno seine Ontologie-Vorlesung als politischen Kampf zwischen Reaktion und Fortschritt inszenieren konnte. Es sind die Frontstellungen der frühen Bundesrepublik, die man hier wiederfindet. Auf der einen Seite alles Archaisierende, Ländliche, Substantialistische, der »Feldweg«, die finstere Provinz, am Ende der Mythos, von Adorno in der Vorlesung immer wieder gründlich ironisiert: Heideggers Philosophie, so die Botschaft, sei anachronistisch, hinterwäldlerisch, fauler Zauber. Auf der anderen Seite fanden sich das Moderne, das Rationale, Transparente, Städtische. Aber die Philosophie Martin Heideggers verkannte Adorno, und besonders muß man es bedauern, daß er, als er einmal mit der Kritik an der »Ontologie« fertig war, auf die wirklichen Leistungen Heideggers bei der Formulierung von Grundbegriffen der Geschichte, wie etwa »Ereignis«, nicht mehr weiter einging. »Jargon der Eigentlichkeit«, 1967 erschienen, eine Sprachkritik der Existenzphilosophie und Heideggers im besonderen, wurde eines der erfolgreichsten Bücher Adornos. Aber die Folgen waren verheerend. Über mehrere Jahrzehnte war Heidegger bei der deutschen Intelligenz nicht nur ein Gegenstand der Kritik – man meinte vielmehr, im Lächeln über seine Sprache schon über ihn hinaus zu sein ... Es bedurfte der ganzen Autorität von Jacques Derrida, die Philosophie Heideggers als Gegenstand sinnvoller Diskussion in den siebziger und achtziger Jahren wiederzuentdecken.

Konkret 09/03, S. 47

Mark-Stefan Tietze

Kunst & Gewerbe

Dialektik der Aufklärung

Daß Florian Illies' neues Buch *Generation Golf zwei* (Karl Blessing Verlag) ein nichtswürdiger Haufen Dreck bzw. nicht so richtig gut ist, kann man dieser Tage überall lesen, und wo es gelobt wird, scheint man sich einen Spaß mit dem Autor zu erlauben. In der »FAS« z.B. formuliert man diplomatisch, das Werk des ehemaligen Kollegen beschreibe »eine neue Lebenserfahrung seiner Altergenossen: das Scheitern, das Suchen, das Neubeginnen«, und in der »FAZ« läßt man den Nachfolger des Zilliardensellers *Generation Golf* im Rahmen eines »Zeitung und Schule«-Projekts von einer 17jährigen besprechen, die »Tränen gelacht« haben will.

Wenig ist dem hinzuzufügen. Höchstens könnte man richtigstellen, was der Rezensent der »Süddeutschen« fälschlicherweise bemäkelte: »Es fehlt jede noch so schüchterne Andeutung von Erotik.« Die fehlt nun eben nicht. Im Zentrum des Buches versteckt steht nämlich die Geschichte vom 21jährigen Illies, der 1992 am Strand von Rügen herumhängt: »Der Himmel war bedeckt, und ich versuchte, mich in eine Gruppe jugendlicher Volleyballspieler zu integrieren«, erinnert sich Illies, der schon immer wußte, wie man sich integriert: »Ich verfolgte weiter die Ballwechsel und holte einmal schleimig einen Ball, der weit weggesprungen war, und dann fragte ich endlich, ob ich mitspielen dürfe.« Auf schleimig stehen die im Osten, deshalb erlaubt man Illies mitzutun: »Ich durfte und dachte, wie toll, daß ich Wessi jetzt auf Rügen mit elf anderen jungen Menschen Volleyball spiele.« Dann platzt jedoch die Sonne ins Idyll: »Wie von einer magischen Hand gesteuert, fing ein Spieler nach dem anderen an, sich komplett auszuziehen.« Selbstverständlich macht Illies hier nicht mit, sondern denkt eine Sekunde lang: »Eine Sekunde lang dachte ich, daß wir wahrscheinlich wirklich mindestens eine Generation brauchen würden, um zusammenzuwachsen. Aber ich konnte mich nicht mehr richtig konzentrieren, da unter den Spielern auch Spielerinnen waren.«

Da haben wir's! Das »Zusammenwachsen« mit nackten Rügnerinnen ist Illies' gar nicht mal so heimliches Begehren, das *Generation Golf zwei* wie ein Leitmotiv durchzieht. Um die ostdeutschen Damen zu betören, scheut er nicht einmal vor der Denunziation der eigenen Sozialisation zurück: »Kann das denn das Ergebnis von zwanzig Jahren antiautoritärer Erziehung und fürsorglicher Individualbehandlung sein, daß wir uns alle immer nach dem Kollektiv sehnen?« Ihnen zuliebe wirft er mit gewitzter Kritik am westlichen Lebensstil um sich, die hierzulande vielleicht ein wenig anachronistisch wirkt, in der ostdeutschen Provinz aber gewiß noch geschätzt wird: »Die Unverbindlichkeit des Handys ist verführerisch, die Möglichkeit zur Dauerkommunikation trügerisch. Sagen jedenfalls tut man so gut wie nichts.« Oder: »Manchmal frage ich mich, ob es eigentlich wirklich besser geworden ist, seit wir nun ISDN haben, UMTS und TDSL und wie der ganze Großbuchstabenquatsch so heißt.«

Besonders effektvoll schmeißt sich Illies jedoch an den Osten ran, wenn er im Namen der von ihm erfundenen Generation bußfertig beklagt, »wie traurig es eigentlich war, daß wir fast mehr Erinnerungen an eine Nußnougatcreme haben als an unseren Heimatort«, woran er selber ja nicht ganz unschuldig ist, und »daß es uns einfach nicht gelingen wollte, Heimatgefühl und Patriotismus zu einem Schlüsselerlebnis werden zu lassen«. Schuld hieran ist aber zuvorderst die »moralinsaure Geschichtsversessenheit des Westens«, die selbst die schönsten Erinnerungen verdirbt – an den August 1989 z.B., als Genscher in der Prager Botschaft zu den ostdeutschen Flüchtlingen sprach: »Mir lief es damals kalt den Rücken herunter, als ich die Szene nachts im Fernsehen sah. Aber ich ahnte, daß meine Gemeinschaftskundelehrerin, Frau Gillat-Schwab, wenn ich ihr das am nächsten Morgen gestanden hätte, nur geantwortet hätte, ich sei rechtsradikal.«

Also wenn man damit keine Ostbraut kriegt, weiß ich auch nicht weiter.

Konkret 09/03, S. 49

Jürgen Roth

Von der Sitte

Kultur-Kolumne

So brummt es heraus aus dem faulen Staate Vatikan: »Verschiedene Fragen bezüglich der Homosexualität sind in letzter Zeit mehrmals von Papst Johannes Paul II. und den zuständigen Dikasterien des Heiligen Stuhls erörtert worden. Es handelt sich nämlich um ein beunruhigendes moralisches und soziales Phänomen, auch in jenen Ländern, in denen es in der Rechtsordnung keine Beachtung findet. Noch bedenklicher wird es aber in den Ländern, die den homosexuellen Lebensgemeinschaften eine rechtliche Anerkennung, die in einigen Fällen auch die Befähigung zur Adoption einschließt, bereits gewährt haben oder gewähren wollen.«

Verantwortlich abgezeichnet hat die mit diesen hohen Worten beginnenden, am 28. März des Jahres von Polen-Paule approbierten und Ende Juli der Öffentlichkeit unterbreiteten »Erwägungen zu den Entwürfen einer rechtlichen Anerkennung der Lebensgemeinschaften zwischen homosexuellen Personen« kein anderer als unser alter bayerischer Kurienschlawiner und »Panzer-Kardinal« Joseph Cardinal Ratzinger (Rom-Mitte), im Sinne seines Amtes als Präfekt der vatikanischen Kongregation für die Glaubenslehre und im Dienste des Weltenheils natürlich nicht minder.

Der Satz ist lang geraten, bereitet den Leser aber, sofern er denn weiterlesen möchte, auf ein paar noch längere und weiß Gott illuminierte Sätze vor. Es eignet nämlich jenem Geseier aus den dunklen Gängen des vatikanischen Vereinsgebäudes nicht nur etwas »Gnadenloses« (»FAZ«) und der Zug »zur Mobilisierung« (DPA), sondern sichtbar auch etwas strahlend und jenseitig Debiles und im Grunde begrüßenswert Arschgeigenhaftes.

Um etwas sachlicher zu werden: Die unter der Ägide des »Kriegers Gottes« (»FAZ«) und im Auftrag des HErrn zusammengeratzte Schrift will »einige Argumente rationaler Natur liefern«, um »die Würde der Ehe, die das Fundament der Familie bildet, sowie die Stabilität der Gesellschaft, deren grundlegender Bestandteil diese Institution ist, zu schützen und zu fördern«. Lassen wir dahingestellt sein, ob die Ehe der grundlegende Bestandteil der Stabilität der Gesellschaft ist (und nicht vielleicht eher das Wertgesetz oder die Existenz von Thron und Altar oder anderer Klimbim), so handelt es sich hier (d.h. in der Frage der eherechtlichen Gleichstellung von Tucken, Schwuchteln usw.) doch vor allem um eine »Materie ..., die das natürliche Sittengesetz betrifft«. Was könnte das nun sein, das »natürliche Sittengesetz«? Der naturrechtlich begründete Anspruch des einzelnen auf freie Ausbeutung seiner Reproduktionskraft? Oder womöglich eine Contradictio in ejaculatio? Also ein Eselsgerede sondergleichen?

»Die Lehre der Kirche über die Ehe und die Komplementarität der Geschlechter legt eine Wahrheit vor, die der rechten Vernunft einsichtig ist«, antwortet das Papier. Die Ehe »wurde vom Schöpfer mit einer eigenen Natur sowie eigenen Wesenseigenschaften und Zielen begründet« (Beweis: Bibel). Weil die Ehe zwischen Mann und Frau somit eine über ihr wesenhaftes Sosein als Ehe hinausreichende Natur hat – zzgl. eigener Ziele (Beleg: »mehret euch« etc.) – , ward sie in den Stand eines Sakraments erhoben. Das ist so wahr und unanzweifelbar, wie Gott uns helfe. »Keine Ideologie kann dem menschlichen Geist die Gewißheit nehmen, daß es eine Ehe nur zwischen zwei Personen verschiedenen Geschlechts gibt.«

Was der menschliche Geist in persona Ratzingers und in Gestalt diverser anderer verrauchter Saftschädel des Apostolischen Donnerbalkens des weiteren auszubrüten vermag, liest sich sodann so: Menschen, »die an dieser Anomalie leiden« (Tuckentum usf.), »sind wie die anderen Christen gerufen [sic!], ein keusches Leben zu führen«. Gefickt wird nur mit Gottes Genehmigung, d. h. in heteroehelicher Bindung. Welche praktischen Konsequenzen das nach sich zieht, dürften die Vertreter der weltweit größten Päderastenvereinigung am besten wissen. Hinschreiben tun sie indes folgendes: »Es gibt keinerlei Fundament dafür, zwischen den homosexuellen Lebensgemeinschaften und dem Plan Gottes über Ehe und Familie Analogien herzustellen, auch nicht in einem weiteren Sinn. Die Ehe ist heilig, während die homosexuellen Beziehungen gegen das natürliche Sittengesetz verstoßen.«

Daher sei im Namen des höchsten Gesetzes der heiligen katholisch-kirchlichen Sittlichkeit dazu aufgerufen, »den instrumentalen oder ideologischen Gebrauch aufzudecken, den man von einer solchen Toleranz (des Staates) machen kann; den unsittlichen Charakter dieser Art von Lebensgemeinschaften klar herauszustellen; den Staat auf die Notwendigkeit hinzuweisen, das Phänomen in Grenzen zu halten, damit das Gewebe der öffentlichen Moral nicht in Gefahr gerät und vor allem die jungen Generationen nicht einer irrigen Auffassung über Sexualität und Ehe ausgesetzt werden, die sie des notwendigen Schutzes berauben und darüber hinaus zur Ausbreitung des Phänomens beitragen würde.«

Noch mal zum Mitlesen: Lesben und Schwule »sind nicht in der Lage, auf angemessene Weise die Fortpflanzung und den Fortbestand der Menschheit zu gewährleisten«. Ihnen fehlt die »geordnete Form der geschlechtlichen Beziehungen« und »die Erfahrung der Mutterschaft oder Vaterschaft. Das Einfügen von Kindern in homosexuelle Lebensgemeinschaften durch die Adoption bedeutet faktisch eine Vergewaltigung dieser Kinder in dem Sinn, daß man ihren Zustand der

Bedürftigkeit ausnützt, um sie in ein Umfeld einzuführen, das ihrer vollen menschlichen Entwicklung nicht förderlich ist.« An »die katholischen Politiker« gerichtet sind deshalb »folgende ethische Anweisungen«: »klar und öffentlich seinen Widerspruch zu äußern und gegen den Gesetzesentwurf zu votieren« bzw. gegen bereits verabschiedete Gesetze »Einspruch zu erheben und seinen Widerstand öffentlich kundzutun«.

Daß sich die Mitglieder der größten Verbrecherorganisation der überlieferten Geschichte zum Sittenwächtertum berufen fühlen, ist nicht neu. Vergleichsweise müde ließ der Lesben- und Schwulenverband in Deutschland (LSVD) verlauten, Ratzingers gleichwohl in gewisser Weise singulär anmutende Raserei habe »der Kirche keinen guten Dienst erwiesen«. »Mit Empörung« reagierte die Gewerkschaft Verdi, und Volker Beck, parlamentarischer Geschäftsführer der Grünen, sinnierte: »Es ist ein Kardinalfehler, die Liebe zu bekämpfen.«

Erwartungsgemäß hingegen begrüßte der »CSU-Rechtsexperte« Norbert Geis »die Kampagne Roms« (»ND«), und während sein Gesinnungspolizistengenosse von der Sitte, der CDU-MdB Georg Brunnhuber, eine eigene Enzyklika versandte (»In einer Zeit, in der man den Eindruck hat, daß die Ehe zwischen Mann und Frau ein Auslaufmodell ist, war es höchste Zeit für ein klares Wort aus Rom«), beeilte sich der noch einen Volltick berufenere Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Karl Kardinal Lehmann, zu erklären, die kongregierten klerikalen Schmauchköppe hätten »die natürliche Wahrheit über die Ehe« ausgesprochen und »den instrumentalen oder ideologischen Mißbrauch« der Gesetze »aufgedeckt, damit nicht durch das verbreitete Denkmuster ›Was nicht verboten ist, ist erlaubt‹ eine falsche Akzeptanz und Billigung dieser Lebensform ... um sich greift«.

Derweil waren allerdings auch die polnischen Bischöfe, schon bei der Latte: »Bestärkt durch diese Richtlinien, verurteilten die polnischen Bischöfe ... einen Gesetzesvorschlag, mit dem homosexuelle Lebensgemeinschaften legalisiert werden sollen.«

Da Polen nun offen ist, ist die Richtung klar, in der es weitergehen darf.

Konkret 09/03, S. 50

Joachim Rohloff

Ein Fall von Streitkultur

Wie der Suhrkamp-Verlag einmal ein antiisraelisches Traktat aus dem Programm nahm und damit allerlei Widerspruch erntete.

Jürgen Habermas darf stolz sein. Gerade weil er in der Debatte um den kanadischen Philosophieprofessor Ted Honderich keine gute Figur machte, braucht er an seinem Lebenswerk, an der weltberühmten deutschen Streit- und Debattenkultur, nicht zu zweifeln. Er ist ihr Schöpfer und ihr Theoretiker, er sorgte für das erste große Beispiel, als er den Historikerstreit begann, er hat alles richtig gemacht. Und als er einmal etwas falsch machte und selber zum Gegenstand der kürzesten Debatte in der Geschichte der deutschen Debattenkultur wurde, da erwies es sich wieder einmal, daß in der Struktur der bürgerlichen Gesellschaft die Möglichkeit ihrer Kritik angelegt ist, da führten die Bürger ein vernünftiges Gespräch, da wurde im Diskurs der Gleichberechtigten eine Entscheidung getroffen und sein Fehler schließlich revidiert. Besser geht es doch gar nicht.

Vor einiger Zeit war Habermas in den USA. Was er dort sah und hörte, gefiel ihm nicht. Deshalb empfahl er nach seiner Rückkehr dem Suhrkamp-Verlag ein Buch, das dieser wenig später unter dem Titel *Nach dem Terror. Ein Traktat* ins Programm zum vierzigjährigen Bestehen der »Edition Suhrkamp« aufnahm. Der Autor Ted Honderich, ein Moralphilosoph, suchte nach einer Antwort auf die Frage, warum einige Menschen reich, viel mehr Menschen aber arm sind. Wir alle, die wir in einem westlichen Industriestaat leben, seien Protagonisten und Profiteure einer ungerechten Wirtschaftsordnung, wir sollten, statt unsere Urlaubsreise mit einer Kreditkarte zu bezahlen, einer wohltätigen Organisation eine empfindliche Spende überweisen. Honderich fragte aber auch nach dem Zusammenhang solcher Mißstände mit den Anschlägen am 11. September 2001 und kam zu dem leider nicht originellen Schluß, Armut und Unterdrückung seien die Ursachen des Terrorismus. Wie vielen anderen zuvor fielen auch ihm in diesem Zusammenhang ganz unvermeidlich die Israelis und die Palästinenser ein. Und er schrieb den Satz: »Ich für meinen Teil habe keinen ernsthaften Zweifel, um den prominenten Fall zu nehmen, daß die Palästinenser mit ihrem Terrorismus gegen die Israelis ein moralisches Recht ausgeübt haben.«

Darüber empörte sich Micha Brumlik, Direktor des Fritz-Bauer-Instituts, eines »Studien- und Dokumentationszentrums zur Geschichte des Holocaust und seiner Wirkung«. Er sprach in einem offenen Brief an den Verlag, den die »Frankfurter Rundschau« abdruckte, von »antisemitischem Antizionismus« und warf Honderich vor, er rechtfertige »die Ermordung jüdischer Zivilisten in Israel«. Brumlik forderte den Suhrkamp-Verlag auf, das Buch »unverzüglich vom Markt zu nehmen«.

Die »FR« richtete in ihrer Freude darüber, endlich auch einmal eine veritable Debatte angezettelt zu haben, sogleich ein Dossier sämtlicher noch zu erwartender Beiträge ein, mußte aber schon nach zwei Tagen einsehen, daß es sich nicht würde fortsetzen lassen. Der Redakteur Harry Nutt schrieb daraufhin den rätselhaften Satz: »Die Webmuster solcher Debatten ähneln einander, und wer eine in Bewegung setzt, macht sich verdächtig, den Schaum einer solchen Debatte genüßlich abschöpfen zu wollen.« Wen konnte er meinen? Wer webte, wer wollte abschöpfen?

Honderich verstand die ganze Aufregung nicht. »Nur in Deutschland gab es diesen Ärger. Es ist traurig, daß dieses Land immer noch so stark in seiner Geschichte gefangen ist.« Er hatte die Israelis zum Abschuß freigegeben, aber den Vorwurf des Antisemitismus empfand er als ungerecht. Deshalb verlangte er in einem offenen Brief an die Frankfurter Universität, Brumlik solle seiner akademischen Ämter enthoben werden.

Derweil trat Habermas den Rückzug an und suchte Zuflucht bei seinem Lieblingswort, der Hermeneutik. Sein Lebtag kann und kann er sich nicht darüber beruhigen, daß man es mit der Hermeneutik zu tun bekommt, wenn man einen Text liest. Er unterzog nun Honderichs Buch einer hermeneutischen Lektüre und mußte ein- bis zweimal stöhnen. »Als Hauptopfer von Rassismus in der Geschichte scheinen die Juden von ihren Peinigern gelernt zu haben«, stand da plötzlich. Solche Sätze, sah Habermas nun ein, »lassen sich, wenn man sie ohne hermeneutische Nachsicht aus dem Zusammenhang der Argumente löst, auch gegen die Intention eines Autors immer für antisemitische Zwecke verwenden«. Und jetzt konnte er auch »die Gründe und die Befürchtungen eines offenbar größeren Teiles unserer jüdischen Bevölkerung gut nachvollziehen. Wenn ich bei meiner Empfehlung die gebotene Rücksichtnahme auf diese Gefühle versäumt haben sollte, tut es mir leid.«

Henryk M. Broder, einer unserer achtbarsten Antisemitismusschnüffler, hielt diese Debatte, da er sie nicht selbst angestiftet hatte, bloß für ein bißchen Wind, den Brumlik machte. »Natürlich weiß Brumlik, daß Suhrkamp das Buch des kanadischen Philosophen nicht vom Markt nehmen wird, weder □unverzüglich□ noch überhaupt. Das hat Suhrkamp auch mit dem Walser-Buch trotz massiver Proteste nicht gemacht. Aber darauf kommt es auch nicht an. Hauptsache, Brumlik kann sich noch schnell in Pose werfen und ein wenig protestieren.« Das sogenannte »Walser-Buch« ist der *Tod eines Kritikers*, sein Autor ist für den Verlag und seine Bilanz unendlich viel wichtiger als irgendein Professor, den bis vor kurzem niemand kannte. In dem Moment, als Broders Prognose widerlegt wurde und der Verlag erklärte, Honderichs Buch sei vergriffen

und eine zweite Auflage werde es nicht geben, war die ganze Debatte auch schon wieder vorbei. Ein Kanadier hatte ein dummes Buch geschrieben, der alte Europäer Habermas hatte es nicht gelesen, aber weil ihm sein Sound gefiel, hatte er es dem Suhrkamp-Verlag empfohlen, dessen Lektoren es auch nicht gelesen, aber trotzdem veröffentlicht hatten. Brumlik hatte protestiert, die maßgeblichen Kommentatoren waren an seine Seite getreten, der Verlag hatte klein beigegeben. Siegfried Unselds Nachfolger hatten sich blamiert, aber der Untergang der »Suhrkamp-Kultur«, in den Spalten der »FAZ« bereits voreilig gemeldet, war noch einmal abgewendet worden. Und die mit ihr verwandte deutsche Debattenkultur hatte sich wieder einmal bewährt.

Zu erwarten war, daß die »Junge Welt«, und zwar nach aller Wahrscheinlichkeit in der Person Werner Pirkers, ihres Experten für Österreich, Rußland, Palästina und Medienkritik, Honderichs Partei ergreifen würde. Pirker sieht es offenbar ganz gern, wenn in abgelegenen Ländern Blut vergossen wird. Deshalb hatte er das afghanische Volk zum gewaltsamen Widerstand nicht nur gegen die amerikanischen Besatzer aufgerufen, sondern auch gegen die Heere der Nordallianz, obwohl er doch immer wieder darauf hinweist, daß die USA jederzeit zu jedem Verbrechen bereit sind, auch zum Einsatz von Atomwaffen, und obwohl man sich fragen muß, wieviel wohl vom afghanischen Volk übrigbleibt, wenn man von ihm die Kämpfer der Warlords subtrahiert. Trotzdem ist, als gäbe es die Komintern immer noch, »die Bildung einer Regierung der nationalen Einheit ein objektives nationales Erfordernis. Doch das kann nicht im Ergebnis der angloamerikanischen Intervention erfolgen, sondern nur im Befreiungskrieg gegen die Interventen.«

Als es nach der amerikanischen Eroberung Bagdads zu Plünderungen gekommen war, hatte Pirker auch aus der Ferne die Übeltäter ausmachen können; Angehörige der »demoralisiertesten Schichten« waren es gewesen. Wenig später aber hatte mit der Sabotage von Pipelines und mit mörderischen Angriffen auf die Besatzungsmacht der »Volkswiderstand« begonnen, der »Kampf gegen die nationale Unterwerfung«. Denn eine disziplinlose Lumpenklasse, die gegen die Straßenverkehrsordnung verstößt, ist mit allen Pejorativen aus dem stalinistischen Wörterbuch zu belegen, aber sobald sie sich gegen die USA wendet, wird sie zum Volk befördert. »Ohne Überwindung der Pax Americana«, hatte Pirker in jenen Tagen noch einmal bekräftigt, »wird es keinen demokratischen Umsturz im Nahen Osten geben.«

Einem solchen Umsturz steht auch der Staat Israel entgegen. Honderichs Rechtfertigung des Terrorismus nannte Pirker »Kritik an Israels Besatzungsmacht«, die »eine Solidarisierung mit den Palästinensern einschließt«. Sie werde »als □Judenhaß□ denunziert«, und zwar im Namen eines »immer unerträglicher werdenden Konformismus«, unter dem seinerzeit auch Möllemann zu leiden hatte. »Daß sich die Palästinenser als die Juden der Juden, als die Opfer der Opfer fühlen, eine Haltung, die von vielen Friedensaktivisten in Israel, woher diese Metapher im übrigen auch kommt, geteilt wird, bestätigt doch gerade nicht die Gleichsetzung von antizionistischem Widerstand und Antisemitismus, sondern widerlegt sie in ihrem Kern. Die political correctness indes denunziert die Bezugnahme palästinensischen Leidens auf die jüdische Leidensgeschichte als besonders perfiden Antisemitismus.« So messerscharf argumentierte Pirker. Er hätte noch die humane Größe der Palästinenser erwähnen sollen, die in ihrem Leiden das historische Leiden der Juden wiedererkennen, und vielleicht wäre ihm dann eine weitere Metapher eingefallen. Kämpfen die Palästinenser, indem sie gegen die Nazis der Juden der Juden kämpfen, nämlich gegen die Juden, in einem gewissen Sinne nicht wenigstens symbolisch und quasi rückwirkend auch gegen die Nazis der Juden, nämlich gegen die Nazis, also nicht gegen die Juden, sondern an ihrer Seite?

Wie so oft hatte das »Neue Deutschland« nicht verstanden, worum es ging, und nannte deshalb Brumliks Protest einen empörenden Fall von Zensur. Honderich stelle doch immerhin die richtigen Fragen, auch wenn seinen Antworten nur mit einer Ausnahme zuzustimmen sei. Er »plädiert für eine neue □Weltmoral□, die sich der zunehmenden Verteilungsungerechtigkeit als einer Wurzel des Terrorismus bewußt wird. Die globale Umverteilung der Lebenschancen wird so zur Forderung des Tages. Denn wir sitzen alle auf einem Pulverfaß der Hoffnungslosigkeit, die weder fremdes noch eigenes Leben mehr achtet. Das ist für Honderich die Lehre aus dem 11. September. Der Terror müsse auch gesehen werden als eine Art sozialer Notwehr, die ihre moralische Berechtigung habe. Eine zugespitzte These.« Über den Kapitalismus redete die sozialistische Tageszeitung in den Begriffen eines Lord Dahrendorf, aber »Honderich hat eine Passion: das Unrecht, das die Palästinenser erlitten haben. Das trägt er wie eine Fahne vor sich her.« Und darüber muß eben auch in den Begriffen der Hamas geredet werden dürfen. »Jetzt nach dem Zensor zu rufen, wird zum Angriff auf die Debatten-Kultur. Antisemitismus bleibt ein zu ernster Vorwurf, um ihn leichtfertig zu erheben.« Weshalb man ihn am besten nie erhebt.

Obwohl Honderich zugab, er wisse »nicht soviel« über den Sechstagekrieg von 1967, beharrte Arno Widmann in der »Berliner Zeitung« darauf, daß man überhaupt nicht mehr über den Konflikt zwischen den Palästinensern und den Israelis diskutieren könne, wenn man nicht mit Professor Honderich diskutieren wolle. »Wo immer über das Verhältnis Israel-Palästina diskutiert wird, geht es exakt um die von Honderich angesprochene Problematik«, nämlich darum, »daß die Gründung des Staates Israel durch Terrorismus zustande kam, daß der Bestand des Staates und die Erweiterung seines Territoriums Akte eines Staatsterrorismus sind, gegen den Palästinenser sich nicht nur wehren, sondern auch das Recht haben, sich zu wehren«. Die eigenwillige Grammatik stammt von Widmann, ebenso wie der witzige Spruch: »Die spinnen, die Suhrkamper.« Indem er seinem Autor das Wort entziehe, werde der Verlag »zum Komplizen der Verdummung des

Lesers«. Widmanns Blatt hingegen machte sich um die Aufklärung verdient, als es seinen Lesern die Information zusteckte, Agenten des Mossad hätten am 11. September 2001 auf dem Dach eines New Yorker Wolkenkratzers eine Kamera aufgestellt, um die beiden Flugzeuge zu filmen, die wenig später ins World Trade Center rauschten.

Alle Zeitungen außer der »Jungen Freiheit«, die ohne Vorurteile darüber diskutieren möchten, ob der palästinensische Befreiungskampf auch unschuldige Juden ermorden und verstümmeln darf, sitzen im Berliner Osten. Vielleicht werden uns die kommenden Jahre lehren, was dieser Umstand zu bedeuten hat. Mit einer Intifada der Ossis ist aber wohl nicht zu rechnen.

Joachim Rohloff schrieb in KONKRET 8/03 über die Berichterstattung im Fall Friedman

Konkret 09/03, S. 52

Martin Büsser

Buch & Deckel

Theodor W. Adorno: Ontologie und Dialektik. Nachgelassene Schriften. Suhrkamp, Frankfurt a.M. 2002, 446 Seiten, 32,80 Euro
Theodor W. Adorno: Vorlesung über Negative Dialektik. Nachgelassene Schriften. Suhrkamp, Frankfurt a.M. 2003, 464 Seiten, 32,90 Euro

Theodor W. Adorno: Ontologie und Dialektik. Nachgelassene Schriften. Suhrkamp, Frankfurt a.M. 2002, 446 Seiten, 32,80 Euro

Bereits im *Jargon der Eigentlichkeit* und in der *Negativen Dialektik* hat sich Adorno mit Heidegger auseinandergesetzt. Stellenweise mit bösem Humor und über weite Strecken handfest polemisch führt der *Jargon* vor allem Heideggers Sprache auf ihr tatsächliches Anliegen zurück, stellt ihr raunendes »Gelichte« und »Gewese« als Mittel zur Verdunkelung von Erkenntnis bloß. Mit *Ontologie und Dialektik* liegt nun im Rahmen der Nachgelassenen Schriften erstmals eine zwischen 1960/61 gehaltene Vorlesung Adornos vor, die detailliert dem Verhältnis zweier philosophischer Begriffe nachgeht und damit letztlich zwei rivalisierende Standpunkte meint - den der Kritischen Theorie und den der Existenzphilosophie Heideggers.

Die bislang erschienenen Vorlesungen aus dem Adorno-Nachlaß hatten den Vorteil, einen »leichten« Zugang zu dessen Werk zu ermöglichen. Mit *Ontologie und Dialektik* verhält es sich anders, die Mitschrift verlangt vom Leser höchste Konzentration; der Text hält sich zurück und dringt tief in die Texte des Kontrahenten ein, nimmt dessen Argumentation erst einmal ernst. Weil Ontologie und Dialektik keine »zwei Marken sind, zwischen denen man zu wählen hat ungefähr so, wie man entweder CDU oder SPD wählen kann«, geht Adornos minutiöse Heidegger-Exegese bis zu Platon zurück, arbeitet sich an einer langen Tradition ab, in der die Frage nach dem Sein über die nach der Erkenntnis gestellt wurde. Was aber ist dieses Sein, das mal als Urgrund und mal als Vorzeitliches gesetzt wurde und damit letztlich ins Metaphysische zielte? Adorno entdeckt in dieser in Heidegger gipfelnden Tradition einen »bloßen Zirkelschluß«, der immer wieder das Primat des Seins über das Seiende »nachbetet«. Wo aber kritische Vernunft durch die »Willkür des Seins« ersetzt wird, wird der Mensch aus seiner historischen Verantwortung entlassen, das einstige Primat Gottes diffus durch das des Seins ersetzt. Was bleibt ist ein Fatalismus, der die Welt nicht nur in ihrem »Stirb und Werde« als gegeben akzeptiert, sondern der die Frage nach historischer Schuld mit dem banalen Hinweis eskamotiert, daß alles auf ein »Sein zum Tode« hinausläuft.

Adorno hat mit seiner Vorlesung also an nichts Geringerem gearbeitet, als daran, Heideggers Haltung zum Nationalsozialismus aus seiner Philosophie selbst zu erklären, deren säkularisierte Religiosität bei allen Niveauunterschieden im Kern mit der Nazi-Esoterik korrespondiert. Heideggers Trugschluß, mit seiner Philosophie die »Grenzen der Subjektivität« verlassen zu haben, führte dazu, daß sich diese Philosophie weder mit historischen Veränderungsprozessen noch mit individuellem Leiden auseinandergesetzt hat. Um so erstaunlicher, daß sich Michel Foucault als kritischer Geschichtsphilosoph wenige Jahre später auf Heidegger bezog. Nach der Lektüre von *Ontologie und Dialektik* stellt sich allerdings die Frage, ob Foucault sich nicht weitergehende Erkenntnisse dadurch verbaute, daß er über Jahrzehnte Heidegger als Ausgangspunkt wählte, ohne die Texte der Kritischen Theorie zur Kenntnis zu nehmen.

Theodor W. Adorno: Vorlesung über Negative Dialektik. Nachgelassene Schriften. Suhrkamp, Frankfurt a.M. 2003, 464 Seiten, 32,90 Euro

Während Adornos Ontologie-Vorlesungen bereits philosophisches Grundwissen voraussetzen, bieten die nur fragmentarisch erhaltenen Vorlesungen über die Negative Dialektik von 1965/66 eine »griffige« Einführung in Adornos spätes Hauptwerk. In Anlehnung an Hegel spricht Adorno davon, daß ihm die Vulgär-Definition von Dialektik als Dreischritt aus These, Antithese und Synthese immer dubios gewesen sei, weshalb die Negative Dialektik auf die Synthese, den Kompromiß und die falsche Versöhnung lieber verzichtet, also sich gerade dadurch definiert, Widersprüche kenntlich zu machen, ohne sie aufzulösen. Gegen den dialektischen Materialismus Leninscher Prägung gerichtet, betont Adorno, daß ein mit Widersprüchen operierendes Denken niemals zur Weltanschauung werden könne. Mit kritischen Bemerkungen dieser Art arbeitet Adorno immer wieder einer kommunistischen oder auch nur marxistischen Vereinnahmung seiner Methodik entgegen, obgleich er sie selbst als eine dem Kapitalismus zwar entsprungene, gleichzeitig aber gegen ihn gerichtete Denkbewegung verstanden wissen möchte. Die »antagonistische Gesellschaft« selbst, innerhalb derer »der Profit bereits die Spaltung der Gesellschaft notwendig in sich enthält«, habe die Negative Dialektik als Methode überhaupt erst notwendig gemacht.

Abermals wird in diesen Vorlesungen etwas vom utopischen Denken eines Philosophen deutlich, der sich wünschte, seine eigene Systematik - den Begriff »System« wollte Adorno für die Negative Dialektik nicht gelten lassen -, die unmittelbar an die Unerträglichkeit der Verhältnisse gebunden ist, möge überflüssig werden. Aber als ginge es ihm darum, den eigenen Lehrstuhl so schnell nicht aufzugeben, warnte Adorno vor jeglichem »Pseudo-Aktivismus«, der versuche, eine Veränderung außer durch's Denkens zwanghaft herbeizuführen. Negative Dialektik soll nicht auf die Barrikaden rufen, sondern »zur Überlegung zurückkehren«, warum die gesellschaftliche Veränderung bislang »*nicht* geschah«.

Heute wirken Adornos mahnende Worte gegenüber den gerade aufkeimenden, nicht selten von modischen Slogans getragenen Tumulten weniger eskapistisch, als sie seinerzeit von vielen seiner abtrünnigen Studenten aufgefaßt wurden. Adornos Mahnung, den Blick auf vergangenes Scheitern zu richten, wandte sich gegen die »Ho-Chi-Min«-Chöre, die historisches Bewußtsein durch den akuten Eindruck verdrängten, Teil eines juvenilen Abenteuerromans zu sein. Ob die von Adorno vorgeschlagene, weniger prickelnde Variante einer fundamentalen, historischen und zugleich ideologiefreien Kapitalismuskritik jedoch je eine Veränderung für möglich gehalten hätte oder ob sie Analyse der Unveränderbarkeit des Unerträglichen hätte bleiben müssen, bleibt eine der auch in diesem Buch unbeantworteten Fragen.

Konkret 09/03, S. 52

Florian Sendtner

Buch & Deckel

Thomas Muggenthaler: „Wir hatten keine Jugend“. Zwangsarbeiter erinnern sich an ihre Zeit in Bayern. Edition Lichtung, Viechtach 2003, 207 Seiten, 13,20 Euro

Die Fotos sagen schon alles: Gesichter von 20jährigen Polen, Ukrainern, Russen, Weißrussen, Tschechen, zugerichtet zu Arbeitssklaven des deutschen Herrenvolkes, erkennungsdienstliche Ablichtung von Menschenmaterial, mit dem am Revers festgenähten »P«, Hände an der Hosennaht, die deutsche Anthropometrie erfaßt den slawischen Untermenschen. Thomas Muggenthaler, Reporter beim Bayerischen Rundfunk, hat drei Dutzend osteuropäische Zwangsarbeiter, die überlebt haben, in jahrelanger Recherche ausfindig gemacht und interviewt. 60 Jahre nach ihrer Verschleppung erinnern sich 80jährige an das Trauma ihrer Jugend unter der Knute von Lageraufsehern und KZ-Schergen.

Wobei das Vertrackte an der Zwangsarbeit ist, daß ihre Opfer auch »Glück« haben konnten, zum Beispiel wenn sie einem Bauernhof zugewiesen wurden, an dem die Herrenmoral der Nazis abgeprallt war und wo ihnen Respekt entgegengebracht wurde. So reicht das Spektrum der Porträts von den beiden Schülern des Prager Konservatoriums, die im Orchester des Regensburger Stadttheaters dafür sorgen müssen, daß die Heimatfront bei Laune bleibt, über die Arbeiterin bei der Porzellanfabrik Hutschenreuther im oberpfälzischen Selb, der die Angst vor dem Lagerführer und dessen Spitzrute heute noch in den Knochen steckt und die trotzdem eine Porzellanliebhaberin ist, bis zum Schuster im KZ Flossenbürg – wo einer landete, blieb dem deutschen Gutdünken und dem Zufall überlassen.

Thomas Muggenthaler läßt die Leute so sein, wie sie sind, gibt nüchtern wieder, wie sie auf das späte Interesse reagieren, protokolliert, was sie ihm ins Mikrophon sprechen, auch wenn es nicht den Erwartungen eines linken Intellektuellen entspricht. Und er läßt nichts aus. Auch nicht die Geschichte von Anna Sliptschenko-Burlatschenko, die im Juni 1944 15jährig aus der Ukraine nach Regensburg verschleppt wird, wo man ihr im Messerschmitt-Werk Sabotage unterstellt. Nach monatelangem Gefängnis und Folter wird sie schließlich wieder ins Werk zurückgeschickt, dessen Bombardierung sie wie durch ein Wunder überlebt. Nach der Befreiung durch die Amerikaner wird sie auf dem Heimweg in die Ukraine in Budweis vom KGB verhört und wegen Staatsverrat zu zehn Jahren Arbeitslager in einem Bergwerk verurteilt: Sie hatte unter der Gestapo-Folter unterschrieben, daß sie mit den Deutschen zusammenarbeiten werde. Nach Stalins Tod wird sie begnadigt, 1957 rehabilitiert, erst in den neunziger Jahren erzählt sie ihren Kindern die Geschichte ihrer »ausgelöschten Jugendzeit«. Das Foto zeigt eine ungebrochene alte Frau mit Kopftuch, die 2002 bei einem Besuch in Regensburg vor der Steinernen Brücke steht: »Ich habe mir ja nichts zuschulden kommen lassen, ich ging immer erhobenen Hauptes.«

Konkret 09/03, S. 53

Jürgen Cain Külbel

Buch & Deckel

KZ-Gedenkstätte Neuengamme: Entgrenzte Gewalt. Täterinnen und Täter im Nationalsozialismus. Edition Temmen, Bremen 2003, 214 Seiten, 10,90 Euro

1934 glorifizierte Joseph Goebbels in *Das erwachende Berlin* den gewaltsamen und mörderischen Eifer der SA-Stürme: »Tempo, Tempo! Das war die Parole unserer Arbeit. In dieser schreienden Raserei eines Kampfes zwischen Gut und Böse gab es kein Pardon.« Kurz danach katzbuckelte die Mehrzahl der Deutschen vor der NS-Influenza und kettete sich aktiv und engagiert an das verbrecherische System.

Entgrenzte Gewalt untersucht in Mikrostudien, wie Menschen zu Täterinnen und Tätern wurden, zeigt die Bereitschaft, zivilisatorische Hemmschwellen zu überschreiten, und daß sie »nicht mehr nur ... Exponenten von Institutionen, sondern ... Akteurinnen und Akteure in konkreten sozialen Systemen, Gruppen und Situationen« waren. Folgerichtig die Kapitelabfolge: »Dispositionen, Kooperationen und Transformationen«. Das Kapitel »Dispositionen« beleuchtet die Vergemeinschaftung durch Gewalt am Beispiel des »SA-Mördersturms 33« in Berlin, den KZ-Terror, die Kriegsgewalt samt der Bedeutung soldatischer Traditionen beim Aufbau von SS-Eliteverbänden, die Kameradschaft und das Selbstverständnis der Wachmannschaften in den Emslandlagern sowie Sozialstruktur und Alltag der Bewacher des KZ Neuengamme. In »Kooperationen« (Machtteilnahme und Repression) wird die Gratwanderung des Moringer Werkhaus- und KZ-Direktors Krack beschrieben, der unter Wahrung der Autorität als Anstaltsleiter die Brutalisierung der Wachmannschaften einzudämmen suchte und der dennoch dem NS-System »zuarbeitete«. Es untersucht Rolle und Motive der Denunziation zur Sicherung der NS-Herrschaft und beurteilt das NS-Lagersystem und dessen Außenwahrnehmung am Beispiel des KZ Mittelbau-Dora. »Transformationen« (Gewaltbilder und Geschlechterverhältnisse) behandelt die Repräsentation von NS-Verbrecherinnen im Hamburger Ravensbrück-Prozeß und im westdeutschen Täterschafts-Diskurs und bespricht poetische Zeugnisse aus dem Frauen-KZ Ravensbrück.

Da »die nationalsozialistische Vergangenheit ihre unmittelbare biographisch verankerte Virulenz verliert und zur Konsenshistorie wird« (Michael Jeismann), sind wissenschaftliche Analysen wie *Entgrenzte Gewalt* unersetzbar. Sie untersuchen das Engagement der Deutschen im NS-System, die sozialisierende Macht der Gewaltkollektive und die Überzeugung vieler Beteiligter, etwas »Normales« getan zu haben, und konterkarieren das zeitgenössische mediale Brauchtum eines »stolzen Entsetzens« über das »Dritte Reich«, indem sie die Verbrechen der Täter und Mittäter während der »Herrschaft des Dämons der Dunkelheit« (Lucyna Solka, Häftling im KZ Ravensbrück) ins Licht rücken.

Konkret 09/03, S. 53

Hartwig Vens

Buch & Deckel

Murat Güngör/Hannes Loh: Fear of a Kanak Planet. HipHop zwischen Weltkultur und Nazi Rap. Hannibal, Höfen 2002, 333 Seiten, 19,90 Euro

Die Gruppierung, zu der und durch die HipHop in Deutschland zu allererst sprach, waren die Migranten. Murat Güngör und Hannes Loh belegen in ihrem Buch mit überbordender Materialfülle, daß und wie diese migrantische Prägung des HipHop durch die Mechanismen, die bei der Wiedererstehung der deutschen Nation nach 1989 auch auf dem Popmarkt und -diskurs wirksam wurden, beiseite geschoben und schließlich fast getilgt wurde.

In zahlreichen Interviews haben Güngör und Loh sich die Erinnerungen der migrantischen HipHop-Aktivisten erzählen lassen. Sie haben aufgeschrieben, wie die Kultur aus den amerikanischen »Schwarzen«-Ghettos in den Achtzigern für die Jugendlichen der zweiten und dritten Einwanderergeneration zum Medium ihrer Erfahrungen wurde; wie ihnen das Display ihrer Stimme und Sichtbarkeit in den Neunzigern genommen wurde, als sich, ausgelöst vom Erfolg der Fantastischen Vier, HipHop in Deutschland zu »Deutschrap“, einer Musik mit spezifisch deutscher Identität verwandelte; wie die Kultur so anschlußfähig für neurechte und nazistische Inhalte und Strategien wurde; und wie sich demgegenüber ein neuer migrantischer Widerstandsgeist formulierte (am bekanntesten wurde das Projekt »Brothers Keepers«), der sich weder mit dem tödlichen Rassimus in Deutschland noch mit der Enteignung migrantischer Geschichte abfinden will.

Fear of a Kanak Planet schüttet eine solche Menge an widersprüchlichstem Material, kluger theoretischer Reflexion und Analyse aus, daß eine gewisse Redundanz sowie die notorische Affirmation von Underground und Unterklasse irrelevant werden.

Konkret 09/03, S. 54

Marc Fabian Erdl

Buch des Monats

Nicolas Berg: Der Holocaust und die westdeutschen Historiker. Erforschung und Erinnerung. Wallstein Verlag, Göttingen 2003, 768 Seiten, 46 Euro

Wenn einer eine Reise tut, dann kann er was erleben. Das gilt auch bei Forschungsreisen durch die eigene Fachgeschichte. Es überrascht wenig, daß der Umgang mit der Judenvernichtung das Herz der Finsternis der bundesdeutschen Historiker ist. Denn dieser Berufsstand weist nimmermüd auf seine beträchtlichen Leistungen in der »Vergangenheitsbewältigung« hin, oder, neutraler, in der Aufarbeitung des Nationalsozialismus.

Die Tatsache, daß bei zeitgeschichtlichen Forschungen etwas Aufklärerisches herauskommt, ist nicht so selbstverständlich, wie das blankgeputzte Selbstbild der Historiker es nahelegt. Diese Sollbruchstelle des Selbstverständnisses hat Nicolas Berg mit langem Atem, außerordentlicher Akkuratesse und einem immer wieder aufflackernden Zorn untersucht. Und wenn ich sagte, daß die Überraschung sich in Grenzen hält, gilt dies nicht für das Ausmaß der intellektuellen Verkommenheit, das der Historiker hier seiner Zunft als Bilanz ihrer eigenen Fachgeschichte vor Augen hält. Hier bleibt selbst dem Kummer gewöhnten Leser gelegentlich buchstäblich die Luft weg.

Gerade in einem Land, das sich für die vorbildliche Aufarbeitung der eigenen Geschichte feiert und das überdies die Stirn hat, diese Leistung bittschön auch von allen andern Nationen einzuklagen, vor allen von denen, die im Anschluß an den Zweiten Weltkrieg die Deutschen achtkantig des Landes verwiesen, lohnt ein zweiter Blick auf die etablierten Instanzen und Honoratioren, die sich mit der »Erforschung und Erinnerung« unrühmlicher Zeiten befaßt haben, und auch ein Blick auf die Art und Weise, in der sich diese gegen unbequeme Außenseiter zu Wehr setzten, die die Deutschen beim wohligen, selbstgerechten Aufarbeiten mit lästigen Fragen stören.

Bergs Ansatz ist auf den ersten Blick eher unauffällig. Das in seinen methodischen Überlegungen verhandelte Verhältnis zwischen »Erinnerung« und »Erforschung« und wie das jeweils eine Verfahren am anderen auf- oder abgewertet werden kann, all das ist letztlich so allgemein, daß es bei historischen Überlegungen immer in Anschlag gebracht werden könnte. Nun gibt das »Thema« Holocaust aber diese Dynamik in besonderem Maße her, denn das Einklagen von wissenschaftlicher Distanz, wenn historisch noch gar keine da sein kann, wie in der Nachkriegszeit und in den Folgejahrzehnten, hat natürlich einen ganz eigenen Charme. Und mit seiner terminologischen Notausrüstung hebt Berg zu einer Quellendarstellung und -auslegung an, wie man sie in dieser messerscharfen Qualität selten zu lesen bekommt. Umfassend, akribisch, detailgenau, mit einem feinen Gehör für falsche und Zwischentöne läßt der Forscher die von ihm vorgestellten Historiker sich selbst unmöglich machen, und da, wo es not tut, ist der Verfasser um ein deutliches Wort nicht verlegen.

Insbesondere das Institut für Zeitgeschichte und seine Mitglieder, nicht zuletzt der immer noch als Lichtgestalt gehandelte Martin Broszat, werden von Berg mit Hilfe ihrer eigenen Aussagen und der Dokumentation ihres wissenschaftlichen Handelns zerlegt. Es ist insofern eine überflüssige Volte Bergs, die möglicherweise fragwürdige NSDAP-Mitgliedschaft Broszats zur Pointe zu machen. Die künstliche Aufregung der Fachöffentlichkeit darum, ob Broszat wohl von seiner Parteimitgliedschaft gewußt habe oder nicht, überdeckt den Umstand, daß sein funktionalistisches und apologetisches Geschwafel (gerne »Pathos der Nüchternheit« genannt), wie beispielsweise in der Auseinandersetzung mit Joseph Wulf, völlig ausreicht, ihn als Historiker ins genau rechte Licht zu setzen.

Der »Fehler«, einen solchen Faktor überzubewerten, hat seine Ursache möglicherweise in der begreiflichen Empörung über die Tatsache, daß ein Historiker nur Jude zu sein und den Nationalsozialismus überlebt zu haben brauchte, um in der Nachkriegs-BRD bereits aus wissenschaftlichen Institutionen ausgeschlossen zu bleiben. Es sei denn, er machte jede nationalapologetische Eselei mit wie eben der ganz unbegreifliche Hans Rothfels, der bei den nichtjüdischen deutschen Nachkriegshistorikern so hoch gehandelt wurde, weil er sehr früh schon den deutschen Widerstand schön- und großredete. Sonst war die jüdische Herkunft ein Stigma, da sie als degoutant empfundene Form der subjektiven Erinnerung der objektiven Erforschung des Dritten Reichs angeblich im Weg stand. Und so stellt sich natürlich die Frage, wie es um den Einfluß des Erfahrungsschatzes der deutschen Historiker stand und warum der nicht ebenfalls im Weg war – eine Frage, die Broszat gegenüber Saul Friedländer kaum zu beantworten wußte. Wie denn auch? Daß es in der DDR übrigens nicht besser war, zeigt Berg knapp am Schicksal Helmut Eschweges, der dort kein Bein auf die Erde bekam. Der Wissenschaftsbetrieb speist sich eben zuallererst aus gesellschaftlichen Interessen.

Berg hat auf einer Metaebene das getan, was man in Deutschland den von ihm porträtierten und zitierten Autoren Wulf und Goldhagen immer wieder vorgeworfen hat. Er nennt Roß und Reiter, zeigt Verantwortlichkeiten, die eben nicht anonymisiert strukturbedingt sind, und zwar ohne dabei in einer Orgie nekrologischer Personengeschichte zu landen wie der Historikerdarsteller Guido Knopp. Sehr erwartbar – wie jüngst auch in der Rothfels-Debatte – waren einige ältere

Historiker, die sich der Frühzeit der Zeitgeschichte und ihren Protagonisten verpflichtet fühlen, ordentlich beleidigt, wie Volker Ullrich in seiner Rezension in der »Zeit« zu berichten wußte. Allein dafür kann man gar nicht dankbar genug sein.

Und auch darin liegt ein Verdienst des Buches: Es zeigt, daß das ganze Gestrauße und Gewalser der letzten Jahre keineswegs das wiedervereinigungsbedingte Novum gewesen ist, als daß man es interpretiert hat. Larmoyanz, Innerlichkeit, die ungute Mischung aus Kriegsverlierergewinsel und Weimarer Klassik auf Schwundstufe, all das hat den Beginn der historischen Aufarbeitung des Dritten Reiches gekennzeichnet, um dann, unter der Piratenflagge der Objektivität und Nüchternheit, noch viel abenteuerlicher zu werden.

Berg zeigt in seinem Längsschnitt, was passiert, wenn eine Wissenschaft in einer kollektiv schuldigen Gesellschaft sich in Kategorien der »Subjektivität« und »Objektivität« antagonstisch re-organisiert, alsbald die Nüchternheit und Objektivität zu Hochwertbegriffen kürt, Kritik daran als Moralisiererei abtut und konsequenterweise dann die Opfer bzw. ihre expliziten Fürsprecher dadurch ausgrenzt, daß man sie als nicht objektive, unwissenschaftliche Betroffene *eben deswegen* aus der etablierten Forschung verdrängt und allenfalls zum lebenden Quellenmaterial degradiert. Es gibt nicht viele Qualifikationsschriften, deren Lektüre sich von der ersten bis zur letzten Seite lohnt. Diese – gekürzte! – Dissertation ist eine davon.

Konkret 09/03, S. 55

Peter O. Chotjewitz

Angenehm abartig

Porträt eines unglücklichen Mannes, anläßlich einiger Neuausgaben der Bücher Richard Brautigans.

Eine 44er Magnum im zweiten Stock

Er gab sich die Kugel, nachdem er, wie alle vernünftigen Menschen, oft darüber nachgedacht hatte, und mehr als einmal hatte, rückblickend, seine Tochter Ianthe, wenn sie überraschend das Zimmer betrat, das Gefühl gehabt, ihn dabei ertappt zu haben, wie er es gerade hatte tun wollen. Sie war weit weg, als er es endlich tat, und sein Kadaver war schon ziemlich hinüber, als Nachbarn ihn im Wohnzimmer seiner Ranch in Montana fanden. Er stand aufrecht neben dem begehbaren Kamin, das Gesicht zum Meer gerichtet. Er hörte, bevor er starb, Klaviermusik, die jemand komponiert hatte – zu einer Zeit, als es den Leuten noch wichtig war, so etwas nicht für die Öffentlichkeit zu tun, sondern nur für sich oder einen einzigen Freund. Die Fassade des Hauses war, als Ianthe den Mut fand, hineinzugehen, mit orangefarbenen Monarchfaltern bedeckt. Sie kamen aus dem steinernen Kamin, neben dem ihr Vater sich erschossen hatte, und bildeten eine Wolke, die so groß war, daß sie mit dem Weinen aufhörte, und als alle wegfuhren und das leere Haus zurückließen, blieben die Schmetterlinge da.

Auf dem Hochbett

Linda hatte ein Hochbett, so daß ihr keiner so leicht entwischte. Sie war 19, als ich sie 1972 in Rom kennenlernte, und fotografierte, was ihr vor die Linse kam. Nun, so etwa sechs Jahre später, arbeitete sie als Verhaltenstherapeutin irgendwo im tiefsten Süden von Westberlin. Ich schlief also noch ein paar Stunden, wenn sie zur Arbeit ging und griff dann nach einem der Bücher auf dem Sideboard: *A Confederate General from Big Sur, In Watermelon Sugar* und *Trout fishing in America.*

Noch mal 25 Jahre später

Brautigan und seine Topoi sind eigentlich untypisch für die US-Literatur, und tatsächlich hat auch die dortige Kritik sich mit seinen Büchern schwergetan. Anzunehmen, daß seine Romane einen Plot, eine Handlung oder etwas ähnlich Abstruses aufzuweisen hätten, wäre so albern wie die gängigen Vorstellungen vom gradlinigen Erzählen, und man kann im Grunde auch nicht von einem Brautiganschen Stil sprechen. Was so etwas wie Stil zu sein scheint, ist die Kunst, Gegenstände, Personen und Ereignisse zugleich distanziert und liebevoll, präzise und surrealistisch, ironisch und emphatisch zu bezeichnen, und das ist im Grunde auch schon sein Thema. Das Leben des Einzelgängers in seiner angenehmen Abartigkeit.

Jeder Satz handelt von etwas anderem, nach jedem Satz falle ich in ein Loch, aus dem er mich mit einer Entschuldigung wieder herausfischt, und schon kommt die nächste Stolperfalle. Historisch einzuordnen wäre er vielleicht als Thoreaus Enkel (Walden: *Über die Pflicht zum Ungehorsam gegen den Staat*), an dessen Neurosen die Auswirkungen des Systems ablesbar sind, vor denen Thoreau warnen wollte, wenngleich immer noch die Überlebenschance anklingt: »Die Hütte ist klein, aber angenehm und bequem wie mein Leben, und sie besteht aus Kiefernholz, Wassermelonen, Zucker und Steinen, so wie fast alles hier draußen.«

Das heißt, Brautigans kauziger Stil, sein hobohaftes Aussehen, seine soziale Unangepaßtheit, seine Tendenz zum Stadtstreichertum, seine Art, sein Leben und natürlich auch sein Schreiben sind die natürlichsten Äußerungen eines von Jugend an Ausgeworfenen und Mißhandelten, was die Squareheads in den Redaktionsstuben nicht daran gehindert hat, ihn in den sechziger Jahren als literarisches Sprachrohr der kalifornischen Hippies einzuordnen, und als das wurde er etwa ab 1970 auch von den Werbefritzen diverser deutscher Verlage verkauft.

Rezeption eins

Natürlich war es eine Zeitlang Mode, Brautigan auf Partys einzuladen, als endlich auch die großen amerikanischen Verlage wie Random-House und Bantam sich um ihn rissen, und er sich den Whisky kistenweise und seiner kleinen Tochter ein Pferd kaufte und in Japan rumhing, aber seine Dünnhäutigkeit machte ihn wohl zu einem etwas riskanten Stargast.

»Wie war es denn?« fragte ihn Ianthe, als Jack Nicholson ihn einmal nach Hause eingeladen hatte. »Ich glaube nicht, daß Jack mich sonderlich gemocht hat.« – »Warum?« – »Na ja, ich habe mich betrunken und ein paar Körbe geworfen.«

Die editorische Situation

Bei Hanser erschienen 1970/71 *Forellenfischen in Amerika* und *In Wassermelonen Zucker,* in der Übersetzung von Celine Bastian, und in den Achtzigern gab es ein halbes Dutzend schön gemachte Bücher, von Günter Ohnemus übertragen, bei Eichborn, darunter den *Konföderierten General* und *Die Rache des Rasens.* In den Neunzigern dann versuchte Rowohlt sein Glück u.a. mit dem *Gotischen Western*, den Gedichten *Die Pille gegen das Grubenunglück von Springhill* und meinem Lieblingsroman *Sombrero fallout (Sombrero vom Himmel),* in dem ein unerklärlicher Hut auf einer Dorfstraße einen Bürgerkrieg in den USA auslöst – eine ätzende Parodie auf die Freude des US-Establishments an Kriegspielzeugen.

Heute ist der Markt leergefegt wie das Beitrittsgebiet, nur die Internet-Antiquariate haben noch fast alles im Angebot zu relativ freundlichen Preisen in sämtlichen Kultursprachen inklusive türkisch und chinesisch.

Aber, aber

So kommen wir zum eigentlichen Grund dieser verwahrlosten Zeilen – es gibt noch was: Im Maro Verlag ist voriges Jahr aus dem Nachlaß *Eine unglückliche Frau* erschienen (deutsch von Ohnemus) – sicher nicht Brautigans stärkstes, aber ein, wegen der autobiographischen Details, sehr unterhaltsames Buch, das auch die typischen Merkmale seines Stils aufweist, und im Kartaus Verlag ist für demnächst nun auch der Roman *Forellenfischen*... angekündigt, der mich vor 25 Jahren einen Tag lang auf Lindas Hochbett fesselte, bis sie von der Arbeit zurückkam und ich die Absaugpumpe der Badewanne in der Küche reparieren mußte.

Den Tod holen

Am meisten zu loben aber ist der Kartaus Verlag für Ianthe Brautigans Erinnerungen an ihren Vater *Den Tod holen.* Erinnerungen von Kindern an ihre Eltern haben ja meist etwas schrecklich Peinliches, und auch Ianthes Buch handelt streckenweise von jener symbiotischen Beziehung des siamesischen Hinterbliebenen, der seinen Phantomschmerz beweint und nicht begreift, daß dieser in erster Linie auf ein verkürztes Ich und eine suchthafte Unselbständigkeit verweist. Tochter Ianthe begreift indes, daß ihre eigene Wehmut nur funktioniert, wenn sie den Verlorenen deutlicher und stärker vor Augen führt, als der selber es in seinen literarischen Texten tun konnte (aus Gründen, die jeder verstehen wird, der die Literatur nicht als einen Fotoapparat mit Selbstauslösermechanik mißversteht).

So entsteht ein Bild des Autors Brautigan, das weder die alkoholischen Exzesse ausspart, noch die verheerenden Folgen der Elektroschocks, mit denen er in der Psychiatrie gefoltert wurde, nachdem er vor einem Polizeirevier randaliert hatte.

Die Bilder, die sie findet, bleiben, als wäre man selbst traumatisiert worden, wie das Foto von der Uhr in Brautigans Küche, die keine ist: In einer nächtlichen Orgie schießen der Dichter und sein Freund sich eine Uhr in die Wand, die stehen bleibt, als das Kind aus dem Haus flieht.

Richard Brautigan: *Eine unglückliche Frau.* Maro Verlag, Augsburg 2002, 116 Seiten, 14,90 Euro

ders.: *Forellenfischen in Amerika*. Kartaus Verlag, Regensburg 2003 (erscheint im Oktober), 160 Seiten, 16 Euro

Ianthe Brautigan: *Den Tod holen.* Kartaus Verlag, Regensburg 2002, 196 Seiten, 17,50 Euro

---

Peter O. Chotjewitz hat zuletzt den Roman »Machiavellis letzter Brief« (Europa Verlag) veröffentlicht

Konkret 09/03, S. 56

Kurt Pätzold

Deutsches Gemüt

Warum neue Bücher über Stalingrad nicht gerade die Geschichtsschreibung voranbringen, aber dennoch aufschlußreich sind.

Was die deutsche Militärgeschichtsschreibung zur Schlacht zwischen Don und Wolga herausgefunden hatte, lag 1992 zum 50. Jahrestag des Ereignisses gedruckt vor. Im Verlauf des letzten Jahrzehnts ist Neues kaum hinzugekommen. Doch wurde die Historiographie über die Schlacht jüngst durch lokale Initiativen ergänzt, die – wenn sie auch nicht durchweg erkenntnisstiftend genannt werden können – Beachtung verdienen.

Der Geschichtsverein im schwäbischen Zwiefalten hat Tagebücher und Briefe eines jungen Mannes herausgebracht, der nach dem Abitur Berufssoldat und – vierundzwanzigjährig – im Januar 1943 im Stalingrader Kessel durch seinen Divisionskommandeur zum Hauptmann befördert wurde. Der General entkam Tage später westwärts, der Zurückgebliebene war wenig später tot. Die Herausgeber präsentieren die Texte als Zeugnis der verlorenen Jugend eines Idealisten. Alfons Metzger, belesen, kunstinteressiert, wenn auch kaum gebildet, mit schriftstellerischen Ambitionen, träumte davon, einst in fernem Land als Kolonialoffizier mit seiner Gattin die Beine baumeln zu lassen. Derlei Platz an der Sonne mußte erst erobert werden. Dabei ging er zugrunde – als in der Wolle gefärbter Faschist, angefüllt mit nationalem Hochmut, getränkt mit Rassedünkel, wie seine Eintragungen über Polen, französische und britische Soldaten und bolschewistische Untermenschen bezeugen. Dazu die »schmierigen Juden«. Nur unter deutscher Führung könnte aus den Völkern im Osten was werden, meinte auch er.

Warum fällt es den Herausgebern noch 60 Jahre später schwer, zu qualifizieren, was sie da aus dem Nachlaß eines Katholiken herausklauben, der in Kirchen Orgel spielte, Feldgottesdienste besuchte und selbst organisierte? Warum kann er noch immer nicht den Platz erhalten, den er in der Täterkolonne doch eingenommen hat? Warum kein befreiendes Wort über jene beklemmende Szene, da er, Besatzungssoldat in Lodz, Weihnachten 1939 einem kleinen Mädchen, das ihm zufällig begegnet war, ein Weihnachtspaket ins Haus trägt? Ein deutsches *Gemüt*, das sich über das Wissen von den deportierten Juden und Polen vorm Gang zur Beichte beruhigen will. Darüber wäre zu reden gewesen in Zwiefalten: Wie aus dem Sohn einer frommen Katholikin und eines Zentrumspolitikers, der 1933 sein Bürgermeisteramt verlor, dieser des Endsieges sichere Offizier wurde, der an die Lügen vom Präventivkrieg und von der Verteidigung Europas glaubte. Auch darüber, ob im Familienkreis nie darüber gesprochen worden war, was aus den aus der »Zwiefaltener Anstalt«, deren Verwaltung dem Vater oblag, weggeschafften Insassen wurde.

Contra oblivionem, haben die schwäbischen Geschichtsfreunde ihrer Edition vorangestellt. Dem Vergessen aber kann nur entgegenwirken, wer an die Vergangenheit Fragen zu stellen weiß. Unangenehme eingeschlossen. Statt dessen: Geist und Nerven schonende Besichtigung der Geschichte. Etwas gewinnen kann aus dem Lesestoff, wer sich informieren will, wie die Wehrmacht in kurzer Zeit Zug- und Kompanieführer heranbildete, ohne die sie nicht bis Stalingrad gekommen wäre. Aber eben doch nur bis dahin.

Ein Kölner Verein, der die Städtepartnerschaft der Rheinmetropole mit Wolgograd fördert, konnte im Januar in beiden Städten, hier in deutscher, dort in russischer Sprache, das Buch ... *und die Wolga brannte* vorlegen. Es faßt Erinnerungsberichte von Menschen zusammen, die in der Stadt lebten, als die Wehrmacht begann, sie zu erobern. Die einen berichten, wie sie in die Hände der Wehrmacht fielen und zur Zwangsarbeit nach Deutschland transportiert wurden. Andere lebten während der Kämpfe in Stalingrad oder waren aus der Stadt getrieben worden, entkamen der Verschleppung ins Reich und überlebten in Dörfern westwärts des Don.

Die nun darüber schrieben, waren, als um Stalingrad gekämpft wurde, zwischen vier und 15 Jahren alt. Naturgemäß mischen sich in ihren Niederschriften eigene Erinnerungen mit dem, was sie von Eltern, älteren Geschwistern oder anderen Leidensgefährten erfuhren oder was sie später lasen. Einige Eindrücke kehren in den Schilderungen immer wieder: Die verheerenden Luftangriffe auf die Stadt, denen (geschätzt) 40.000 Menschen zum Opfer fielen, ein erheblicher Teil davon durch gezielte Beschießung der Fliehenden entlang des Stroms und in Booten, mit denen sie das Ostufer zu erreichen suchten; der Weg zu den Vorräten noch genießbaren Weizens nahe dem Getreidespeicher; das mit Todesgefahr verbundene Suchen nach trinkbarem Wasser; das Frieren in Behausungen, aus denen sie von deutschen Soldaten vertrieben wurden, als diese selbst Unterkünfte suchten oder Häuser abrissen, um Holz für ihre Öfen zu gewinnen; das Sterben nächster Verwandter, der Mutter oder eines der Geschwister.

Der Band hat einen aktuellen Bezug. Die Auskunftswilligen wurden gefragt, warum sie die Stadt nicht verlassen hatten. Die Antworten widersprechen den Deutungen, die jüngst in deutschen Zeitungen zu lesen waren. Da wurden die Toten der Bombardements nicht dem Oberbefehlshaber der deutschen Luftflotte, Generaloberst von Richthofen, und seinem Stab angelastet, sondern Stalin, der die Evakuierung der Stadt verboten habe. Kein Zeitzeugnis steht für diese Behauptung. Eine Autorin schreibt, es seien die Familien der Funktionäre frühzeitig aus der Stadt gebracht worden, um sie habe sich

hingegen niemand gekümmert. Andere berichten, man habe kranke Familienmitglieder nicht zurücklassen wollen. Auch hätten sich Familien nicht trennen wollen, wenn Vater oder Mutter an einem Platz standen, den sie nicht räumen durften.

Carl Schüddekopf ließ sich von acht ehemaligen deutschen Soldaten ihre Lebensgeschichten erzählen und schrieb sie – auch offenkundige Irrtümer nicht korrigierend – nieder. Zu seinen zwischen 1914 und 1922 geborenen Interviewpartnern gehörten fünf Arbeiter, ein Abiturient, ein Student und ein Arzt. Sie gerieten sämtlich in die Stalingrader Schlacht, einige im Rang von Offizieren. Manche wurden schwerverwundet aus dem Kessel geflogen. Einer von ihnen lebte nach Kriegsende kurze Zeit in der Sowjetischen Besatzungszone. Alle, wiewohl sich unter ihnen ein freiwilliger Angehöriger der Allgemeinen SS und ein HJ-Führer befand, wollen Nazis nie so richtig gewesen sein. Sie sehen sich als Opfer. Auch der Autor sieht sie so. Er betrachtet sein Buch als Wiedergutmachung: »Das Unrecht, das ihnen der nationalsozialistische Staat und seine Eliten angetan haben, ist nie thematisiert worden.«

Wie schon ein Jahrzehnt zuvor hat auch Guido Knopp ein Buch vorgelegt – damals *Entscheidung Stalingrad*, nun *Stalingrad. Das Drama*. Die Publikation bedient sich bei inzwischen publizierten Briefen, Tagebüchern und Erinnerungen. Sie werden wie gehabt mit anderen Dokumenten versetzt und dem anspruchslosen TV-Publikum als Erkenntnisneuheit präsentiert: Hitler, der Starrsinnige, der Scharlatan, der Außenseiter aus dem Innviertel, der – das ist nun wirklich ältester Müll – als »ein Fremder in die deutsche Nationalgeschichte« einbrach, wo er sich gehorsame Generale zurichtete usw.; die Reduktion des Krieges auf »Dreck, Blut und Tod«, worin alles Interesse und jedes Ziel samt seinen Trägern versinkt. Stalingrad sei militärisch gar nicht wichtig gewesen, nur der Name der Stadt habe den »Führer« gereizt, der dann dort auf den starrsinnigen Stalin stieß. Gute Nacht.

Alfons Metzger: *Eine verlorene Jugend in Deutschland, Tagebuchaufzeichnungen und Brie-fe 1937-1943.* Hg. vom Geschichtsverein Zwiefalten. Zwiefalten, o. J., 336 Seiten

Verein zur Förderung der Städtepartnerschaft Köln-Wolgograd e.V. (Hg.): *... und die Wolga brannte. Überlebende aus Stalingrad erinnern sich. Eine Dokumentation.* Köln 2002, 319 Seiten

Carl Schüddekopf: *Im Kessel. Erzählen von Stalingrad*. Piper, München 2002, 391 Seiten, 22,90 Euro

Guido Knopp: *Stalingrad. Das Drama.* Bertelsmann, München 2002, 320 Seiten, 23,90 Euro

Jens Ebert (Hg.): *Feldpostbriefe aus Stalingrad.* Wallstein, Göttingen 2003, 320 Seiten, 29 Euro

---

Kurt Pätzold hat das Buch »Stalingrad und kein Zurück. Wahn und Wirklichkeit« (Militzke) veröffentlicht

Konkret 09/03, S. 57

Ludwig Seyfarth

Richtung Westen

Eine Ausstellung in der Berliner Nationalgalerie zeigt die Kunst der DDR, die jenseits der repräsentativen Arbeiter- und Bauernbilder entstand.

Sehr wohl scheinen sie sich nicht zu fühlen. Sechs Menschen befinden sich jeder für sich in einem engen nischenartigen Raum. Ein Mann scheint laufen zu wollen, aber wohin, wenn gar kein Platz da ist? Daneben hebt ein anderer die Hand zum Siegeszeichen, schaut aber lieber weg in eine andere Richtung. Glaubt er nicht an die Geste, die er gerade vorführt? Eine untersetzte Figur, wohl ein Kind, im Kasten darüber hätte etwas mehr Raum, um sich zu bewegen, steht aber wie apathisch an der Wand. Die Protagonisten, die der Maler Volker Stelzmann 1983 in seinem »Gehäuse« vorführt, scheinen eher einem Theaterstück von Samuel Beckett zu entstammen als einem Menschentyp zu entsprechen, der in der DDR als Vorbild sozialistischer Arbeit am Bau einer besseren Gesellschaft offiziell propagiert wurde. Stelzmann, der bald in den Westen übersiedelte, malte nicht »für« die DDR, aber seine Bilder sind dennoch deutlich als »Kunst in der DDR« erkennbar. Sein »Gehäuse« ist ein prototypisches Beispiel für eine Kunst, die stilistisch der gleichzeitigen West-Produktion kaum vergleichbar ist, nach deren Maßstäben gar nicht angemessen beurteilbar wäre. Kein Maler in der BRD hätte in den achtziger Jahren als zeitgemäß reüssieren können, wenn er sich wie Stelzmann an Expressionismus und Realismus der Zwanziger, an Otto Dix oder George Grosz, orientiert und gleichzeitig auch noch auf altdeutsche oder -niederländische Malerei rekurriert hätte.

Stelzmanns enge Gehäuse erinnern an die schmalen Bildfelder in den Flügeln des Genter Altars von Jan van Eyck. Gleichwohl ist das Bild ein eindrucksvoller, gleichnishafter Kommentar zu einer Gesellschaft, die nicht mit ihren selbstgesetzten Idealen übereinstimmt, und, gemessen an seiner inhaltlichen Aussage, auch stilistisch nicht anfechtbar. Nach welchen Kriterien ist das Bild überhaupt zu beurteilen? Gelten für die Kunst in der DDR eigene Gesetze, auch wenn sie nicht konformistisch war?

Stelzmann Bild stellt eine Nischengesellschaft dar. Das könnte ein Motto für die gesamte Berliner Ausstellung sein, die gegenwärtig den bisher umfassendsten Überblick über die in der DDR entstandene Kunst zu bieten versucht. Doch man sieht keine pathetischen Helden der Arbeit oder biedere Volkslehrerinnen vor gelehrigen Schülern, wie sie auf der III. Deutschen Kunstausstellung in Dresden 1953 programmatisch den positiven Geist des Sozialismus verkünden sollten. Auf den ersten beiden offiziellen DDR-Kunstausstellungen waren noch viele eher düstere, melancholische Bilder zu sehen gewesen, die in der Nachfolge des Expressionismus der zwanziger Jahre auch im sowjetisch besetzten Teil Deutschlands entstanden. Solches Grau, befand Walter Ulbricht, sei Ausdruck einer zurückgebliebenen Kunst, die man in der aufstrebenden DDR nicht brauchen könne. Ein tatkräftiges Volk brauche positive Bilder.

Gleichwohl ließen Maler wie die Berliner Harald Metzkes und Ernst Schroeder auch weiterhin nicht von ihrer »Schwarzen Melancholie«, wie eines der zwanzig Kapitel heißt, in die die Ausstellung aufgeteilt ist. Die beiden Kuratoren Eugen Blume und Roland März, beide schon zu DDR-Zeiten an der Ostberliner Nationalgalerie tätig, haben die von ihnen als »Essay« bezeichnete Schau teils chronologisch, teils an Themenschwerpunkten orientiert strukturiert. Die Ausstellung wurde binnen weniger Monate konzipiert und 400 Werke von 145 Künstlern aus öffentlichen und Privatsammlungen in West und Ost zusammengetragen. Deutlich erkennbare Defizite hat die kurze Vorbereitungszeit im Katalog hinterlassen. Über die Hälfte der ausgestellten Werke ist nicht abgebildet, für nützliche Informationen wie Künstlerbiographien muß man auf den parallel erschienenen Bestandskatalog der Nationalgalerie zur DDR-Kunst zurückgreifen, der allerdings nur Gemälde und Skulpturen verzeichnet, während die Ausstellung auch Zeichnungen, Fotografien, Collagen, Plakate und Filme zeigt.

Eines macht die Schau vor allem deutlich: Es gab in der DDR nicht nur die offizielle Parteikunst einerseits, die unterdrückte Dissidentenkunst andererseits, sondern eine Vielfalt unterschiedlichster Stile und Richtungen. Auch Melancholiker durften malen, wurden allerdings nicht gefördert. Neben der dominanten figurativen Kunst existierte auch eine abstrakt-konstruktivistische und informelle Richtung um den Altmeister Hermann Glöckner, auch wenn sie auf den offiziellen Ausstellungen nicht in Erscheinung trat.

Die Ausstellung führt uns bevorzugt in die Nischen, hin zu dem, was es alles auch noch gab. Vom DDR-»Staatsmaler« Willi Sitte sehen wir nicht, obwohl im Besitz der Nationalgalerie, seine riesigen Auftragsbilder für die Leuna-Werke, sondern frühe Bilder, die zeigen, was seinem späteren, routinierten monumental-expressiven Stil vorausging, nämlich eine vielseitig experimentierende Auseinandersetzung mit Malern der Pariser Moderne wie Léger oder Picasso.

Neben Sitte waren auch Werner Tübke, Wolfgang Mattheuer oder Bernhard Heisig keine Künstler, die mit dem System in direkten Konflikt gerieten. Dazu trug bei, daß sich in den siebziger Jahren auch im Westen ein Interesse an diesen Malern entwickelte, das der DDR hin und wieder Devisen einbrachte. Neben dem anhaltenden publizistischen Engagement des leitenden Kunstredakteurs der »FAZ«, Eduard Beaucamp, für die DDR-Kunst gab es erste große Ausstellungen, etwa im

Hamburger Kunstverein. Der damalige Direktor der Hamburger Kunsthalle, Werner Hofmann, kaufte die ersten Bilder Tübkes und Mattheuers für eine westliche Museumssammlung. Die meisten DDR-Werke kamen allerdings durch einen bekannten Sammler in die BRD, der sich von Hitlers Bildhauer Arno Breker hatte porträtieren lassen, während Helmut Schmidt den Entspannungskurs zwischen den beiden deutschen Staaten durch einen Bildnisauftrag an Bernhard Heisig unterstützte. Aber der Geschmack des Aachener Schokoladenfabrikanten Peter Ludwig war vielseitig, und er kaufte ähnlich großzügig im Osten ein, wie er es in den sechziger Jahren mit der amerikanischen Pop-Art getan hatte.

Pop-Art aus der DDR erwarb Ludwig nicht, obwohl es sie, wenn auch nur am Rande, durchaus gab. Mit Jahrgang 1905 hatte man sogar den wohl ältesten Pop-Künstler der Welt zu bieten. 1957 und 1958 war der Dresdner Willy Wolff in England gewesen, wo er Werke von Richard Hamilton und Eduardo Paolozzi gesehen hatte. Die von Wolff dann ab 1967 im Rentenalter entwickelte, gleichsam sächsische Pop-Art-Variante ging bis zur Anverwandlung sozialistischer Embleme und Ikonen an westliche Markenlogos und nahm um zwei Jahrzehnte vorweg, was als »Soz-Art« russischer oder chinesischer Provenienz um 1990 den Kunstmarkt erobern sollte.

Für das breite Publikum ist Wolff immer noch eine der Entdeckungen, auf die es den Kuratoren besonders ankam, und so ziert seine Collage »Lenin zum 100. Geburtstag« – und eben kein Tübke oder Heisig – das Plakat und den Katalog der Ausstellung. Daß die repräsentative, das System feiernde Staatskunst zugunsten künstlerisch interessanterer Werke vor der Tür blieb, hat allerdings auch Einwände provoziert. Diese kommen vor allem aus den Reihen derjenigen, die einst unter den Repressionen in der DDR zu leiden hatten. Das mag zunächst erstaunen, aber ein Plädoyer für die Präsentation der unliebsamen »offiziellen« Werke ist mit dieser Kritik nicht verbunden. Vielmehr behaupten die Vorwürfe, daß die Ausstellung mit ihrer tendenziellen Ausblendung der Kontexte ein beschönigendes Bild der DDR liefere.

Nun wäre auch eine Ausstellung vorstellbar gewesen, die erst in den achtziger Jahren ansetzt und sich auf jene jüngeren Künstler/innen konzentriert, die noch leben und arbeiten und deren Werk auch nach der »Wende« weiterverfolgt wird. Vielleicht könnte solch eine Ausstellung, die zugunsten der Retrospektive von den Kuratoren zunächst zurückgestellt wurde, endlich aus den Aporien herausführen, in denen jeder Rückblick auf die DDR-Kunst zwangsläufig steckt. Denn egal, wofür man sich entscheidet, es ist in anderer Hinsicht jeweils das Falsche. Hätte man mehr auf den Kontext als auf die Qualität der Werke geachtet, wäre aus dem Blick geraten, was zum Leitfaden der Schau wurde: das Interesse nämlich an jenen Eigenschaften der in der DDR entstandenen Kunst, die auch international langfristig standhalten. Den unmittelbaren Vergleich mit der »Westkunst« zu wagen, führt allerdings zwangsläufig zu dem Problem, ob kontextbedingte Ungleichzeitigkeiten in einem einheitlichen Konzept überhaupt aufhebbar sind. Landen Gemälde aus den achtziger Jahren, die im Stile von Otto Dix gemalt wurden, oder eine kybernetisch orientierte Op-Art, die im »Westen« zwanzig Jahre zuvor en vogue war, wenn sie in den Rahmen einer nivellierenden West-Kunst-Geschichte eingepaßt werden, nicht genau dort, von wo sie für diese Ausstellung oft genug hervorgeholt wurden: im Depot der Museen?

Ist es »richtig«, jene Werke zu bevorzugen, die eine Gleichzeitigkeit der künstlerischen Gestaltung suggerieren, etwa die großformatigen, neoexpressiven Gemälde von Klaus Killisch, Trak Wendisch, Wolfram Adalbert Scheffer oder Hans-Hendrik Grimmling, die im Boom der wilden West-Malerei kaum durch östliche Andersartigkeit aufgefallen wären? Ist A. R. Pencks in den sechziger Jahren ohne Kenntnis vergleichbarer Tendenzen im Westen entwickelte Zeichensprache ästhetisch höher zu bewerten als die figurative Altmeisterlichkeit Werner Tübkes? Ist der Einzelgänger Robert Rehfeldt, der mit seiner Mail-Art über den Postverkehr weltweite Künstlerkontakte pflegte, interessanter als andere Künstler, nur weil die Relikte seines Schaffens auch in einer internationalen Fluxus-Ausstellung einen Vitrinenplatz beanspruchen könnten?

Der für solche Fragen unproblematischste Bereich ist die Fotografie. Die Bilder, die Arno Fischer in den fünfziger Jahren sowohl in Ost- als auch in Westberlin machte, stets mit subtilen kompositorischen Verweisen auf die Teilung der Stadt, halten jedem internationalen Vergleich ebenso stand wie die Aufnahmen menschenleerer Plattenbausiedlungen oder Vorstadtstraßen, die Ulrich Wüst Anfang der achtziger Jahre mit nüchterner Strenge anfertigte. Ein systembedingter oder qualitativer Unterschied zu den Bildern, die Thomas Struth, Wilhelm Schürmann oder Heinrich Riebesehl gleichzeitig im Ruhrgebiet oder im Niedersächsischen einfingen, ist nicht erkennbar. Der »kalte« Blick der Fotografie, geschult an Vorbildern, die auch im Westen leitend waren, wie der Sozialdokumentarismus von Walker Evans oder Robert Frank, machte Leerstellen und Brüche sichtbar, ohne offen systemkritisch sein zu müssen.

Gewiß nicht auf der Linie des offiziellen DDR-Menschenbildes waren die eindringlichen Porträts von Gundula Schulze al Dowy. Wie ihr »Andreas der Rußkönig« von 1985 sah ein repräsentativer »Held der Arbeit« nun mal nicht aus. Mit dreckverschmiertem Gesicht blickt er uns wie ein trauriger Clown entgegen. Aber sehen wir wirklich einen Bergarbeiter, der in einem Schacht sitzt? Könnte es nicht auch ein Maler vor einem großformatigen düster-abstrakten Gemälde sein?

Eine melancholische Tönung des Blicks aufs Individuum prägt die DDR-Kunst fast durchgängig, auch manche jener Bilder, die dem repräsentativen Kanon der Partei zu folgen scheinen. Auf Wolfgang Mattheuers Gemälde »Die Ausgezeichnete« (1973-74) sitzt die Geehrte eher verloren am Tisch, die Blumen wirken wie bestellt und nicht abgeholt auf der weißen Tischdecke. Die DDR-Medien sahen darin die Verkörperung eines einfachen, bescheidenden Menschen, den eine solche Ehrung in Verlegenheit bringt. Man kann in dem Bild aber auch eine grundlegende Entfremdung zwischen

dem offiziellen Menschenbild und der privaten Gefühlswelt des Individuums ablesen. Die mit geschlossenen Augen dasitzende »Ausgezeichnete« ist ein Porträt der Mutter Mattheuers.

Nicht nur mit der DDR, auch mit der Kunst in der DDR war es zu Ende, als es die DDR nicht mehr gab. Vierzehn Jahre später erleben wir die zeitliche Koinzidenz einer Retrospektive der DDR-Kunst, die schon in den ersten beiden Wochen 35.000 Besucher anlockte, mit dem anhaltenden Kassenerfolg eines Spielfilms, der die Sentimentalitäten und Moden thematisiert, welche die Erinnerung an die DDR »ostalgisch« verklären. An dem komödiantischen Stoff, aus dem »Goodbye, Lenin!« gemacht ist, wurde allerdings schon gestrickt, als es die DDR noch gab. Denn hier und da begann man am Ende, die Dinge nicht mehr so ernst zu nehmen. Auch das zeigt die Ausstellung »Kunst in der DDR«. So hat etwa Matthias Leupold 1989 den Arbeiter- und Bauernkitsch der III. Deutschen Kunstausstellung von 1953 in einem ironischen »Fahnenappell« als »lebende Bilder« fotografisch nachgestellt. Die Posen einer junge Traktoristin, einer Volksrichterin oder eines Offiziers der Volkspolizei werden zur skurrilen Maskerade eines Laientheaters. Und die Farbfotos, die Jens Rötzsch von den letzten großen Masseninszenierungen der DDR machte, lassen das Ganze als längst hohl gewordenen Pomp erscheinen. Der Blick in die Gesichter der Beteiligten verrät ihre Gleichgültigkeit gegenüber ihrem Tun.

Alles in allem sehen wir in der Berliner Nationalgalerie nicht »ein« Bild der DDR-Kunst, sondern ein disparates und heterogenes Tableau, das eher neue Fragen aufwirft als Antworten gibt. Unter welchen politischen und materiellen Schwierigkeiten (oder günstigen Bedingungen) entstanden die Bilder, die die Nationalgalerie uns zeigt? Läßt sich der Versuch, die Kunst in der DDR auf bleibende ästhetische Qualitäten zu untersuchen und dabei nach den Entstehungsbedingungen der einzelnen Werke erst in zweiter Linie zu fragen, vielleicht ein wenig mit dem fingierten »besseren« Ende der DDR vergleichen, das der Mutter in »Good-bye, Lenin!« vorgespielt wird?

Die Kunst der DDR hätte allemal ein besseres Ende verdient, als nach vierzigjährigem Betrieb ihrer eigenen Nebenstrecken schließlich doch wieder ins Kursbuch der westlichen Kunstgeschichtsschreibung integriert zu werden (auch wenn sie in vielen Fällen darauf gehofft haben mag). Auch hätten sich durchaus wichtigere Beispiele für das Weiterwirken der kulturellen und ästhetischen Prägung durch die DDR finden lassen als Einzelfiguren wie der Leipziger Neo Rauch (KONKRET 3/03), in dessen figurativem Malstil seine DDR-Sozialisation bis heute sichtbar ist und der sowohl auf dem Markt als von der internationalen Kritik sehr wohlwollend behandelt wird.

Der Blick in die Nischen der DDR-Kunst, den die Ausstellung gestattet, gibt gleichwohl ausreichend Anlaß zum Staunen. Das alles also hat es »dort« gegeben. Nach der Wende war diese Kunst zunächst noch vergessener als vorher. Und im kollektiven Gedächtnis dominiert noch immer, was man auch im Westen schon zum Überdruß kannte: die pompösen Fabrikarbeiter Willi Sittes, die uns die Berliner Schau jetzt nicht mehr zeigt.

Kunst in der DDR. Eine Retrospektive der Nationalgalerie. Neue Nationalgalerie, Berlin, bis 26. Oktober 2003. Katalog (360 Seiten, 237 Abb.) in der Ausstellung 22, im Buchhandel 36 Euro.

Ludwig Seyfarth schrieb in KONKRET_8/03 über den Zerstörungskünstler Gordon Matta-Clark

Konkret 09/03, S. 59

Oliver Tolmein

Wieso, weshalb, warum?

Der alte Titel existiert schon lange nicht mehr, ein neuer ist noch nicht gefunden. Das Geld ist noch da, das Konzept aber schon weg. Dafür gibt es einen Kooperationspartner, der sich aber nicht so nennen lassen will, sondern lieber einen Vertrag aufsetzen läßt, demzufolge die Macher der Ausstellung ihm nicht in die Zusammenstellung und Präsentation des zeitgeschichtlich-dokumentarischen Materials hineinzureden haben. Wenn es denn wenigstens viel Lärm um nichts wäre ...

Es geht aber um die RAF, die fünf Jahre nach ihrer Auflösung so viele aufgeregte Schlagzeilen produziert wie in den Zeiten ihrer Anschläge und Attentate. Es geht also um ein Thema, über das sich durchaus Wichtiges sagen ließe. Es böte auch Stoff genug für eine Kunstausstellung, wenngleich man sich fragen muß, was an ihm gerade jetzt so bedeutend und spannend sein soll und ob es derzeit nicht interessanter wäre, wenn sich Obdachlose mit dem Niedergang des Feuilletons oder Künstler mit dem Anstieg der Arbeitslosigkeit beschäftigten, statt daß Bundestagsabgeordnete als Berater für eine Kunstausstellung über den bewaffneten Kampf in der Bundesrepublik herangezogen werden.

Zugegeben, es gibt kaum ein Thema, das nicht durch ein spannenderes verdrängt werden könnte, warum also nicht eine Ausstellung über die RAF konzipieren? Daß die Kuratoren der Berliner Kunst-Werke glaubten, sie könnten für ihr Projekt Gelder von der Bundeszentrale für politische Bildung und dem Hauptstadtkulturfonds einsammeln, ohne ihr Konzept mit den Angehörigen der Opfer und der parlamentarischen Opposition abzustimmen, zeigt überdies eindrucksvoll, wie schnell politische Erfahrungen, man denke nur an die Staatstreuebekenntnisse deutscher Professoren nach der Veröffentlichung des »Mescalero«-Nachrufes, dem Vergessen anheimfallen. Daran zu erinnern kann also nicht schaden.

Aber zu diesem Zweck hat die Aufregung um das Wort »Mythos« und den kleinen Sack Geld niemand genutzt. Und daß die Ausstellung selbst, deren geistige Urheber zu der aufgeflammten Debatte nur in jeder Hinsicht belanglose Entschuldigungen beigetragen haben, mehr werden könnte als ein Eventchen, ist nicht zu erwarten. Was soll□s. Schaden wird das Ganze nicht viel. Nutzen auch nicht. Aber wenn es denn partout um die RAF gehen soll: Wichtiger als jedes Dokudrama und voraussichtlich eindrucksvoller als jedes Kunstwerk wäre es, für Opfer wie für Täter, wenn die Archive geöffnet würden und die Öffentlichkeit Einblick in die Materialien bekäme, über die auch das Hamburger Institut für Sozialforschung nicht verfügt □ die unzensierten, vollständigen Protokolle des Kleinen Krisenstabs aus dem »Deutschen Herbst«.

Konkret 09/03, S. 60

Martin Büsser

Pin-Up à la Cézanne

Daß die Pop-Art auch eine theoretisch anspruchsvolle Bewegung war, zeigt eine Kölner Ausstellung mit Werken des britischen Künstlers Richard Hamilton.

Ein kleines, eher beiläufig geschaffenes Werk machte ihn bekannt: die nur 26 x 25 cm große Collage »Just what is it that makes today's homes so different, so appealing?«. Was von Richard Hamilton 1956 nur als Posterentwurf und Katalogillustration für die Ausstellung »This is tomorrow« gedacht war, macht ihn im Rückblick zum »Vater der Pop-Art«, war er doch der erste, der diesen Begriff in eine künstlerische Arbeit integrierte. Die Collage versammelt sämtliche, aus Werbekatalogen ausgeschnittene Ikonen der Konsumgesellschaft, dicht zusammengefügt in einem Raum, der vom Universum oder einer das Universum darstellenden Deckentapete gestirnt wird. Ein darin leicht debil wirkender Bodybuilder hält einen phallischen, überdimensionalen Lutscher mit der Aufschrift »Pop« in der Hand. Laszlo Glozer weist in einem Beitrag zur Kölner Hamilton-Retrospektive darauf hin, daß – ähnlich wie im Fall Kurt Schwitters, der aus dem Wort »Commerzbank« den stilbildenden Begriff »Merz« herausschnitt – , hier aus dem »Lollypop« jenes Wort gewonnen wurde, das uns bis heute in den verschiedensten Zusammenhängen von Kunst und Kommerz begleitet.

Hamilton selbst ist nicht sehr glücklich darüber, auf das Schlagwort »Pop« reduziert zu werden, über das oft genug nur Verwandtschaften mit den wesentlich bekannteren US-amerikanischen Kollegen Andy Warhol und Roy Lichtenstein festgestellt, nicht aber die Unterschiede betont werden. Die britische Pop-Art arbeitete jedoch, was nur wenig bekannt ist, als eine von Anfang an theoretisch anspruchsvolle, interdisziplinäre Bewegung. Die 1952 in London gegründete »Independent Group«, der auch Hamilton angehörte, setzte sich aus Künstlern, Architekten, Designern, Historikern und Kritikern zusammen, die in Diskussionen, Vorträgen und Ausstellungen Pop- und Massenkultur erstmals einer soziologischen und kulturgeschichtlichen Analyse unterzogen. So ist es nicht verwunderlich, daß Hamiltons damalige Definition der Pop-Art einige Selbstironie besitzt, die eine affirmative Lesart im Sinne Warhols unmöglich macht: »Pop-Art ist populär, flüchtig, schnell vergessen, billig, massenproduziert, jung, geistreich, sexy, trickig, glamourös und großes Geschäft.«

Wenn man bedenkt, wie wenige Arbeiten Hamilton aus den fünfziger und sechziger Jahren hinterlassen hat und wie lange er oft einzelne Motive bearbeitete, treffen Worte wie »billig« und »massenproduziert« kaum auf seine eigene Arbeitsweise, sehr wohl aber auf Warhols New Yorker Siebdruckfabrik zu. Ein wesentlicher Unterschied zu Warhol wird vor allem dort deutlich, wo beide Künstler sich desselben Motivs angenommen haben: Hamiltons »My Marilyn« von 1964 basiert auf Werbefotos, die Marilyn Monroe am Strand zeigen, aufgenommen kurz vor ihrem Selbstmord. Fast alle Fotos sind durchgestrichen oder bis zur Unkenntlichkeit überzeichnet worden, nur eines trägt die Bemerkung »good«. Die bittere Ironie besteht darin, daß nicht Hamilton diese Wertung vornahm, sondern daß er lediglich jenen Fotobogen verwendete, auf dem Monroe selbst notiert hatte, welche(s) dieser Bilder veröffentlicht werden sollte(n). Hamilton vermied auf diese Weise, die Schauspielerin als Stereotyp erscheinen zu lassen; er durchbrach die Oberflächenrezeption der Monroe als Ikone, indem er sich auf eine nicht für die Öffentlichkeit bestimmte Vorlage bezog, an der Diskrepanz zwischen Mensch und medialer Kunstfigur kenntlich wird. Auch Hamiltons berühmt gewordene Verarbeitung eines Fotos, das einen sein Gesicht hinter vorgestreckter Hand verbergenden Mick Jagger kurz nach einer Verhaftung wegen Drogenbesitzes zeigte, arbeitete nicht mit der Anonymisierung, die Warhol mit seinen Ikoniesierungen anstrebte, sondern mit medienkritischer Anteilnahme. Nicht Mick Jagger, sondern eine nach Sensation und Klatsch gierende Öffentlichkeit wird da mittels eines Verfahrens verhöhnt, das sich an Marcel Duchamps Ready Mades orientierte und sich statt massenproduzierter Gegenstände der massenreproduzierten Fotografie bediente.

Aus heutiger Sicht fällt es nicht schwer, diese bekannteste, geradezu klassische Phase in Hamiltons Werk für abgenutzt zu halten – es sei denn, man vergegenwärtigt sich, daß sowohl die fast unveränderte Übernahme banaler fotografischer Vorlagen im Kontext der bildenden Kunst wie auch die damit einhergehende Medienkritik in den frühen sechziger Jahren absolut neu waren. Im Unterschied zur amerikanischen Pop-Art, die massenmediale Vorlagen malerisch umsetzte und damit nicht selten zu deren Ästhetisierung beitrug, entwickelte sich aus Hamiltons Arbeit mit dem Banalen und Flüchtigen überhaupt erst eine von der bildenden Kunst ausgehende kritische Auseinandersetzung mit medialem Bildermüll, die einen entscheidenden Einfluß auf die kurz darauf entstehenden Arbeiten von Edward Kienholz und Wolf Vostell haben sollte.

Der Kunstkritiker Dunald Kuspit hatte Andy Warhols serielles, die Künstlerpersönlichkeit zumindest symbolisch aufhebendes Verfahren zum Beginn der Postmoderne in der bildenden Kunst erklärt. Ein Gang durch die Kölner, »Introspektive« genannte, Hamilton-Werkschau macht deutlich, daß Hamilton demgegenüber stets der Klassischen Moderne verpflichtet blieb. Neben seiner bis heute anhaltenden, obsessiven Beschäftigung mit James Joyce und Marcel Duchamp waren es vor allem Kurt Schwitters, Paul Klee und Paul Cézanne, die Spuren in seinem Werk hinterlassen haben. Noch in den fünfziger Jahren war seine Pinselführung dem späten Cézanne verpflichtet, die Bildoberfläche ist nur noch

fragmentarisch bearbeitet, voller Aussparungen, und damit der Abbildcharakter des Dargestellten in Frage gestellt. Das Gemälde »Hommage à Chrysler Corp« von 1957 verbirgt beispielsweise die Cézanne-Manier gar nicht, sondern sorgt gerade dadurch für einen Verfremdungseffekt, daß der Unvollendung andeutende Stil hier nicht auf ein Stilleben oder eine Landschaft übertragen wurde, sondern auf die Vorderfront eines Luxuswagens, wobei ein Scheinwerfer von einer Frauenbrust gedoppelt und so der sexualisierte Fetischcharakter des Autos thematisiert wird. Der Trick dieses freien Spiels mit ineinander übergehenden und miteinander korrespondierenden Formen besteht darin, daß Hamilton Werbeästhetik mittels des malerisch fragmentierten Stils in Surreales transformiert. Die Pin-Up-Ästhetik, nackte Frauenkörper mit Motorrädern oder Sportwagen auf Blechfühlung zu bringen, offenbart erst in diesem Arrangement ihren tiefenpsychologischen Kontext.

Anhand solcher Beispiele wird deutlich, daß Hamilton trotz seiner Bewunderung für Marcel Duchamp nie daran interessiert war, Ready Mades zu schaffen. Seine Infragestellung der Wahrnehmung funktioniert gerade dadurch, daß Kunst und Außenwelt einander mittels oft nur minimaler Modifikationen durchdringen, was Hamilton in seinen besten Arbeiten zu einem ähnlich subtil arbeitenden Künstler wie Jasper Johns macht. Selbst noch das Firmenlogo eines »Braun«-Elektrogerätes auf dem bewußt nichtssagend anmutenden »Stilleben« von 1963 ist in »Brown« anglisiert worden, was eine geschickte Manipulation darstellt, da dieses Werk auf den ersten Blick wie der unverändert wiedergegebene Ausschnitt aus einem Werbekatalog erscheint.

In den sechziger Jahren, als Hamilton unter anderem das Plattencover des »Weißen Albums« der Beatles gestaltete, war Pop noch ein gesellschaftspolitisch verheißungsvoller Begriff. Mit bunten Comic-Collagen arbeitete die britische Architektengruppe Archigram an einem Stadtbild der Zukunft, das von »einer Welt ohne Regionalismen, Spaltungen und Konflikte« ausging, »die keinen Eigentumsrechten und Machtkonzentrationen unterworfen ist«, wie Barry Curtis es ausdrückte. Ein ähnlicher Optimismus geht von Hamiltons Arbeiten dieser Zeit aus, die zwar als Medienkritik angelegt waren, aber den Massenmedien mit dem Glauben an Pop als künstlerisch kritischem Verfahren entgegentraten. In dem von Godard mit der Bezeichnung »Die Kinder von Marx und Coca Cola« auf den Begriff gebrachten Paradox erschien Pop seinen Anhängern und Vertretern für kurze Zeit als Möglichkeit einer spielerischen, selbstbestimmten Aneignung der bunten Warenwelt.

Doch schon das kommende Jahrzehnt sollte der mit der 68er-Bewegung sympathisierende Hamilton als »Senile ‘70s« bezeichnen. Hamilton setzte Spott und Kritik nun fast schon zu plakativ, nämlich fäkal ein. Auf jene Jahre, in denen Pop zu Design und sexuelle Revolution zu Porno wurde, reagierte Hamilton mit bei Watteau entlehnten Motiven. Mit pastellfarbenen, kitschig gestalteten, sich in Waldlichtungen räkelnden Lolita-Figuren adaptierte er die Weichzeichner-Erotik seines Namensvetters David Hamilton und malte die Rolle Klopapier gleich mit, nach deren Farbton er das jeweilige Gemälde gestaltet hatte. Auf »Sonnenuntergang« von 1975, einem Postkartenmotiv, das Hamilton im Stil eines Jahrmarktmalers auf die Leinwand brachte, ist im Vordergrund ein riesiger Scheißhaufen zu sehen.

Man könnte Hamilton zugute halten, daß er mit solchen Werken schon die respektlos derbe Malerei der frühen Achtziger von Künstlern wie Dokupil und Kippenberger vorwegnahm, doch kann auch das nicht über die Plattheit von Gestaltung und Aussage hinwegtäuschen. Daß Hamilton in und zu den siebziger Jahren oft nichts anderes mehr einfiel, als auf den kulturindustriellen Schrott dieses von verlogener Erotik durchzogenen Jahrzehnts buchstäblich zu scheißen, hinterläßt einen ähnlich schalen Eindruck wie die politischen Arbeiten der kommenden Jahrzehnte. Wenn auf »War Games« von 1991 Blut aus einem Fernseher läuft, der ein Computerspielmotiv zum Golfkrieg wiedergibt, dann handelt es sich bloß noch um eine banale Schwundform von Kritik. Hamiltons Geschick der Sechziger, banale Motive in mehrdeutige Kunstwerke zu verwandeln, ist durch aufwendig gestaltete Motive mit banaler Aussage ersetzt worden.

Auch das zwischen 1982 und 1993 entstandene, auf den Nordirland-Konflikt bezogene Triptychon, das in Köln zum bedeutendsten Spätwerk erklärt wird, erschöpft sich im wenig reizvollen Miteinander von Handwerk und betulicher Kritik. Ein mit Maschinengewehr ausgestatteter Soldat, »Der Staat«, und ein dekorierter protestantischer Paradeläufer, »Der Untertan«, flankieren den in der Mitte dargestellten »Bürger«, eine bärtige, langhaarige, deutlich jesushafte Opfergestalt, von Kot umgeben und nur mit einem Umhang bekleidet. Alle Subtilität ist hier zugunsten einer transparenten Botschaft aufgegeben worden, die zwar jeder Laie in Sachen zeitgenössischer Kunst verstehen kann, die sich aber in den von Martin Kippenberger mit seinem Gemälde »Krieg böse« parodierten politischen Gemeinplätzen erschöpft. Allein dort, wo Hamilton noch immer mit Wahrnehmungen spielt und das Miteinander von Malerei, Fotografie und Museumsraum bis in den Bereich der optischen Täuschung hinein steigert – so geschehen in der »Interieurs«-Serie, die aus manipulierten Innenansichten seiner Wohnung besteht – , gewinnt er die Qualität jener Jahre zurück, dank der er wider Willen zur Pop-Ikone geworden ist.

Unter den etwa 200 in Köln ausgestellten Exponaten gibt es gleichwohl eine Vielzahl von Werken, die einen Besuch der Ausstellung lohnen, darunter auch Hamiltons Installation zu »This Is Tomorrow«. Ein Ärgernis ist allerdings die Tatsache, daß zu dieser Werkschau kein Katalog erschien, sondern lediglich ein von Hamilton selbst (im Scherz?) konzipiertes »Werkverzeichnis« mit kurzem einleitenden Text von Laszlo Glozer. Die dort meist nur briefmarkengroßen Abbildungen

vermitteln rein gar nichts; das Bändchen ist eher geeignet, die noch ausstehende Auseinandersetzung mit dem Gesamtwerk Hamiltons in Deutschland zu blockieren. Da es auf dem Buchmarkt auch keine brauchbare Hamilton-Monographie gibt, ist eine große Chance vertan worden, Hamilton zuzugestehen, was seinem langjährigen Freund und Weggefährten Dieter Roth derzeit mit gleich einem halben Dutzend Monographien zuteil wird.

Richard Hamilton: »Introspektive«, Museum Ludwig Köln, bis 9. November 2003

Konkret 09/03, S. 62

Marc Fabian Erdl

Melodie & Rhythmus

Ekkehard Jost: Sozialgeschichte des Jazz. Zweitausendeins, Frankfurt a. M. 2003, 420 Seiten, 24,90 Euro

Als vor mehr als zwanzig Jahren die *Sozialgeschichte des Jazz* veröffentlicht wurde, war klar, daß eine neue Qualität in der Musikgeschichtsschreibung erreicht worden war. Abseits vom anekdotenreichen und gedankenarmen Fangedröhne, das die Jazzrezeption dominiert, hatte es der Autor geschafft, eine Geschichte des Jazz in den USA vorzulegen, die mit Klischees und Mythen aufräumte.

Nicht zuletzt die Tatsache, daß in deutscher Sprache nur sehr wenig vergleichbar Gutes nachgereicht wurde, dürfte der Anlaß sein, Josts Standardwerk neuaufzulegen. Es ist kaum notwendig gewesen, den alten Text zu überarbeiten, und das zeigt die Güte dieser Studie wie ihre weitgehende Folgenlosigkeit.

Manche Beobachtungen und Schlüsselbegriffe haben etwas Patina angesetzt. Der hier unterstellte Gegensatz von »kommerzieller« und »anspruchsvoller« Musik mit seiner Implikation »erfolglos, also gut« etwa lockt niemanden mehr hinter dem Ofen hervor. Die Verhältnisse sind komplizierter, als der deutsche Bildungsbürger sie sich zusammenreimt. Dennoch: Josts Kritik an der Ausbeutung der meist afroamerikanischen Musiker, seine Verknüpfungen zwischen Gesellschaftspolitik und Musik, auch der antikapitalistische Furor des Autors und seine Freude am deutlichen Wort, daran ist kein Vergang man muß nur lesen, wie er Chick Corea und John McLaughlin zerlegt.

Ein Viertel der Neuausgabe machen die Erweiterungen aus, die die Achtziger und Neunziger umfassen sollen. Hier wird es problematisch, das Buch verliert an Kohärenz, was angeblich der Habermas schen »Unübersichtlichkeit« zuzurechnen ist, auf die Jost sich allen Ernstes beruft. Doch es ist eher sein zu enger Jazzbegriff, der ihm bei der Analyse ein ums andere Mal im Weg ist. Von Funk, HipHop und Dancefloor und ihren Rückwirkungen auf die zeitgenössische Jazzrezeption hat er keinen blassen Schimmer. Er schreibt wenig zu dieser Musik, und wenn er es tut, wünscht man sich, er hätte es gelassen. Mit solchen blinden Flecken aber bleibt beispielsweise seine glänzende Darstellung des Neokonservativismus (z.B. Familie Marsalis) im Jazz unvollständig, weil sie einen popkulturellen Resonanzboden für stilistische Entwicklung, Kanonisierung und Produktpolitik der Plattenfirmen ausblendet.

Es ist ein hübscher Treppenwitz, daß der Autor gegen die überhandnehmende »Herausgabe nekrophiler Kompilationen jazzhistorischer Heldenfiguren« wettert denn eben genau dieses Produkt dominiert den musealen Katalog und das Jazzverständnis von Zweitausendeins, wo auch die Neuausgabe des Buches erschienen ist. Auch so etwas gehört heute zur Sozialgeschichte des Jazz.

Konkret 09/03, S. 62

Mark-Stefan Tietze

Melodie & Rhythmus

Blumfeld: Jenseits von Jedem. Wea/ZickZack

Als Blumfeld noch keine Hits hatte und in der Indie-Welt ganz groß war, 1994, konnte man in »Spex« lesen: »Wenn der Staat aus allen Nähten platzt, partikularistische Barbareien produziert, dann will Distelmeyer ihn mit den Waffen seines eigenen Partikularismus schlagen.« Solche Sätze verstand zwar keiner, aber sie machten irgendwie Spaß. Schließlich ging es bei Blumfeld ja um den Zusammenhang von Politik, Privatem und Gefühlen, eingesponnen in ein »kaum entwirrbares Netzwerk von Reflexionen und Zitaten« (»Spex«).

Ende der Neunziger hatte Blumfeld eine Metamorphose zur Popband der großen Geste und des größeren Publikums durchlaufen. Auf ihrem letzten Album »Testament der Angst« schrammten sie in Titeln wie »Wellen der Liebe« musikalisch wie textlich angenehm die Grenze zum Kitsch, während sich ihr Anspruch in Zeilen wie diesen äußerte: »Ich hab Angst vor Europa / den USA und der Nato / und vor ihren Interessen«. Ob das eher schlichtem Gemüt entsprang oder man bloß das mit den Waffen des Partikularismus nicht richtig kapiert hatte, war gar nicht so leicht zu entscheiden – allein für diesen Effekt mußte man Blumfeld ein bißchen gernhaben.

Auf »Jenseits von Jedem« ist aber alles ganz schrecklich geworden. Der Auftakttitel »Sonntag«, ein milder Boogie-Woogie mit Bläsersätzen wie frisch aus der SPD-Bluesnight, klingt so, als ob Marius Müller-Westernhagen seine weibliche Seite entdeckt habe. »Armer Irrer«, ein flottes Stück Folk-Pop, enthält ein Destillat aller je geschriebenen Deutschrocktexte, die DDR inbegriffen: »Einsam geht er seiner Wege, armer Irrer, schlechter Held / unter Brücken, auf der Trebe, wertlos in der Warenwelt«. Und dann setzt sich das fort mit Liedern, die perfekte Popsongs sein wollen, aber lediglich abgeschmacktestes Songwriting herzeigen, in den berechenbarsten Akkordfolgen verharren und offenbar von einer Bande alternder Musiklehrer eingespielt wurden. Das alles soll auch bestimmt wieder auf irgendwas Cleveres anspielen, aber zu müde ... schnarch. Im Titeltrack heißt es z.B. gleich zu Beginn: »Die Sonne scheint und in den Straßen / Zeigen die Gaukler ihre Tricks / Der weiße Clown tanzt auf dem Drahtseil / Und schwenkt dazu ein Kruzifix«. Aber das hausbackene Mundharmonikasolo, das den 10 Strophen zu je 10 Zeilen plus 10 Refrains langen Spuk beenden könnte, kommt erst elf Minuten später!

So irritierend auch viele weitere Texte sein mögen – nichts reicht ran an die Verwunderung, die die Musik erzeugt: verhuschte Akustikgitarren, Schulklavier und dazu Distelmeyers Stimme, die sich in den Songs nicht wohlzufühlen scheint. Gäbe es die leidlich gelungenen Titel »Alles macht weiter« und »Krankheit als Weg« nicht, könnte man glauben, mit »Jenseits von Jedem« sei ein verstaubter Dachboden gemeint. Irgendwas wie Reduktion oder Reduziertheit ist angestrebt, heraus kommt eine Werk, das in sich zusammenfällt.

Konkret 09/03, S. 62

Hartwig Vens

Melodie & Rhythmus

Wir sind Helden: Die Reklamation. Labels

Harmonie, Konsens, Einigkeit. Alle sind begeistert, alle spüren »frischen Wind«. Eine Newcomerband mit dem idiotischen Namen Wir sind Helden belegt mit ihrem Album »Die Reklamation« Platz 5 der deutschen Charts und gilt als Zeitgeist-Phänomen der Stunde. Feuilletons und Lebensweltspalten sehen Zeichen eines neuen Bewußtseins, der Popberichterstattung ist nichts mehr peinlich. »Intro«-Autorin Kerstin Grether versuchte gar, »rund um die Uhr glücklich zu sein und mich für nichts als das Glück, das pure Glück einzusetzen. Versucht es mal – es ist schwieriger, als ihr denkt.«

Wir sind Helden ist so dermaßen zur richtigen Zeit am richtigen Ort, daß die Musikindustrie sie nicht besser hätte erfinden können. Hat sie aber nicht, denn der Wert der »Helden« liegt in ihrer Herkunft aus dem »richtigen Leben«, in ihrer »Echtheit« und »Eigenwilligkeit«. Trotzdem will der Eindruck von Erfolgsplanung nicht weichen, wenn man weiß, daß die Band sich bei einem Lehrgang für Popmusik kennenlernte, wenn man sieht, wie das Zusammenspiel mit Industrie und Medien vom ersten Augenblick an funktionierte.

Wir sind Helden entspricht den allgemeinen Bedürfnissen wie bestellt. Und das gerade weil sie sich gegen die Allgemeinheit und ihre Konsumfixierung richtet. Genervtheit über Warenwelt manifestiert sich in moderater Alternativphilosophie, im Trend zur Neuen Einfachheit, als deren Protagonisten die Helden unlängst bei »Aspekte« gefeiert wurden. Die von jeher schon flache Konsumkritik erlebt einen neuen Aufguß. Das Miteinander von Konformismus und Konfrontation, das die Popindustrie am Laufen hält, gelingt Wir sind Helden wie aus dem Lehrbuch. Sie sind frisch, aber nicht neu, »dagegen«, aber ungefährlich, kritisch, aber konstruktiv.

Die etwaige Neuheit ihrer Forderungen wird von der Musik gründlich dementiert. Es handelt sich überwiegend um Plagiate von Ideal und Pixies. Wir sind Helden produziert schmissige Musik, die auf überkommene Hörgewohnheiten setzt und penetrant im Ohr hängenbleibt. Und dann die Texte: gewitzt um die Ecke schnabulierte Songpoesie, so wortverliebt und bestrickend, daß es Roger Willemsen in der Hose juckt. Ein Song trägt den Namen »Die Zeit heilt alle Wunder«.

Die Band wäre nicht der Rede wert, würde sie nicht die Kanäle mit scheinoppositioneller Musik verstopfen. Ihr Widerstand ist Affirmation, ohne je Provokation gewesen zu sein.

Konkret 09/03, S. 63

Alexander Kasbohm

Platte des Monats

Kraftwerk: Tour De France Soundtracks. Emi

Über Kraftwerk wurde alles geschrieben und alles gesagt; Kraftwerk hat alles gemacht. Eigentlich bräuchte die Band keine Platten mehr rauszubringen, und man bräuchte auch nicht mehr drüber zu schreiben. Wenn Ralf Hütter und Florian Schneider mit ihren aktuellen Rhythmussklaven nach fast 20 Jahren Pause wieder ein Album mit neuem Material aufnehmen, ist es dennoch allein schon aufgrund der historischen Bedeutung eine ausführlichere Beschäftigung wert.

»Tour de France Soundtracks« ist nicht das Desaster, das viele befürchteten. Das Album ist konsequent. Konsequent in der Weiterverfolgung kraftwerkscher Themen und konsequent, weil es von dem handelt, was Hütter und Schneider begeistert, die in den letzten zwanzig Jahren sicherlich mehr Zeit auf dem Fahrrad als im Studio verbrachten. Es geht um Technologie, um Bewegung und um die Mensch-Maschine. Radfahren war für Hütter immer das Ideal einer Einheit von Mensch und Maschine. Nicht die Dominanz des einen über das andere, sondern die vom Menschen freiwillig eingegangene Verbindung beider.

Hütter und Schneider bauen Legenden auf wie die von den jeden Tag ins Studio gehenden Musikarbeitern. Legenden deren Wahrheitsgehalt unwichtig ist, weil sie ein Teil des Gesamtkunstwerks Kraftwerk sind. Kraftwerk ist keine Band, Kraftwerk ist ein Konzept. Teilweise beeinflußt vom russischen Konstruktivismus, von dessen Entindividualisierung, teilweise Produkt der Nachkriegsjugend in der Bundesrepublik. Sie bezog sich auf eine europäische Kultur, die vielleicht vor 1933 existierte. Es ging Anfang der Siebziger, wie bei den anderen Krautrockbands oder den europäischen Filmemachern jener Zeit, um die (Neu-)Erfindung einer Sprache, die es seit der faschistischen Herrschaft nicht mehr gab.

Es wurde eine europäische Kontinuität konstruiert, die in der Nachkriegsrealität nicht existierte. Kraftwerk sprach ein Maschinenesperanto, dessen Klänge und Bilder trotz der herausgestellten Herkunft in allen Kontexten funktionierte und verstanden wurden. Die Texte beschränkten sich meist auf einfache Wortfetzen, international verständlich, häufig mehrsprachig.

Hütter und Schneider nahmen das in amerikanischen Filmen transportierte Image des »Deutschen« an und spielten damit. Sie überzeichneten das Bild des emotionslosen »korrekten« Deutschen, der genau so gut an der V 2 arbeiten kann wie an musikalischen Klängen. Sie spielten in Image und Text mit der Angst vor der Bedrohung durch den Deutschen und der Bedrohung durch die Technik. Während die Menschen Angst vor der Herrschaftsübernahme durch die Computer hatten, übergaben Hütter und Schneider ihre Befugnisse freiwillig an die Maschinen.

»Autobahn« (1974) ist das erste Album, das Hütter und Schneider als Kraftwerk-Platte gelten lassen. Die ersten beiden selbstbetitelten Alben und die Nummer drei »Ralf und Florian« werden ebenso nicht wiederveröffentlicht wie die einzige Platte der Vorgängergruppe Organisation. Diese Alben hatten tatsächlich sehr wenig mit dem zu tun, was heute als Kraftwerk-Sound erkannt wird, sie bezogen aber aus der Spannung zwischen krautiger Improvisation und kraftwerkscher Gradlinigkeit einen gewissen Reiz. »Autobahn« war das erste »Bewegungsalbum«. Es greift ein Motiv auf, das weltweit mit Deutschland assoziiert wird. Effizienz und Nationalsozialismus. Auf »Autobahn« findet eine ironische Verknüpfung zwischen amerikanischem Traum und deutscher Realität statt. »Fahrn, fahrn, fahrn auf der Autobahn.« Dieses Umdenken des kalifornischen »Fun Fun Fun« der Beach Boys im Cabrio entlang der kalifornischen Küsten auf die Autobahnen des deutschen Mittelgebirges war clever und hatte einen staubtrockenen Witz. Hütter und Schneider gingen mit ihrem Image immer ironisch um.

Im Gegensatz zu der anderen als spezifisch deutsch wahrgenommenen Gruppe Rammstein. Wo Rammstein versucht mit deutschen Symbolen »Tabus zu brechen«, treibt Kraftwerk ein intelligentes Spiel mit Versatzstücken der deutschen und europäischen Kultur. Wo Rammstein mit der Riefenstahl-Ästhetik kokettiert, bezieht Kraftwerk sich auf Fritz Lang. Am deutlichsten wird der Unterschied der beiden Modelle anhand der Coverversion, die Rammstein von »Das Model« aufnahm. Ging es bei Kraftwerk um die Bewunderung der Glamourwelt, spricht bei Rammstein die häßliche, verzerrte Fratze der Mißgunst. Bei Kraftwerk wird die unerreichbare Schönheit bewundert, bei Rammstein führt die Unerreichbarkeit zu einem Gefühl der Zurückweisung, das mit Aggression und Brutalität abreagiert wird. Bei Rammstein bleiben nur Neid, Haß und Gewalt. Von dem verklärten, nostalgischen Wirtschaftswunderglamour der Kraftwerkversion ist nichts übrig.

Die Beschäftigung mit dem Radfahren ist, bei aller Kontinuität, auch ein Rückzug ins Private. Es gibt keine Utopien mehr in der Arbeit von Kraftwerk und keine Dystopien, keine Auseinandersetzung mit Zukunftsangst und der technologischen Entwicklung. »Tour de France Soundtracks« ist eine Auseinandersetzung mit dem eigenen Körper, mit dem Pulsschlag, dem Atem des Radfahrers und den regelmäßigen Geräuschen des Fahrrads als Verlängerung des Körpers. Hohe Geschwindigkeit bei gleichzeitig größtmöglicher Ruhe. Das Fahrrad als Musikinstrument.

Geblieben ist auch der konsequente Minimalismus von Kraftwerk. Die Klänge und Strukturen gehören eindeutig in das hermetische Kraftwerkuniversum. »Tour de France Soundtracks« ist ein Update, markiert das Festhalten am Konzept. Der Versuch, mit den Nachfolgern auf deren Gebiet zu konkurrieren, hätte scheitern müssen. Es gibt keine Anbiederungen an die heutige Elektronikszene, und trotzdem wirkt »Tour de France Soundtracks« nicht vollkommen fremd in deren Umgebung.

Das Album beginnt mit der »Tour de France Suite«, bestehend aus dem Prolog und den Etappen eins, zwei und drei. Für sich genommen sind die Stücke ziemlicher Quark und klingen für den unvorbereiteten Zuhörer wie eine Art »Café del Mar« für Radfahrer. Zusammen ergeben sie aber einen Sinn. Richtig in Gang kommt die ganze Geschichte dann auf halber Strecke mit dem Stück »Vitamin«, da ist die perfekte Balance erreicht zwischen Modernität und dem klassischen Kraftwerkklang. Da gleiten sportliche Mittfünfziger auf ihren teuren Hightech-Fahrrädern über den vollkommen ebenen Asphalt, das Radlager schnurrt, sie haben ihren Rhythmus gefunden und nehmen die vorbeiziehende Landschaft kaum wahr. Es gibt nur sie und die Fahrräder, Mensch und Maschine.

»Tour de France Soundtracks« ist ein Dokument dafür, wie die Musiker von Kraftwerk sich in der heutigen Welt zurechtfinden. Und vor allem dafür, daß sie es tun.

Konkret 09/03, S. 64

René Martens

»Von St. Pauli bis nach Auschwitz«

In der Fußballszene korrespondiert der Antisemitismus des kleinen Fans mit einem institutionellen, der freilich selten offen zutage tritt.

Julio Grondona ist Vizepräsident des Weltverbands Fifa und somit, formell gesehen, einer der mächtigsten Männer des Fußballs. Boß des argentinischen Fußballverbandes ist er auch noch – und das schon seit 1979, eine Ewigkeit in dieser Branche. Grondona hat, wie alle vergleichbaren Paten des Fußballs, Erfahrung mit Skandalen, und insofern wird er wohl irgendwie auch jenen aussitzen, den er mit einem Statement in der TV-Show »El Sello« ausgelöst hat. Der Journalist hatte wissen wollen, warum es im argentinischen Fußball so wenig jüdische Schiedsrichter gebe. Grondonas Antwort: »Es ist ein komplizierter Job, und so etwas mögen die Juden nicht.« Die Schiedsrichterprüfung würden sie gar nicht erst bestehen. Nun sieht sich der Funktionär einer Klage ausgesetzt, denn in Argentinien, das die bei weitem größte jüdische Community Lateinamerikas hat, stehen antisemitische Äußerungen unter Strafe.

Wenn vom Judenhaß in der Fußballszene die Rede ist, steht gemeinhin das Publikum im Blickpunkt: »Belfast, Belfast, wenn der Hitler mit den Schalkern durch die Gaskammer rast«, sangen, angelehnt an einen Boney-M-Hit von 1977, einst die mittlerweile marginalisierten Fußballprolls, die man Kuttenfans nannte. Als Antisemitismus-Schlager der letzten zehn Jahre gilt das »U-Bahn-Lied«, mit dem Hooligans und andere rechte Fans aus der Mittelschicht den Bau einer U-Bahn »von St. Pauli bis nach Auschwitz« feiern. Die imaginierten Opfer imaginierter neuer KZs sind dabei allerdings fast beliebig austauschbar, die Schalker oder St. Paulianer waren beziehungsweise sind Platzhalter.

In Fußball-Deutschland korrespondiert der Antisemitismus des kleinen Fans mit einem institutionellen, der freilich selten offen zutage tritt. Der Deutsche Fußball-Bund (DFB) zum Beispiel verdrängt, verkürzt oder verfälscht die Vorreiterrolle, die viele jüdische Fußballer und Funktionäre bei der Entwicklung dieses Sports zu einer Massenkultur gespielt haben. So fehlt, wie der Autor Erik Eggers kritisiert, in der Festschrift zum 100jährigen Bestehen des Verbands der Name Randolph Manning, obwohl sein Bruder Fred und er »zwei einflußreiche Figuren der Gründungssitzung des DFB anno 1900« gewesen waren.

Eggers ist mit elf weiteren Autoren beteiligt an dem Buch *Davidstern und Lederball. Die Geschichte der Juden im deutschen und internationalen Fußball*. Hier spielen sich Historiker, Migrationsforscher und Fußballautoren den Ball zu, um das Wirken jüdischer Protagonisten dem Vergessen zu entreißen. Der wichtigste von ihnen ist Walther Bensemann (1873-1934), weshalb derselbe Verlag dessen Lebensgeschichte zusätzlich als opulenten Doku-Roman veröffentlicht. Er gilt als einer der ersten Sportdiplomaten, organisierte er doch bereits 1898 und 1899 – noch bevor sich der DFB konstituierte – in Eigeninitiative inoffizielle Länderspiele.

Darüber hinaus gründete er Ende des 19. Jahrhunderts diverse süddeutsche Vereine und 1920 die Fußballzeitschrift »Kicker«. Bensemann, 1933 aus Deutschland geflohen und ein Jahr später im Exil in Montreux gestorben, stand für eine Art bürgerlichen Internationalismus, und deshalb war er den bornierten und nationalistischen Regenten des deutschen Fußballs stets verhaßt. Zumal er einen bohemistischen Lebensstil pflegte – er hatte keinen festen Wohnsitz, sondern wohnte in Hotels oder bei Freunden – , sich als eloquenter Hedonist inszenierte und zu allem Überfluß seine Glossen für den »Kicker« mit lateinischen und altgriechische Zitaten schmückte. Weder ein Stadion noch ein Ehrenpreis ist heute nach Bensemann benannt, und im »Kicker«, der seit Jahrzehnten den Charme eines zu Tode gepflegten Kleingartens versprüht, erinnert erst recht nicht mehr an ihn. Heute würde Walther Bensemann in Deutschland ähnlich viel Unmut auf sich ziehen wie einst – man denke nur an die standortnational aufgeladene Planung der Fußball-WM 2006.

Mit Blick auf aktuelle Phänomene aufschlußreich ist auch Michael Johns Beitrag für *Davidstern und Lederball* über antisemitische Stereotypen, mit denen sich jüdische Fußballer in den Zwanzigern und Dreißigern in Österreich konfrontiert sahen. Das »Illustrierte Sportblatt« etwa schrieb 1928 über den Unterschied zwischen den Teams von Rapid und den Wiener Amateuren (ein Klub assimilierter intellektueller Juden; heute Austria): »Rapid wurzelt in der Bevölkerung und vernachlässigt den heimischen Boden nie. Die Amateure seien dagegen ein »Team des Gagenfußballs, benebelt vom stickigen Kaffeehausdunst«. Diese Haltung – einerseits bodenständige Akteure preisen, die sich mit einem Klub oder gleich einer sogenannten Region identifizieren, andererseits die vermeintlichen Söldner verunglimpfen, die für den Verein spielen, der am besten zahlt – ist bis heute beliebt, bei Rechten wie bei Linken.

»Obwohl bei Austria seit Jahrzehnten kein einziger jüdischer Spieler aktiv ist« (John), skandieren Rapid-Fans bei Lokalderbys noch heute »Haut's die Juden eini!« – womit sie der Logik des Antisemitismus ja nicht zuwiderhandeln, denn der ist schon immer gut ohne real existierende Juden ausgekommen. Zum Teil bedingt durch die fußballtypische Fanrivalität, die ein wechselseitig sich hochschaukelndes Abgrenzungsbedürfnis mit sich bringt, hat dieser Antisemitismus ohne Juden allerdings Auswirkungen, die aus anderen gesellschaftlichen Bereichen nicht bekannt sind: Nicht-Juden

regieren auf antijüdische Schmäh- und Haßgesänge, indem sie sich mit Juden nicht nur identifizieren, sondern darüber hinaus mit der Behauptung kokettieren, sie seien welche.

Die ersten waren die Fans des Londoner Klubs Tottenham Hotspurs, in dessen Einzugsgebiet im Nordwesten der Stadt 75 Prozent der englischen Juden leben. Herausgefordert durch Gesänge wie »Wir haben eine Vorhaut – und ihr nicht!« und »The Spurs are on the way to Auschwitz« (gesungen nach der Melodie des Gospels »Go, tell it on the mountain«) oder auch durch tausendfaches Zischen, mit denen das Ausströmen von Gas imitiert werden sollte, fingen sie an, sich »Yids«, »Yiddos« oder »Yid Army« zu nennen und entsprechende T-Shirts zu drucken. Die Jüdische Gemeinde Londons zeigte sich anfangs ziemlich irritiert über diesen »Akt parodistischer Mimikry«, wie es John Efron nennt, Leiter des Born Jewish Studies Programme an der Universität Indiana.

Die nicht-jüdischen Fans von Tottenham beeinflußten wiederum jene von Ajax Amsterdam, dem am massivsten mit Antisemitismus konfrontierten Spitzenklub des internationalen Fußballs. Dort tragen Hooligans den Davidstern, um »ein wenig zu provozieren«, wie Dietrich Schulze-Marmeling, der Herausgeber des Sammelbandes, einen Mitstreiter zitiert. Sie singen »Steht auf, wenn ihr Juden seid!« – nach dem Refrain von »Go West« (Village People/Pet Shop Boys) – oder schwenken israelische Flaggen. Ihr Klub hat eine ausgeprägte jüdisch Tradition, die Simon Kuper in seinem Buch *Ajax, the Dutch, the War* analysiert. Die heutigen Regenten des Vereins stehen allerdings nicht dazu, sie leugnen diesen Teil der Geschichte sogar. Ähnlich verhält es sich mit dem FC Bayern München, dessen jüdischer Präsident Karl Landauer (1884-1961) den Verein geprägt hat wie keiner seiner Vorgänger oder Nachfolger. Für einen Pressesprecher der Bayern ist das »alter Scheiß, der mich nicht interessiert« – so blaffte er einmal eine Autorin der Zeitschrift »Totally Jewish« an.

Ajax Amsterdam hat, anders als die meisten holländischen Klubs, seinen jüdischen Mitgliedern während der deutschen Besatzungszeit geholfen – wenn auch nicht als Institution, sondern »als informelles Netzwerk« (Kuper). Die Solidarität resultierte aber nicht aus einer politischen Überzeugung, sondern aus der Loyalität zum Verein. Nach dem Krieg schlug sich diese Haltung darin nieder, daß Kollaborateure aus den Reihen des Klubs geschützt wurden.

Das Image, ein »Judenklub« zu sein, verfestigte sich in der erfolgreichsten Zeit der Vereinsgeschichte zwischen 1964 bis 1978. Jaap van Praag, während der Besatzungszeit von Mitgliedern vor den Nazis versteckt, war in dieser Zeit Präsident, der milliardenschwere Immobilienmagnat Maup Caransa, der fast seine gesamte Familie im Holocaust verloren hatte, ein wichtiger Mäzen. Die antisemitischen Ausfälle gegen die Ajax-Mannschaft eskalierten schließlich in den Neunzigern. Sprechchöre wie »Hamas, Hamas / Juden ins Gas« seien in niederländischen Stadien »seit langem die Norm geworden«, schrieb vor drei Jahren das an der Universität Tel Aviv angesiedelte Stephen-Roth-Institut für Antisemitismus und Rassismus in einem Jahresbericht.

Micha Gelber, der mehrere Konzentrationslager überlebt hat, flüchtet angesichts solcher Gesänge in Fatalismus, und vielleicht bleibt ihm auch gar nichts anderes übrig, schließlich ist er Dauerkartenbesitzer bei Feyenoord Rotterdam, jenem Club, bei dem der Antisemitismus aufgrund der traditionellen Rivalität zu Ajax »zu einem festen Bestandteil der Fanfolklore geworden ist« (Schulze-Marmeling). 1999 schrie ein Spieler von Feyenoord bei einer Meisterfeier vom Rathausbalkon aus gleich achtmal in die Menge: »Wer nicht hüpft, der ist ein Jude, hey, hey.« »Natürlich erlebe ich die Gesänge als schmerzhaft, schmerzhafter geht es kaum«, sagt Gelber. »Aber nach allem, was ich durchgemacht habe, habe ich eine Elefantenhaut. Antisemitismus interessiert mich nicht. Das einzige was schlimmer sein könnte als das, was ich erlebt habe, wäre die Gaskammer.«

In argentinischen Stadien könnte sich Gelber dagegen demnächst etwas wohler fühlen. Ausgerechnet der Verband des Antisemiten Julio Grondona hat kürzlich eine wirksame Maßnahme gegen antisemitische Schmähungen ergriffen: Um den aus dem jüdischen Viertel von Buenos Aires stammenden Drittliga-Klub Atlanta zu schützen, brechen Schiedsrichter die Spiele ab, wenn ihnen Haßgesänge zu Ohren kommen – und werten sie zu Lasten der Mannschaft, deren Fans sie angestimmt haben. Wie der DFB reagierte, wenn dies hierzulande jemand forderte, ist leicht vorhersehbar: gar nicht.

Dietrich Schulze-Marmeling (Hg.): *Davidstern und Lederball*. Verlag die Werkstatt, Göttingen 2003, 26,90 Euro

Bernd-M. Beyer: *Der Mann, der den Fußball nach Deutschland brachte. Das Leben des Walther Bensemann.* 542 Seiten, 26,90 Euro

Simon Kuper: *Ajax, the Dutch, the War. Football in Europe During the Second World War.* Orion, London 2003, 244 Seiten, 23,48 Euro

---

Von *René Martens* erscheint Ende September das Buch »Scheiß Fußball!« (Eichborn)

Konkret 09/03, S. 66

Rayk Wieland

KEIN SCHÖNER LAND - □ Erlebniscity□

Ein Besuch in der Gedenkstätte des Konzentrationslagers Sachsenhausen.

Lange Wege, kahle Plätze, aufgelassene Baracken, vergessene Wachtürme, Mauern, Zäune, dazwischen ein paar Rosenbeete, vermooste Rasenflächen und hier und da ein Baum, der die Szenerie nicht wirklich auflockert. Die Gedenkstätte des Konzentrationslagers Sachsenhausen in Oranienburg bei Berlin wirkt nicht gerade einladend. Anstelle einer beschaulichen Grabanlage mit angeschlossenem historischen Abenteuerspielplatz befindet sich ein Ensemble aus grauen Steinen, abgebrochenen Isolatoren, alten Strohsäcken, das mit unscharfen grobkörnigen Fotos, unbeholfenen Zeichnungen, Texttafeln und vergammelten Exponaten in Vitrinen garniert ist.

Es handelt sich hier um die Resteverwertung der nationalsozialistischen Hinterlassenschaft, die Deutschland zur politisch-moralischen Profilierung und eigenen Vorteilsnahme betreibt. Denn nicht damit niemand vergesse, was zwischen 1933 und 1945 geschehen ist, sondern um den aktuellen Stand des Vergessens und Verfalls zu dokumentieren, wurden und werden die ehemaligen Konzentrations- und Vernichtungslager so pflichtbewußt musealisiert.

Bereits während der Anfahrt auf der A 10 ermahnen mich etliche Schilder, den Weg nach Sachsenhausen ja nicht zu verfehlen. Eine Tafel meldet Hunderte von Unfällen, Verletzten und acht Tote, die hier auf der Strecke geblieben sind. Bis zu den Zehntausenden von Leichen, die Sachsenhausen vorzuweisen hat, ist es noch ein weiter Weg. In der Stadt sehe ich dann kaum Hinweise, dafür hängt an jeder Laterne ein Wegweiser zur »T.U.R.M. Erlebniscity Oranienburg«. Die Straße führt vorbei an Tankstellen und Autohäusern, in deren trostloser Phalanx sich ein Brieftaubenzentrum behauptet. Fahrradfahrer schieben um die Ecken, Kleinkinder balancieren ein Eis übers Trottoir, Ampeln schalten auf Rot. Nirgendwo ein Konzentrationslager, denke ich, nirgends auch nur ein klitzekleines KZ, dabei könnte es überall sein.

»Immer den Reisebussen nach!«, lautet der Bescheid einer Dame mit Hund, die ich nach dem Weg frage. Das Konzentrationslager ist offensichtlich die einzige Attraktion der Stadt. Die meisten Touristen, 300.000 im Jahr, besuchen Oranienburg allein wegen dieser, den Wassertourismus, das Schloß und das Kreismuseum in den Schatten stellenden Sehenswürdigkeit. Auf der offiziellen Homepage präsentiert sich die Stadt sogar selbst als eine Art Lager und einen virtuellen Zählappell der Einwohnerschaft, akkurat aufgestellt nach männlichen und weiblichen Deutschen, männlichen und weiblichen Ausländern, Anfangsbestand, Geburten, Zuzügen, Wegzügen und Sterbefällen. Todesursachen werden nicht vermeldet.

Die Reisebusse fahren lange geradeaus und halten schließlich am »Café Talk«, wo, wie ich später sehe, Schnitzel »Cordon bleu« oder Schweineschnitzel mit Champignons für 6,90 Euro zu haben sind. Das »Café Talk« liegt direkt neben dem Eingang zur Gedenkstätte. Als ich an einem sonnigen Nachmittag eintreffe, stehen Gruppen junger Menschen davor, Schüler und Schülerinnen, die sich langweilen und Mätzchen machen. Es wird gelacht, mit Kienäpfeln geworfen und an Lonsdale-Jacken genestelt. Andere Gruppen kommen plaudernd aus dem Tor und setzen sich auf den Bordstein. Auch im Lager sind fast ausschließlich Gruppen und Grüppchen unterwegs. Einzelne Besucher kommen selten vor. Man könnte denken, die Leute schlössen sich sicherheitshalber zu kleinen Kolonnen zusammen, wenn sie die Vorrichtungen zum Pfahlhängen, die Fundamente der Genickschußanlage, den Erdbunker und die Pathologie passieren. Es ist aber eher das Bedürfnis nach gruppendynamischer Flachserei, das die meisten Schüler den Parcours im Trupp absolvieren läßt.

»Ich schätze mal, hier kam der Transporter von hinten, dann wurden die da so rausgezogen«, erläutert ein aufgeweckter Typ seinen Mitschülern die Skizze der Gaskammer, während er in den mitgebrachten Falafel beißt. »Die waren früher alle kleiner, kommt mir alles so eng vor«, ergänzt er fachlich.

Eine Gruppe junger Mädchen schießt Erinnerungsfotos mit einer Digitalkamera. Die minderwertigen Bilder können gleich an Ort und Stelle, im Erschießungsgraben, gelöscht werden. »An dieser Stelle«, steht auf dem Schild, »wurden Patrioten aus allen europäischen Ländern ermordet.« Die Kamera klickt, es wird getuschelt.

»Was ist *hier* denn?«, fragt ein Mädchen im Vorbeigehen. »*Patrioten* wurden hier ermordet«, antwortet ein anderes.

So flanieren kleine Cliquen von einer Stätte des Grauens zur anderen, vom Appellplatz zum Krematorium, vom Leichenkeller zum zentralen Mahnmal, vor dem ein prächtiger Ahorn ausharrt. Die Sonne scheint, Handys klingeln. Vorm Gedenkstein, den die russische Regierung »für jeden einzelnen der Toten« errichtet hat, hat eine ankommende SMS Vorrang vor der Lektüre der Inschrift.

»Das WC da ist bestimmt ‘ne Gaskammer«, kräht ein Zwölfjähriger zu seinen Mitschülern hinüber und zeigt auf das Behinderten-WC-Schild am ehemaligen Kommandantenhaus. Alle lachen, nicken und schlendern weiter. Sie laufen durch die Dauerausstellungen des Neuen Museums, queren die Baracken 38/39, die 1992 durch einen Brandanschlag von Neonazis teilweise zerstört und danach wieder aufgebaut wurden, rennen fast durch die Häftlingsküche und -wäscherei und knipsen dann im Keller der Pathologie das Licht an und aus, um die Mädchen zu erschrecken.

Die größte Schwierigkeit scheint für viele zu sein, daß sie nicht wissen, wie schnell oder wie langsam sie an den Vitrinen mit der mottenzerfressenen Häftlingskleidung, an den mit Zahlen übersäten Chroniken und Schautafeln vorbeigehen sollen. Manche sind zu schnell am Ausgang, warten unschlüssig und gehen dann noch einmal zurück, um den Bericht vom Todesmarsch im Belower Wald zu überfliegen, bis die anderen nachkommen.

»Hier an dem Galgen«, erläutert der Lehrer ein paar Schülern, die vor ihm herlaufen, »sind die Gefangenen aufgehängt worden.« Am Erdbunker dahinter knutschen zwei Teenager. Der Kaugummi wird schnell beiseite geschnippt, weil eine Zigarette angezündet werden muß.

»Ist das das Original?«, fragt ein Schüler zurück. »Ja«, antwortet der Lehrer. Die Galgen, einfache, glatte Holzmasten, von denen schräg nach oben Eisenstangen abstehen, werden kurz gemustert. »Gehen wir danach was essen?«, will der Schüler weiter wissen, und der kleine Troß verschwindet im Zellenbau.

Den Raum der Ausstellung »Auschwitz 1940-2000« durchziehen sphärische Klänge, als gäbe es hier einen Tantra-Workshop für Tote. Auf dem Fußboden hockt eine junge Frau und schreibt mit ernstem Gesicht die Texte ab, die an den Wänden hängen. »Der Prozeß in den Lagern«, lese ich auf einem, »hört niemals auf, sondern geht immer weiter. Wir müssen uns fragen, welche Rolle wir in diesem ewigen Drama spielen: Sind wir die Opfer, die Opfernden oder die Erfüllungsgehilfen? Welche der Rollen füllt uns aus?« Die Kontinuität der Vernichtung als Rollenspiel.

Auf dem Weg zum Ausgang komme ich an der kleinen Buchhandlung vorbei, einer muffigen Baracke. Es stinkt nach Katzenpisse. Die Dame hinterm Ladentisch blättert gelangweilt in der Zeitung. Eine Gemüsekiste mit der zu verramschenden Erinnerungsliteratur der ehemaligen Häftlinge ist ausgerechnet auf dem kleinen Ofen deponiert. Der gelbe *ADAC Führer*, der anmahnt, die »Schönheiten des Ruppiner Landes« zu erleben, liegt bei den vorderen Bücherstapeln aus.

Am Ausgang ein Schild: »Massengräber 1945-1950, 1,7 Kilometer«. Ein Stöhnen entringt sich einer Gruppe von Schülern neben mir, die kopfschüttelnd stehen bleiben. »Nee, dahin gehen wir jetzt aber nicht mehr!«

Ich mache mich aber auf den Weg, immer an der Außenmauer des ehemaligen Konzentrationslagers entlang. Das kleine Backsteingebäude mit Schornstein, das ich bald linkerhand passiere, entpuppt sich allerdings als Kindergarten.

Der Text ist ein Vorabdruck aus dem von Jürgen Roth und Rayk Wieland herausgegebenen Band □ Öde Orte 3□ (Reclam Leipzig), der im November erscheint

Konkret 09/03, S. 68

Christian Giering

FilmTheater

100 Schritte

Regie: Marco Tullio Giodana; mit Luigi Lo Cascio, Luigi Maria Burruano; Italien 2000 (Schwarz-Weiß Film); 104 Minuten; seit 28. August im Kino

In der Familie Impastato treffen zwei Weltanschauungen aufeinander: Der angepaßte Vater, ein Mafiosi, pflegt die Tradition des Schweigens, der Sohn bekämpft öffentlich genau diese »Kultur des Wegsehens«. Nach dem ungeklärten Tod seines Onkels beginnt Guiseppe »Peppino« Impastato Ende der sechziger Jahre, die Machenschaften der sizilianischen Mafia und deren Verbindungen zur Wirtschaft publik zu machen. Doch wie die wahre Geschichte, auf der »100 Schritte« beruht, hält auch der Spielfilm kein Happy End bereit.

Im Mittelpunkt steht nicht die Mafia selbst, deren Aktivitäten sich nur erahnen lassen, sondern der junge Rebell, der sich aus der verhängnisvollen Umarmung des örtlichen Paten herauswindet. Auf einem Kommunistentreffen muß der Aktivist zwar gegen den Rock'n'Roll kapitulieren, der aus den Lautsprechern dröhnt. Doch mit seinen Sendungen in einem freien Radio erreicht Peppino eine breite Öffentlichkeit, die heimlich dem lauscht, was keiner laut sagen mag.

Dem Zuschauer wird früher oder später klar: »Die Mafia«, das sind keine gesichtslosen Männer im Hintergrund, sondern Entscheidungsträger und Personen des öffentlichen Lebens, deren wirtschaftlicher Erfolg auf der Ausschaltung von Wettbewerb und staatlicher Kontrolle basiert. Silvio Berlusconi, der den Vorwurf der Mafiaverbindungen nie ganz entkräften konnte, dürfte der Erfolg von »100 Schritte« in Italien alles andere als gelegen kommen.

Fast 24 Jahre nach dem Tod Peppinos wurden die Auftraggeber für den Mord im April 2002 verurteilt. Freunde und Verwandte Peppinos hatten die Justiz jahrelang zu einer Wiederaufnahme des Verfahrens gedrängt.

Konkret 09/03, S. 68

Dietrich Kuhlbrodt

FilmTheater

Rosenstraße

Regie: Margarethe von Trotta; mit Katja Riemann, Maria Schrader; Deutschland 2003 (Concorde); 136 Minuten; ab 18. September im Kino

Sechzig Jahre danach ist die Zeit gekommen, ein Loblied auf die Arier und Arierinnen zu singen, die Juden gerettet haben. Sagt uns der Film. Februar 1943, Berlin Mitte. Eine Arierin nimmt eine jüdische Waisin auf und bewahrt sie vor der Deportation. Das Kind dankt ihr das jedoch nicht. Noch 60 Jahre später, wohlhabend in Manhattan, ist sie schwer traumatisiert. Nicht etwa wegen der Judenverfolgung in Berlin, sondern weil die Lebensretterin sie im Frühling 1945 weggeschickt hat zur reichen Verwandtschaft in den USA. Wo sie doch in Berlin bleiben wollte.

Zurück zu den Ariern in Berlin. Vor dem Sammellager Rosenstraße 2-4 verlangen die »deutschblütigen« (Katja Riemann) Mischehefrauen von der Polizei die Herausgabe ihrer jüdischen Männer. Einige Dutzend rufen: »Ich will meinen Mann wiederhaben.« Angeführt werden sie von der Baroneß von Eschenbach, einem preußischen Adelsgeschlecht entstammend. Sie repräsentiert großbürgerliche Moral, die Werte und die Contenance, die Angst vor einem Obersturmbannführer nicht zuläßt. Die Baroneß wickelt auf einer Party sogar den Reichspropagandaminister Goebbels ein. Und siehe, am siebten Tag hat sie Erfolg: Die Juden kommen frei. »Ein Wunder des Nationalsozialismus« (Riemann).

Vielleicht hat ja auch eine Rolle gespielt, daß Bruder von Eschenbach (Jürgen Vogel) solidarisch in erster Reihe unter den mutigen Frauen gestanden hat. In voller Wehrmachtsuniform, als Stalingradkämpfer hochdekoriert. Ja, so half auch die Wehrmacht beim Judenretten, und Hannes Heer sollte sich das merken.

Im Film wird alles gut. In Manhattan wird geheiratet, auch César Franck dargeboten, und die Frauenansammlung in der Rosenstraße soll wahr sein, wie uns der Film versichert. Es gibt genug Nebenhandlung. Der Film ginge daher auch als Muster einer Fernsehserie durch. »Ich bin Rachel Rosenbauer, die Cousine deiner Mutter.« Der Look ist großbürgerlich-gediegen. Die Dialoge werden zelebriert, mit Pausen dazwischen. Zum Nachschmecken.

Nein, so will Regisseurin von Trotta das nicht verstanden sehen. Es soll Erinnerungsarbeit sein. Die Dialoge sollen in unser Gedächtnis sickern. Das ist ein Nachdenken wert. Auch mag das fahle Licht aus der Vergangenheit kommen. Aber was nützen die Vorsätze, wenn jetzt nicht nur die Erinnerung an die schönen blonden Dauerwellen und das hochgeschlossene Nostalgieabendkleid Katja Riemanns bleibt, sondern auch an den Charme des reizenden Partystars Goebbels (Martin Wuttke)? Edle deutsche Menschen tun Edles? – Schon richtig, es wird auch Böses gesagt und behauptet. Aber präsentiert wird in diesem Bilderfilm das Gute durch das Geschwisterpaar aus dem preußischen Adelsgeschlecht. Und so ist es nicht falsch, zu resümieren: Durch das »Wunder der Zivilcourage« (von Trotta) wird das Berlin der Nazizeit geadelt. In der »Rosenstraße«, nachgebaut in Babelsberg für 500 Komparsen.

Konkret 09/03, S. 68

Jan Pehrke

FilmTheater

Irreversibel

Regie: Gaspar Noé; mit Monica Belucci, Vincent Cassel; Frankreich 2002 (Alamode); 99 Minuten; ab 11. September im Kino

»Im Leben gibt es Brutalität«, mit diesem immer wieder gern vorgebrachten Realismus-Argument rechtfertigt Gaspar Noé die exzessiven Sequenzen seines Filmes »Irreversibel«. Dessen »Höhepunkt« stellt eine nahezu in Echtzeit gefilmte Vergewaltigung dar. Neun Minuten lang schreit, zittert, wimmert und windet sich die Hauptdarstellerin Alex durch das Martyrium. Und der Wirkung dieser Pornographie der Gewalt kann sich der Zuschauer nur schwer entziehen.

Durch die brutale Tat sehen sich Alex' Freund Marcus und ihr Ex-Geliebter Pierre zu einem ebenso brutalen Rachefeldzug aufgefordert. Aber »Irreversibel« ist nicht »Ein Mann sieht rot«. Der Film gibt sich avanciert und erzählt seine Geschichte vom Ende her. Er beginnt mit dem Showdown in einem Schwulenclub, wobei es ausgerechnet der Marcus permanent beruhigen wollende Intellektuelle Pierre ist, der schließlich wie von Sinnen den vermeintlichen Täter totprügelt. Nur eine hauchdünne zivilisatorische Membran trennt den Menschen vom Tier, will uns Noé damit sagen. Nach diesem spektakulären Auftakt setzt der Regisseur zurück und zeigt zunächst die fieberhafte Suche nach der Diskothek, anschließend die Vergewaltigung als »Highlight«, dann die Party, die Alex frühzeitig verläßt, weil Marcus sich wie ein »Primat« benimmt, und schließlich den idyllischen Liebesalltag der beiden, der durch den sich ankündigenden Nachwuchs noch idyllischer zu werden verspricht. Die Regression endet letztlich mit einer sommerlichen Pastorale im Grünen.

Von einem verworfenen Homosexuellen-Treff zum heterosexuellen Normalzustand, von delirierenden Handkamera-Aufnahmen zu wohltemperierten Bildern, aus dem Dunkel ans Licht – diese Reise in den Mittelpunkt eines strahlenden Sommertages verdeutlicht einmal mehr, daß nur derjenige die Welt als ein sinnloses Chaos ansehen kann, der idealistische Kitsch-Vorstellungen zum Maßstab nimmt. Den Fatalismus liefert dabei der erzählerische Rückwärtsgang gleich frei Haus. Durch die Umkehrung von Ursache und Wirkung erscheint nämlich automatisch als zwangsläufig – irreversibel eben – , was in konventionell chronologischer Darstellung lediglich eine unerhörte Begebenheit gewesen wäre. Im Lichte des »Zurück zur Natur« erweist sich zudem alles abweichende Sexualverhalten als denaturiert. Die Homosexuellen, Transvestiten, Pädophilen und Sadomasochisten figurieren als veritable Ritter der Apokalypse.

Noé wiederum ist, wie es sich für einen regressiven Charakter gehört, anal-fixiert. Der Schwulenclub heißt bei ihm »Rektum«, die Vergewaltigung findet durch Analverkehr statt, und auch Marcus äußert einmal entsprechende Vorlieben. »Irreversibel« bietet also keine guten Gründe für Kulturpessimismus; es handelt sich bloß um den Alptraum eines Spießers.

Konkret 09/03, S. 69

Magnus Klaue

Film des Monats

Kleine Freiheit

Regie: Yüksel Yavuz; mit Cagdas Bozkurt, Leroy Delmar, Necmettin Cobanoglu; BRD 2003 (Peter Stockhaus Film); 99 Minuten; ab September im Kino

Thomas Ebermann, der in Yüksel Yavuz' drittem Spielfilm in die Rolle eines Obdachlosen schlüpft, mit dem sich Baran und Chernor, die Hauptfiguren dieses alle Klischees des sozialkritischen Realismus unterlaufenden »Illegalen-Dramas« anfreunden, zitiert irgendwann das Gedicht von Joachim Ringelnatz über die beiden Ameisen, die nach Australien reisen wollten: »Doch in Altona auf der Chaussee, da taten ihnen die Füße weh. / Und so verzichteten sie weise / auf den letzten Teil der Reise.« Ringelnatz' vermeintlich harmlose poetische Neckerei wird im Munde des »Käpt'n« zum resignativen Urteilsspruch über das gesellschaftliche Schicksal seiner Kumpanen, für die »Australien« als Metapher eines utopischen Anderswo fungiert, nach dem sie sich sehnen, ohne es je erreichen zu können. Gezeichnet vom Stigma der »Illegalen«, für die jeder Tag einen neuen Kampf gegen Polizei und Hamburger Bürger bedeutet, werden Baran und Chernor buchstäblich zu »Ameisen«, die nach Belieben zerdrückt werden können und für die alles, was der Durchschnittsdeutsche im Vorübergehen bewältigt – Einkauf, Plauderei mit Nachbarn, Kneipenbesuch -, zum Spießrutenlauf wird.

Yavuz' Film beginnt mit zusammenhanglosen Schnipseln eines *home videos*, das Baran mit einigen Mitgliedern seiner kurdischen Familie aufgenommen hat: alte Frauen mit Kopftüchern und ein bärtiger Mann, Barans Großvater, der Chernor zufolge »wie Gott aussieht« und seinem Alter zum Trotz noch immer »total fit« ist. Die Videokamera, mit der Baran von seinem Fahrrad aus die Bruchstücke des Hamburger Alltags aufnimmt, um sie seinen Freunden vorzuspielen, ist ein Leitmotiv in Yavuz' Film, der sich durch seinen Mut zur Subjektivität wohltuend abhebt vom pseudo-dokumentarischen Gestus vieler derzeit modischer Immigranten- und Illegalen-Filme aus Frankreich. Bei Yavuz gibt es keine vermeintlich naturalistischen, in Wahrheit diskriminierenden Darstellungen der »animalischen« Sexualität der Unterklasse, keinerlei Authentizitäts-Schnickschnack und keine anbiedernde Betroffenheit.

Bereits die Eingangsszene, in der Baran von den Mitarbeitern des türkischen Imbiß, bei dem er arbeitet, einer schmerzhaften Zahnbehandlung mit glühendem Metallspieß unterzogen wird, konterkariert das Geschwätz vom harmonischen multikulturellen Miteinander. Auch sonst schildert »Kleine Freiheit« eindrücklich, wie sich die Mechanismen der Abwehr des Fremden innerhalb marginalisierter Gruppen sogar verschärft reproduzieren. Für die Freunde des Schwarzafrikaners Chernor ist Baran nur »der abgefuckte Kurde«, Barans Chef wiederum glaubt, es sich nicht leisten zu können, Chernor bei sich arbeiten zu lassen, weil er »den Deutschen« nicht zumuten könne, sich in einem türkischen Imbiß von einem Schwarzen bedienen zu lassen (solche dubiosen Typen könne man allenfalls »in der Küche« dulden). Die Lebenswelt von Asylanten und »Illegalen« erweist sich in solchen Szenen als ebenso hierarchisch und repressiv strukturiert wie ihr vermeintlicher Gegenpol, die »offizielle« Lebenswelt der deutschen Bevölkerung. Zu ihr hat Baran ohnehin nur einen imaginären Bezug: Die bei ihrer deutschen Mutter lebende Tochter seines türkischen Chefs ist auf divenhaft-elitäre Weise in ihn verliebt und betrachtet den jungen Ausländer als eine besonders exquisite Trophäe, mit der sie vor ihren Freundinnen prahlen kann. Ein wirklicher Kontakt zwischen beiden ist jedoch von Beginn an unmöglich; es bleibt bei unverbindlichem Geplänkel und gelegentlichen Sticheleien.

Auch sonst ist die Gesellschaft, in der Baran und Chernor leben, eine hermetisch abgeriegelte Männerwelt, in der Gesten auftrumpfender Selbstbehauptung mehr zählen als Reflexion, Einfühlungsvermögen oder Verletzbarkeit. Die homoerotischen Untertöne, die sich in die Freundschaft der beiden Jungen einschleichen, verdanken sich denn auch nicht dem Anspruch, ein Schwulen-Drama zu inszenieren. Vielmehr erscheinen homosexuelle Beziehungen als die letzte überhaupt verbleibende Möglichkeit unverstellter und liebevoller Kommunikation. »Weibische«, introvertierte oder schwächliche Figuren wie der heruntergekommene »Käpt'n« haben in der Gesellschaft, die »Kleine Freiheit« schildert, keine Überlebenschance. Deshalb auch übernimmt Baran selbst irgendwann die traditionsreiche, »kämpferische« Ideologie von Familienehre und Rache, wenn er sich in die Idee verbeißt, einen alten Kurden aus seiner Heimat, den er für den Verräter seiner im Guerillakampf getöteten Eltern hält, zur Rechenschaft zu ziehen und umzubringen. Baran, der den Kurden verfolgt, wird wiederum von Chernor verfolgt, der ihn an seiner Tat hindern möchte. Chernor seinerseits handelt mit Drogen, um sich ein Leben im Untergrund zu ermöglichen, und ist ständig auf der Flucht vor Hamburger Zivilfahndern.

Als diese am Ende des Films tatsächlich auftauchen und allen Träumen der beiden Jungen von einem entspannteren Dasein ein Ende bereiten, hat der Zuschauer zuerst das Gefühl, Neonazis beim »Ausländerklatschen« zu beobachten, derart ähnlich sind die beiden Ermittler in Erscheinungsbild, Gestus und Redeweise ihren rechtsradikalen Konkurrenten. Für sie ist die Suche nach »Illegalen« ein staatlich legitimierter Jagdsport, bei dem es darum geht, möglichst viele von »denen« einzufangen und unschädlich zu machen.

Der Teufelskreis von Verfolgen und Verfolgtwerden, den der Film inszeniert, erlaubt keine Harmonisierung der Widersprüche im Happy End: In dem Wahn, er könne Chernor auf diese Art doch noch vor der Polizei retten, bedroht Baran, selbst schon von der Staatsmacht eingekreist, die Beamten mit einem Revolver. Als sie den Jungen zur Kapitulation zwingen, verspricht ihm einer der Ermittler, ihm werde, wenn er sich nicht wehre, »nichts passieren«. Was hier nichts anderes heißt, als daß er überleben wird, ohne jedoch weiterleben zu können; er hat keine Zukunft.

Am Ende filmt Barans zu Boden gefallene Handkamera seine eigene Verhaftung und schließt damit die filmische Erzählung eines Lebenslaufs ab, der von Beginn an denjenigen erniedrigt und überrollt hat, der doch ebenso wie alle anderen »sein« Leben leben wollte. Barans Handkamera, mit der der Junge im Slalom durch Hamburger Straßen rast, so daß alltägliche Eindrücke visuell geradezu pulverisiert werden, ist in Yavuz' Film kein Ausdruck dokumentarischer »Authentizität«, sondern vollzieht ästhetisch die ununterbrochene Hetzjagd nach, zu der für Baran das Leben geworden ist. Wenn sie zu Ende ist, herrscht keine Ruhe, sondern Friedhofsstille.

Konkret 09/03, S. 70

Thorsten Fuchshuber

Dein Volk ist alles

Über das Wahnsystem des populären Psychotherapeuten und »Familienaufstellers« Bert Hellinger.

»Das Einverständnis mit dem Seienden, das dessen Entrückung zum Sein motiviert, lebt von der Komplizität mit dem Tod. In dessen Metaphysik braut all das Unheil sich zusammen, zu dem die bürgerliche Gesellschaft physisch kraft ihres eigenen Bewegungsprozesses sich verurteilt.«

Theodor W. Adorno: *Jargon der Eigentlichkeit*

»Der Therapeut achtet den Tod und hat ihn auf seiner Seite, weil er ihn nicht fürchtet, sich aber dennoch vor ihm verneigt. Beides. Dann ist der Therapeut ein Krieger. Was ist ein Krieger? Ein Krieger ist einer, der dem Tod ins Auge schauen kann ohne Angst, und dennoch mit Respekt.«

Bert Hellinger: *Wo Ohnmacht Frieden stiftet*

Im Jahr 1925, zur selben Zeit, als Martin Heidegger in seiner Bauernkate auf dem Todtnauberg mit *Sein und Zeit* ein Schlüsselwerk deutscher Ideologie zu Papier bringt, wird in Leimen Anton Hellinger geboren. Heidegger, von Martin Buber als »Hitler des Denkens« bezeichnet, beraunt in seiner Arbeit die deutsche Volksgemeinschaft. Hellinger wird sich später zum Therapeuten derselben machen. Das Werk des Philosophen steht ihm dabei Pate.

Heute macht der 77jährige als sogenannter Familienaufsteller Furore. An die vierzig Bücher hat er veröffentlicht, mit einer Gesamtauflage von über einer halben Million allein im deutschsprachigen Raum. Seine »Aufstellungen«, die er oft vor einem Publikum von bis zu tausend Personen durchführt, werden aufgezeichnet und als Videobänder verkauft. Ein Blick ins Internet offenbart die Existenz von sogenannten Bert-Hellinger-Instituten rund um den Globus. Unter seinen Adepten finden sich neben Sozialpädagogen, Esoterikern und kirchlichen Familienberatern auch zahlreiche Psychotherapeuten und Akademiker. In Deutschland arbeiten inzwischen zweitausend »Therapeuten« im Sinne seiner Lehre.

Sie alle sind begeistert von einem Spektakel, das Heilung innerhalb weniger Minuten verspricht. Hellingers »Organisationsaufstellungen« orientieren sich dabei nur oberflächlich an der herkömmlichen Methode der Familienskulptur. Bei dem altbekannten Verfahren stellt ein Klient seine Familienmitglieder mit Hilfe von Stellvertretern gemäß seiner emotionalen Beziehung zur jeweiligen Person räumlich auf. Dadurch soll das soziale Gefüge plastisch werden, in dem der zu Therapierende sich zu bewegen meint.

Bei Hellinger jedoch passiert etwas völlig anderes. Sobald der Klient seine Familie aufgestellt hat, wird in der Regel auch er durch einen Stellvertreter ersetzt. Zwischen diesen x-beliebigen Personen entsteht laut dem Guru ein »wissendes Feld«. Wildfremde Menschen bekommen Zugang zu den Gefühlen des Familienmitglieds, das sie stellvertreten, selbst wenn dieses schon verstorben ist. Im folgenden übernimmt nicht der Klient, sondern Hellinger selbst die Regie und schiebt die Teilnehmer der Aufstellung hin und her. Diesem »wissenden Feld«, so läßt uns Bertold Ulsamer, einer seiner Schüler, wissen, vertraut sich Hellinger an und nimmt die »Bewegungen, die Stellvertreter in ihrem Inneren spüren«, in sich auf. Mit Hilfe seiner »phänomenologischen Wahrnehmung« erkennt er »das Wesentliche« und gebraucht die »wesentlichen Worte«. Diese »schlichten Worte«, sagt Ulsamer, »hat er in kraftvolle Lösungsansätze gegossen ... Solche einfachen Sätze können im Rahmen einer Aufstellung eine große heilende Wirkung für den Betreffenden entfalten.«

Hellinger schreckt nicht davor zurück, ganze Nationen aufzustellen. »Eine Russin deutscher Abstammung, die nach Deutschland ausgewandert ist, weiß nicht, ob sie mehr nach Deutschland oder nach Rußland gehört«, erklärt er in seinem Buch *Der Friede beginnt in den Seelen*. Deshalb läßt er eine Stellvertreterin für »Mütterchen Rußland« auftreten. Dann veranlaßt er die Klientin, den Satz »Ich bin eine Russin« zu sagen. Am Ende, so Hellinger, beugt sich »Rußland langsam zu ihr hinunter, streichelt ihr über den Rücken, nimmt sie in die Arme. Die Klientin schluchzt laut.«

Durch diesen Mummenschanz ist die Klientin geheilt, soll der geneigte Leser glauben. Abschließend gibt der Therapeut den Anwesenden eine politische Botschaft mit auf den Weg: »Etwas Wichtiges ist hier zum Ausdruck gekommen. Minderheiten müssen sich dem Land, in das sie aufgenommen wurden, unterwerfen und einfügen. Alles andere wirkt sich schlimm aus. Hier heilt Demut.«

Über Volkshygiene weiß Hellinger genau Bescheid: Es gebe »eine Auswanderung, die der Heimat den Rücken kehrt, weil man das Leid der Heimat nicht mittragen will. Das wirkt sich auf die Betroffenen oft ungut aus. Sie werden, zum Beispiel, krank.« Gesund werden können sie nur, »wenn sie in ihre Heimat zurückgehen und wenn sie bereit sind, das Schicksal ihres Volkes mitzutragen«.

Es wird deutlich: Hellinger hat eine Mission, die über Familientherapie weit hinausreicht. Er will die »Versöhnung«. Die Versöhnung der Menschen mit der Lage, in der sie sich befinden (»Wille zum Schicksal«), die Versöhnung mit der Volksgemeinschaft (»lebendige Ordnung«) und die Versöhnung der Deutschen mit dem Judenmord.

Seine Mission führt den jungen Anton Hellinger zunächst zur Wehrmacht. Nach dem Krieg tritt er als Bruder Suitbert den Mariannhiller Missionaren bei. Inzwischen zum Priester geweiht, zieht es ihn nach Südafrika, wo er 13 Jahre lang als Schulleiter und Missionar tätig ist. Während seines Ordenslebens lernt er meditative Übungen kennen. Mit Hilfe dieser Übungen, wird Hellinger später sagen, beginne man ruhig und aufmerksam zu schauen, »ins Leere, ganz gesammelt. Das ist vergleichbar mit der Grundhaltung für das phänomenologische Wahrnehmen ... Sie ermöglicht die kurze innere Sammlung, doch ohne daß man Ziele hat, und kommt so mit etwas Verborgenem in Verbindung.« Zu dieser Zeit beschäftigt er sich wohl auch mit der Existenzphilosophie Heideggerscher Provenienz.

Wieder in Deutschland, besucht er seit 1970 Vorlesungen zur Psychoanalyse und scheidet 1971 als »Bert« Hellinger aus dem Orden aus. Er arbeitet als Psychoanalytiker und entwickelt im Zuge dieser Arbeit seine Methode des Familienaufstellens. Im raunenden Jargon propagiert er fortan die Schicksalsgemeinschaft. Nur wer sich ihr unterwirft, kommt zu sich selbst.

Einer Klientin, die sich ihrer nationalsozialistischen Großeltern schämt, sagt er: »Wer sich schämt, der versucht, dem gemeinsamen Schicksal zu entkommen. Aber das geht nicht. Dieses Schamgefühl kommt aus einer überheblichen Haltung. Das wäre dann aber die gleiche Haltung, wie sie die Nationalsozialisten hatten, als sie sich über die Juden und andere Völker erhoben. Sie verbindet mit den Tätern anstatt mit den Opfern.« Hellinger will auch die Versöhnung mit den Nachkommen der Opfer der Shoah. Und Versöhnung, spricht der Therapeut den Deutschen aus der Seele, heißt vergessen: »Vergebung, die verbindet, ist verborgen und still ... Sie übersieht einen Fehler, ein Unrecht, eine Schuld und vergißt sie.«

Wehe denen, die die Versöhnung mit den Nazimördern verweigern. Mit Blick auf eine Frau aus Griechenland, die während des nationalsozialistischen Terrors vierzig Familienangehörige verlor, fordert er sein Publikum auf: »Jetzt schaut auf die eine Frau, die sich abgewendet hat. Sie zeigt, was in den Herzen von vielen vor sich geht, die Nachkommen und Mütter von Opfern sind. Sie verweigern die Versöhnung. Nun stellt euch vor, was geht in ihrer Seele vor? Was geht in den Seelen ihrer Kinder vor? Hier sehen wir, wie das Böse und das Aggressive und das Täterhafte sich fortpflanzt.«

Wo das endet, weiß Hellinger auch. Die Juden sind die Nazis von heute: »Wenn die Nachkommen der Opfer auf die Täter böse sind, werden sie wie die Täter ... Wenn ihr seht, was im Nahen Osten passiert, könnt ihr das bei vielen beobachten, nicht nur im Gefühl der Überlegenheit, auch im konkreten Handeln. Hier sehen wir, was passiert, wenn wir die Täter ablehnen.«

Deshalb, träumt der Therapeut der deutschen Seele, wäre es wundervoll, wenn die Deutschen auch aussprechen könnten, was sie ohnehin denken: »›Hitler ist einer von uns, ein Mensch wie wir. Wir nehmen ihn auf als einen von uns – mit Mitgefühl. Und nicht nur ihn, sondern auch alle, die ihm gefolgt sind.‹ Wenn wir auf einmal anerkennen, daß auch sie im Grunde ihrem Gewissen gefolgt sind und im Gefolge ihres Gewissens sich als Opfer gefühlt haben, und daß sie ihre furchtbaren Taten im Grunde mit gutem Gewissen vollbracht haben ... Dann hört jede Überlegenheit und jede Angst auf. Was würde in den Seelen der Deutschen geschehen, wenn ihnen das gelänge? Wie wären sie dann für andere Völker? Welche Kraft würde dann freigesetzt? Das ist der eigentliche Weg zur Versöhnung.«

Der »eigentliche Weg« des Deutschen, auch das weiß er, ist das von Heidegger diktierte »Sein zum Tode«. Aus Heideggers Philosophie schuf Hellinger seine »phänomenologische Psychotherapie«. Und so treffen jene, die sich von ihm therapieren lassen, auf ein abgeschlossenes ideologisches System. Dem zugrunde liegt die »lebendige Ordnung«, ein Ordnungsgefüge das sich durch Innerlichkeit auszeichnet, denn »Ordnungen der Liebe sind ja Ordnungen der Seele«. Diese Ordnung zu akzeptieren bedeutet zunächst, sich der eigenen Sippe zu unterwerfen. Wer sich gegen sie auflehnt, wird krank: »Das erste ist natürlich, daß man seinem eigenen Leben zustimmt, und zwar in der besonderen Weise, in der es gegeben ist. Das bedeutet für mich, den Eltern zuzustimmen, die ich habe, der Kultur zuzustimmen, in die ich hineingeboren bin, der Sprache zuzustimmen, in die ich hineingeboren bin, den Möglichkeiten zuzustimmen, die mir dieses Leben gibt.«

Hellinger fordert Schicksalsergebenheit und will glauben machen, daß alles Leid der Menschheit dem Willen einer undurchschaubaren »höheren Macht« entspringt. So darf eine Frau, die von ihrem Vater vergewaltigt wurde, ihren Peiniger nicht etwa verachten. Um geheilt zu werden und in der Ordnung zu bleiben, muß sie, von Hellinger dazu aufgefordert, dem Stellvertreter ihres Vaters sagen: »Ich habe es gern für dich getan.«

Hellinger agiert – wie viele Agitatoren und selbsternannte Heilsbringer – mit brutaler psychischer Gewalt. Warum sich dennoch so viele einem solchen Denken unterwerfen, hat Theodor W. Adorno in den *Studien zum autoritären Charakter* zu erklären versucht: »Aberglaube bezeichnet eine Tendenz des Individuums, die eigene Verantwortung äußeren, der eigenen Kontrolle entzogenen Kräften zuzuschieben; Aberglaube ist ein Indiz, daß das Ich bereits ›aufgegeben‹, daß es auf den Gedanken verzichtet hat, sein Schicksal durch Überwindung der äußeren Mächte selbst bestimmen zu können.«

Die Ich-Schwäche jener, die bei Hellinger in »Behandlung« gehen, ist bereits so ausgeprägt, daß sie gewillt sind, sich der »äußeren Macht« mehr oder weniger bedingungslos zu unterwerfen. Der Therapeut weiß um dieses Phänomen der autoritären Unterwürfigkeit und nutzt es, wie alle Führerfiguren, rigoros aus. Er suggeriert, via »wissendes Feld« in Kontakt mit der »höheren Macht« zu stehen, und macht sein Klientel glauben, daß etwas von dieser Macht gleichsam auf ihn übergegangen sei.

Hellinger wendet sich gegen die Selbstreflexion, die er durch die »Leere«, die »Nacht des Geistes« ersetzt: »Das heißt, darauf zu verzichten, mehr wissen zu wollen, als sich zeigt.« Auch jede theoretische Auseinandersetzung mit der menschlichen Psyche lehnt er ab: »Bei der phänomenologischen Methode setzt man sich der Situation aus, wie sie ist, ohne Voraussetzung und ohne sich auf eine bestimmte Theorie zu stützen. Dann leuchtet aus der Situation das Wesentliche auf.«

Er nutzt die Unkenntnis der Menschen von der Totalität des stummen Zwangs der Warengesellschaft, dem sie unterworfen sind. Das daraus resultierende Unbehagen will er nicht etwa durch Schaffung von kritischem Bewußtsein erhellen; gleich seinem geistigen Ziehvater Heidegger hetzt er gegen Intellektualität, kanzelt Theorie und Wissen als Form der Entfremdung vom »Wesentlichen« ab. Eine bekannte Methode: Auch die Nazis legten laut Adorno größten Wert auf »die Diffamierung all dessen, was das Individuum seiner selbst und seiner Probleme bewußt zu machen geeignet war«.

»Autoritätsgebundene Charaktere«, führt Adorno an anderer Stelle aus, »identifizieren sich mit realer Macht schlechthin, vor jedem besonderen Inhalt. Im Grunde verfügen sie nur über ein schwaches Ich und bedürfen darum als Ersatz der Identifikation mit großen Kollektiven und der Deckung durch diese.« Auch dieser Umstand ist bei Hellinger zur Ideologie geronnen. Nach der Entwicklung des Ichs, so der Therapeut, gebe es eine weitere »Bewegung«: »Das heißt, das Ich läßt los und fügt sich in ein größeres Ganzes ein ... Wenn man sich dem dann fügt, erlebt man sich als geführt. Die Unterscheidung zwischen geführt-werden und freiem Willen gibt es dann nicht mehr.«

Das größere Ganze, das Kollektiv-Ich, zu dem die einzelnen Individuen getreu dem Motto »Du bist nichts, dein Volk ist alles« verschmelzen sollen, ist die Volksgemeinschaft: Jedes »Volk« sei »eingebunden in ein Schicksal, in ein Land, in eine Region ... Und ich stimme jedem zu, wie es ist. Wenn ich diese Haltung habe, mache ich auch keinen Versuch, einzugreifen in das andere.«

Diese Ordnung ist laut Hellinger selbst dann einzuhalten, wenn der Souverän durch einen Despoten wie Hitler verkörpert wird. Es bestehe nicht einmal die Möglichkeit zum Widerstand, wie er im Gespräch mit seinen Schülern sagt: »Ich war zu der Zeit Soldat und habe die Reaktionen der Kameraden darauf gehört. Es war klar, die Widerstandskämpfer hätten in der Truppe keine Chance gehabt. Die Widerstandskämpfer waren nicht mit dem Volk verbunden, und mit dem, was eigentlich lief.« Partisanen sind für den Laudator der deutschen Schicksalsgemeinschaft, die auf diese Weise endlich auf Heilung des beschädigten kollektiven Narzißmus hoffen darf, nichts als »Mörder«. Denn was haben sie »anderes gemacht, als deutsche Soldaten abzuknallen«?

Der Widerstand habe außerdem »etwas sehr Anmaßendes an sich, weil dahinter auch das Gefühl steckt: Es ist in meine Hand gegeben, das Rad des Schicksals zu wenden.« Wahre Größe zeige dagegen, wer schicksalsergeben ist und »im Einklang mit diesem Strom, dann hat er ungeheure Kraft. So schrecklich es klingt, einer der darauf warten konnte und es dann ergriffen hat, war Hitler.«

Selbst Vergebung zu gewähren ist für Hellinger wider die »lebendige Ordnung«. Denn sie setzt die Zuweisung von Schuld voraus. Die Vergebenden erheben sich dadurch über den Schuldigen »und machen ihn erbärmlich und klein«. Sie machen den Schuldigen »durch ihre Vergebung sogar böse, weil sie ihn und seine Tat nicht ernst nehmen ... Vor allem aber maßt sich jemand durch eine solche Vergebung etwas an, was nur einer höheren Macht zukommt, der Täter und Opfer ausgeliefert sind und in deren Dienst sie stehen, alle auf ihre Weise.«

Mit dem Trick der »höheren Macht« werden nun also Täter und Opfer vollends auf eine Stufe gestellt, der Täter wird gar für die »Ernsthaftigkeit« seiner Tat geadelt. Wo solches Denken hinführt, mag manch eine/r nun erraten: Zum Ground Zero in New York und, letztendlich, nach Auschwitz:

lIn einem Interview zum 11. September forderte Hellinger dazu auf, anzuerkennen, daß die Ausführenden des antisemitisch motivierten Massakers »auf ihre Weise religiös sind, zutiefst religiös, auch wenn sich ihr Handeln gegen uns richtet. Daher sind sie auch auf ihre Weise gewissenhaft.« Auch diese Angreifer seien als Opfer zu sehen, »die sich in etwas anderes eingebunden erfuhren, die auch aus ihrer Sicht etwas Gutes bewirken wollten«.

lIn einem im ORF gehaltenen Vortrag mit dem Titel »Das Judentum in unserer Seele« räsonierte Hellinger über die Opfer der Shoah und halluzinierte sie voller Bewunderung als von jenem Opfergeist erfüllt, den er für die Volksgemeinschaft fordert: »Sie haben ihren Mund nicht geöffnet und ließen sich zur Schlachtbank führen wie ein Lamm, das still bleibt.« In Hellingers Wahnsystem verdienen sie Respekt, weil sie sich vermeintlich der »höheren Macht« unterworfen haben und, wie er meint, sich widerstandslos ermorden ließen. So werden sie ihm zum Vorbild der »deutschen Seele«.

Der Therapeut spricht, wie er es aus den Nürnberger Gesetzen gelernt hat, von »Halbjuden« und läßt jüdische Frauen sich bei ihren nicht-jüdischen Ehemännern dafür bedanken, daß diese sie trotz ihres Judentums geheiratet haben (so in: *Der Abschied. Nachkommen von Tätern und Opfern stellen ihre Familie*). Doch nicht nur darin manifestiert sich Hellingers besondere Einstellung zu den Juden. Seine »phänomenologische Psychotherapie« ist, wie er selber sagt, der Psychoanalyse »in vieler Hinsicht entgegengesetzt«. Mit seiner Methode setze er sich den Phänomenen ohne die »Absicht der Erkenntnis« aus. Er warte, bis ihm »von den Phänomenen her das Wesentliche gezeigt wird«. Dieser Vorgang sei »sehr demütig« und das »Gegenteil von Wissenschaft«, ja sei »äußerste Empirie«. Solcher Ablehnung der Psychoanalyse bescheinigte schon Adorno, sie sei unmittelbar eins mit dem Antisemitismus, weil »Psychoanalyse genau in jener kritischen Selbstreflexion besteht, welche die Antisemiten in Weißglut versetzt«.

Mit Hilfe der »wesentlichen Worte«, die keiner Vermittlung durchs denkende Subjekt bedürfen und die gleichsam aus seinem Innersten kommen, predigt Hellinger das »Sein zum Tode«. Die Vorstellung, daß das Leben das Höchste sei, ist ihm »absurd«, wie er der »Zeit« zu Protokoll gab. Das Leben sei »Teil von etwas Größerem«, schreibt er an anderer Stelle, »wenn es aufhört, hört das, woher es kommt, nicht auf. Jeder der stirbt, fällt in diesen Urgrund zurück.« Dort gebe es keine Unterschiede, keine Verdienste, kein Gut, kein Böse mehr.

Hellingers Rede vom Willen zum Schicksal schreibt die Entfremdung der Menschen in der Tauschgesellschaft als vollendete Verdinglichung fest. Damit schneidet er jede Möglichkeit zur Veränderung, zur Entwicklung des freien Willens ab. Wie Heidegger preist er den Tod als »das vermeintlich dem universalen Tauschverhältnis schlechthin Entzogene« (Adorno): Nur Ideologie jedoch postuliert den Tod als Antidot gegen den Tausch, da jener, als das dem Subjekt absolut Fremde, Modell aller Verdinglichung ist.

Kein Wunder also, daß Hellinger gerade in Deutschland mit dieser »Therapieform« große Erfolge feiert, zeichnet sich doch die Ideologie der Volksgemeinschaft dadurch aus, daß die Trennung von Staat und Gesellschaft in ihr aufgehoben ist. Die je einzelnen Individuen haben die Herrschaft, der sie unterworfen sind, bereits verinnerlicht und dies oft genug, wie im Fall der Ideologie Hellingers, mit Hilfe einer metaphysischen »höheren Macht« rationalisiert. Auch hier wird die Möglichkeit, sich vom Seienden zu emanzipieren und einen freien Willen zu entfalten, negiert, die Zumutungen des bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisses werden als Schicksal, als unveränderbares Wesen des Seins festgeschrieben.

Im Mittelpunkt der Lehre Hellingers steht in beinahe unfaßbarer Deutlichkeit, was Adorno im *Jargon der Eigentlichkeit* in Bezug auf Heidegger konstatierte: die »unmittelbare Theodizee von Vernichtung«.

Thorsten Fuchshuber schrieb in KONKRET 8/03 über die Flüchtlingsbekämpfung der EU

Konkret 09/03, S. 73

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

»SOS Projects für Mensch und Tier e.V.«

Frau Präsidentin Renate Thyssen-Henne

Fax 089/90 95 65 92

Sehr geehrte Frau Präsidentin!

Mit dem Kindbettfieberbezwinger Jakob P. Semmelweis teilten Sie in Ihrer Jugend das Faible für Hygiene. Sie waren gerade mal zauberhafte zwanzig, da kreierten Sie »Seifrisch«, das parfümgetränkte Tüchlein in der Aufreißpackung, das dem Gast des »Wienerwald« nach dem Verzehr des Hendel entfettend zur Hand ging. Flugs vollzogen Sie die Metamorphose des Bottroparmeleutekindes zur namhaften Millionärin, wohnhaft in einer Villa zu Mainhattan. 1986 erwarben Sie von Hendlvater Jahn »Wienerwald«-Wertpapiere für fünfzehn Millionen Mark. Die Branche feixte. Sie aber erzielten nach drei Jahren für diesen tapferen Einsatz den fast dreifachen Erlös. All Ihr Eros galt von jeher der Multiplikation des von Ihrem wunderschönen Munde Abgesparten. Trotzdem beherzigten Sie den Ehegedanken. Fünfmal ließen Sie sich standesamtlich bekerlen, wobei der mittlerweile emeritierte Münchner Mercedesdistributeur Ernst Theodor Henne als amtierender Gatte gelten darf. Die zweite Liaison mit dem Essener Oeconom Helmut Homey war Ihnen die gebenedeiteste, denn ihr entsprang die Tochter Gabriele, die, promoviert und als »Inaara« die Begum des momentanen Aga Khan, ein Stern mittlerer Größe am Jetsetfirmament – und aber auch (neben den KFZ-Damen Regine Sixt und Professor Susanne Porsche, The Lord Donoughue of Ashton und Professor Dr. Roberto Köstlin von der Münchner Tierklinik) dem Beirat des »SOS-Projects für Mensch und Tier« unter dem Beiratsvorsitz ihres Stiefvaters Ernst Theodor Henne kooptiert ist. Sie, sehr geehrte Frau Präsidentin, ankerten eingangs dieses Jahrtausends Ihr Projekt im Münchner Vereinsregister, weil eine Freundin Sie auf das Elend herrenloser Hunde auf der spanischen Insel Tenerife hingewiesen hatte. Per Cargo ließen Sie seither zirka zweihundert Underdogs von den Canaren einfliegen, ins deutsche Asyl, in Ihren »Sonnenhof« zu Rottenbuch an der »Romantischen Straße« im Voralpenland, der umgrünt ist von fünfzehntausend Quadratmetern Wiese, der das Schicksal, dereinst als Baugrund für Datschen in bajuwarischbiofolklorem Stil dienen zu dürfen, zu Ihren Gunsten, gnädige Frau, möglichst blühen möge. Ich halte Ihren Einfall, mit »SOS«-Logo-bedruckten Leibchen umgürtete Hunde als Trostsoldaten an die Unterschichtssterbeheimfront zu schicken, für extraordinär innovativ. Nur – diese Partie darf nicht im Singulären versauern. Ohne großzügige Vermarktung, wer wüßte dies besser denn Sie, ist alles Evangelium für die Katz. Ich (Kapital wäre da!) würde gern beim »tierischen Besuch im Altenheim« einsteigen. Ich denke deutschlandweit. Ich denke in Kostenträger- (AOK, LVA etcetera) und Kostenerstattungskategorien!! Bitte rufen Sie mich möglichst eher als später an. Ich freue mich auf unsere Erwerbsbeziehung. Ergebenst Ihr h.t.

Konkret 09/03, S. 74

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Berlusconi zeigt seine Reize:

Als ich von Schülern einmal gefragt wurde, was die Formel meines Erfolges ist, habe ich geantwortet: arbeiten, arbeiten, arbeiten. Also ich bin fast schon ein Deutscher.

Fast. Es fehlt nur, was einem gewöhnlichen Faschisten zum echten Nazi eben fehlt.

Wie der »Bildzeitung« einmal die Scham sich rötete:

Aufregung um Jürgen Drews. In einer Fußgängerzone in Freising blödelte der König von Mallorca. Plötzlich kam ein Ei geflogen, traf ihn am Kopf. Drews sprintete hinter der Eierwerferin her, stellte die junge Frau, packte sie ruppig am Arm. Er zu ihr: »Warum machst du so was?« Sie pampig: »Weil du ein A... bist.« Drews rutschte die Hand aus, er ohrfeigte die Frau. Sie fauchte: »Schlag mich noch einmal, du Wi...er!«

Vor wem die A... vom Spr...er-Verlag wohl in die delikaten Pünktchen flohen? Vor ihren Le...ern, die gar nicht so schnell rubbeln können wie die Redaktion Mösen vorlegt? Oder genierten sie sich vor der F..., die immer so keusch darüber wacht, was die W...er so treiben, deren H...werk sie bezahlt?

Unser ins Nachtgeschirr der Prominenten entsandter Sonderkorrespondent Michael Graeter erzählt den anderen kleinen Männern, wie es in der großen Welt zugeht:

Später gibt es Lachs mit Roten Beten und zum Hauptgang ein zartes Filetsteak mit Morcheln und Pilzen.

Rote Bete schmecken mit einem N am Ende so gut wie gar nicht. Aber Morcheln *und* Pilze – wofür Graeter wohl diese spitz zulaufenden, schrumpligen Früchte des Waldes gehalten haben mag? Für ein getrocknetes Stück König von Mallorca?

So richtig ich es finde, den Zonis ab und an Freigang zu gewähren, so unangenehm ist es mir doch, ihnen dabei zu begegnen. Dies kaum gedacht, quatscht mich eine von der Seite an. Es ist Guidos östliche Hälfte:

Unser Sozialsystem muß die Schwachen vor den Faulen schützen.

Und wer schützt die Dicken vor den Doofen? Mich vor Cornelia Pieper?

Die Schriftstellerin Karen Duve treibt Friedman und sein Phall um:

Er hat sich mit dem organisierten Verbrechen eingelassen. Warum bestellt er beim Ukrainer?

Ein Wink mit dem Bettpfosten: Warum in die Ferne schweifen? Sieh, ich Gute lieg so nah.

Eine Evelyn Hecht-Galinski, auch sie schon reichlich übern Punkt, erinnert sich, daß da mal was war:

Mein Vater sagte einmal zu mir: Friedman ist ein Fall für die Couch.

Es ist aber die Dringlichkeit, dies einer Illustrierten per Einschreiben mitzuteilen, schwerlich anders zu deuten denn als späte Rache, daß der Genannte auf der Ihren nie hat Platz nehmen wollen.

Als im Bunde die Dritte macht eine Ulrike Posche sich über Friedman her:

Der Krawall-Talker und selbst ernannte Journalist,

der nicht, wie Frau Posche, ihren Magister in Zeilenschinden hat,

ist auf seinen pomadigen Show- und Starallüren ausgerutscht. Er wird wieder aufstehen, eine 2. Chance bekommen und frisch gewaschen antreten.

Die saubere Frau Posche nennt Friedman noch schnell einerseits einen

Selbstmordattentäter in eigener Sache,

andererseits einen

unfehlbaren Inquisitor,

bevor sie sich dem Objekt ihrer Begierde ganz öffnet:

Der Spalt zwischen seinem Größenselbst und dem realistischen Selbst war zu einer Schlucht geworden, die beide Seiten mitriß ...

Aber halt! Schluß! Aus! Dieser Film ist erst ab 80.

Auch Heilige denken, wenn sie denken, nicht zuletzt an so Sachen:

Dalai Lama warnt vor zuviel Sex. Im »Reader's Digest« sagte er schmunzelnd, was er dabei vermißt: »Die körperliche Erfahrung.«

Wie, heiliger Bimbam, ist es dann zu dem Limerick gekommen, der die Anden auf und ab klingt?:

There once was a sheppard named Bruno
Who said: There is one thing I do know
A girl is quite fine
A boy is divine
But Lama is numero uno

Durch unbepflockte Empfängnis?

Wenn Boenisch, der große alte Steuerhinterzieher des nationalen Journalismus, die deutsche Geschichte bewältigt, bleibt kein Haken am Kreuz. Über eins seiner Idole schreibt er:

Er war verwundet aus dem Krieg gekommen. Ritterkreuzträger. Ein tapferer Soldat, kein Nazi.

Er hatte lediglich so viele Polen, Russen, Franzosen umgebracht, wie nötig waren, um eine vorzeitige Befreiung der in Theresienstadt und Auschwitz eingesperrten Juden zu verhindern. Zum Dank dafür war ihm von seinem Führer ein Orden verliehen worden, dessen höchste Zier ein Kreuz mit Haken bildete. Boenisch aber? Ein tapferer Deutscher, kein Nazi.

In der »Süddeutschen Zeitung« legt eine Franziska wert darauf, daß sie nicht weit vom Augstein gefallen ist:

Die meisten Dinge macht die Regierung Bush leider ohne europäische Beratung. Ihren unbedingten Wunsch, die Demokratie im Irak zu errichten, haben Bush und seine Ratgeber erst neulich wieder unter Beweis gestellt: einen 32 Jahre alten Juristen haben sie nach Bagdad geschickt, damit er eine Verfassung ausarbeite. Der Mann gilt als liberal. Außerdem ist er Jude. Ein 32 Jahre alter amerikanischer Jude wurde nach Bagdad geschickt, um den schiitischen und sunnitischen Irakis eine Verfassung zu geben! Eine brillante Idee!

Der Herr Papa, ebenfalls als liberal geltend, hätte seinen Moslems so einen nicht zugemutet, allenfalls, denn für sowas hatte er einen Riecher, einen Achteljuden.

Den Schlagersänger Bohlen nennen sie »Pop-Titan«, den Conferencier Gottschalk »Show-Gigant«, irgendeinen Kicker »Flanken-Gott«. Wenn nun einer ihrer durch Steuern eines Kraftfahrzeugs unter Alkoholeinfluß wenigstens der Polizei bekannt gewordenen Kollegen Geburtstag hat, womit läßt sich dem noch eine Freude machen? Hiermit:

Eine publizistische Legende wurde 75: Dr. Herbert Kremp. Bis heute funkeln seine souveränen Analysen und Kommentare auch in »Bild«. Mischt die Sprachkraft Luthers, die Eleganz Goethes, den Scharfsinn Einsteins.

Ging’s nicht eine Nummer kleiner? Hätte es der Titel »Beistrich-Messias« nicht auch getan?

Eine Pressemitteilung des Kreisjugendrings Dachau:

Am Samstag wird die 21. Internationale Jugendbegegnung in Dachau im Jugendgästehaus mit einem Fest eröffnet. Teilnehmer und Team stellen sich auf kreative und unterhaltsame Weise mit abwechslungsreichen Einlagen und Darbietungen den zahlreichen geladenen Gästen und interessierten Besuchern vor. Lassen Sie sich überraschen. Nach dem »offiziellen Teil« und einem reichhaltigen Buffet sind alle herzlich zur schwungvollen Willkommensparty eingeladen. Erleben Sie mit uns den Flair dieser Jugendbegegnung – einem Projekt (aktiv), das in seiner Geschichte und seiner Zielsetzung einzigartig ist. Junge Menschen, die sich in Dachau mit der Geschichte des Konzentrationslagers und heutigen Formen von Ausgrenzung und Rassismus beschäftigen.

Man ist doch froh, daß sich solche Jugend nicht in Oswiecim begegnet ist, zum reichhaltigen Buffet im Krematorium und einer schwungvollen Willkommensparty in der Gaskammer.

Aus Meldungen der Deutschen Presseagentur, der Agence France Presse, von Reuters und Associated Press, die sie getreulich auflistet, hat die »Tageszeitung« einen Bericht zusammengedichtet, der in dem Satz gipfelt:

Zwei der Opfer bewachten eine Tankstelle im Süden Bagdads, als sie von einer Handgranate beworfen wurden.

So macht man und frau aus vier fremden Artikeln doch noch einen Originalbeitrag, der Zeugnis von der Unverwechselbarkeit des alternativen Weltblatts ablegt.